Deutsche Haus-Bibliothek

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/merkwrdigelebe00tren

LB.68273

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Fridrich Freyherr von der Trenck
K.K. Major der Cavall. in seiner 10. Jährigen
Gefängnis und 68. Pfündigen Fesseln in
Magdeburg.

Collection Spemann

Merkwürdige Lebensgeschichte

Merkwürdige Lebensgeschichte

des

des

Friedrich Freiherrn v. d. Trenck

Friedrich Freiherrn v. d. Trenck

Von ihm selbst
als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo

Mit einer Einleitung von Otto Henne am Rhyn

Trenck, Friedrich, Freiherr, von

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten.

Erklärung der Fesseln und des Kerkers (zum Titelbild).

a. Das handbreite Eisen um den Hals, worinnen die ganze Kettenlast hing, und die ich Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil die Last die Nerven am Hals klemmte. b und c. Zwei Schellen über den Ellbogen, welche hinterwärts mit einer Kette am Halseisen befestigt waren. (NB. Diese habe ich nicht vier Wochen getragen; sie wurden mir abgenommen, da ich krank wurde.) d. Ein eiserner breiter Ring um den Leib, wo in h eine Kette befestigt war, die bei g auf der Handstange auf und ab lief. e und f. Die zwei Handschellen, welche so wie sie hier gezeichnet sind, an einer zwei Schuh langen, einen Zoll dicken eisernen Stange g angeschmiedet waren, so daß ich nur die Spitzen der Finger zusammenbringen konnte. i. Ein eiserner Ring in der Mauer, an welchem ich angeschmiedet war. k und m. Dreifache leichtere Ketten, die alle in einem großen Ringe l am rechten Fuße zusammen kamen und eine ungeheure Last verursachten. n. Mein Leibstuhl, auf den ich sitzen konnte. o. Mein Wasserkrug. p. Mein Leichenstein mit dem eingehauenen Totenkopfe und meinem Namen Trenck. Unter diesen sollte ich begraben werden, nachdem er mir zehn Jahre lang zum Bette gedient hatte.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Die Lebensgeschichte des Freiherrn Friedrich von der Trenck führt uns in eine Zeit, in welcher der Adel, in Deutschland wie anderwärts, zu einem großen Teile in arger Entartung begriffen war. Wohl hatte das Raubrittertum ein Ende genommen, erdrückt von der aufsprossenden Macht der Fürsten, in deren immer mehr zentralisierten Staaten für die Zerfahrenheit des Feudalwesens und für die Ungebundenheit kleiner Herren immer weniger Raum übrig blieb. Aber da die Nachkommen der Raubritter keine Erziehung genossen hatten, welche sie anspornte, sich edlen Beschäftigungen zu widmen, wie sie z. B. die Ritter des Zeitalters der Kreuzzüge oder Hohenstaufen in der Schöpfung unsterblicher Werke der Poesie gewählt hatten, wuchsen sie in Roheit auf und verbrachten ihre Zeit mit Trinken, Spielen, Jagen und Raufhändeln, und wenn es hoch kam, im Hof- und Kriegsdienste. So wenig sie sich indessen durch feine Sitte und Bildung auszeichneten, so sehr suchten sie sich durch Hochmut auf ihre Abstammung hervorzuthun und lagen der besonders im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert grassierenden Sucht ob, Wappen und Stammbäume malen und anfertigen zu lassen, auf deren Echtheit und Zuverlässigkeit nicht nur nicht gesehen wurde, sondern die man so pompös als möglich herzustellen bestrebt war. Wehe aber dem, der die Berechtigung solcher Machwerke zu bezweifeln wagte, — er wurde bis aufs Blut verfolgt und mißhandelt. Diese Sucht lockte aber bürgerliche Leute an, sich in die Reihen des Adels einzudrängen, namentlich als durch die blutigen Ereignisse des dreißigjährigen Krieges der alte Adel große Verluste erlitten hatte und mehrere Geschlechter desselben ausgestorben waren. Offiziere suchten aus der Beute im Kriege und reiche Städter aus dem Ertrag von Handel und Gewerben Adelsdiplome zu kaufen, welche Bestrebungen das in Geldnot dahinsiechende Reich höchst bereitwillig unterstützte, wie es gegen klingende Gründe selbst die bürgerlichen und bäuerlichen Ahnen der Adelslustigen im Grabe adelte. Der neue oder Briefadel bildete sich auf seine Titel und Wappen womöglich noch mehr ein, als der alte, und beide beherrschten die Gesellschaft in den beiden genannten Jahrhunderten. Wer ohne Wappen und Titel war, wurde scheel angesehen und existierte nicht für die vornehme Welt; während hinwieder im Schoße der

letztern der alte Adel den neuen verachtete und ihm den Zutritt zu Stiftungen und Orden nach Kräften zu verwehren suchte.

Als am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die nationale Litteratur in Deutschland gegenüber der Manie, nur das Fremde zu schätzen und dasselbe nachzuahmen, sich emporschwang, wurden auch die Sitten des niedern Adels geregelter; seine Angehörigen fingen an, sich Kenntnisse zu erwerben, ohne jedoch deshalb auch charaktervoll und sittlich tüchtig zu werden. Es fragt sich indessen, was vorzuziehen war, ob die alte Roheit oder die nun ihre Stelle einnehmende raffinierte Frivolität. Der ärmere Adel warf sich vorzugsweise dem prunkvollen Hofleben in die Arme und erniedrigte sich in demselben so sehr, daß selbst Mütter ihre Töchter und Männer ihre Frauen gegen schnödes Gold und mit Aussicht auf glänzende Existenz ohne Widerstreben dem nach französischem Vorbilde überhandnehmenden Mätressentum zum Opfer hingaben. Neben dem Hofdienste wurde auch der Staats-, noch mehr aber der Kriegsdienst von Adeligen gesucht und es wurde gebräuchlich, die höheren Beamten- und Offizierssstellen nur noch mit Abkömmlingen alter Familien oder mit Gliedern des Briefadels zu besetzen, was noch in unserm Jahrhundert lange nachgewirkt hat und zum Teil noch jetzt nachwirkt. In der Zeit, welche uns hier beschäftigt, führten die dem Kriegsdienste sich widmenden Adeligen oft ein sehr abenteuerliches Leben, dienten bald diesem, bald jenem Staate ohne Rücksicht auf Grundsätze, je nachdem Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Rachelust sie dazu veranlaßten. Solcher kriegerischen Abenteurer hat das achtzehnte Jahrhundert eine Menge aufzuweisen und unter diesen haben sich nicht bald welche so bekannt gemacht als die beiden Freiherren von der Trenck. Die Zeit, in welcher sie lebten und Aufsehen erregten, war diejenige des österreichischen Erbfolgekriegs zwischen der Königin, späteren Kaiserin Maria Theresia, und dem großen Friedrich von Preußen; außerdem fällt die Wirksamkeit des ältern Vetters, Franz, noch in die damaligen Türkenkriege, und die weiteren Erlebnisse des jüngern, Friedrich, fallen in die Zeit des siebenjährigen Krieges und in die späteren Jahrzehnte bis zur französischen Revolution. Friedrich der Große, welcher die Schicksale des Helden dieses Buches, Friedrichs von der Trenck, vorzugsweise bestimmt hat, übernahm im Jahre 1740 die ihm durch seinen Vater Friedrich Wilhelm I., den Puritaner auf dem Throne, den in einer Zeit allgemeiner Frivolität und Französelei allein sittenstreng und deutsch bleibenden, wenn schon der Wissenschaft und Kunst abgeneigten Soldatenkönig und Schöpfer der Potsdamer Riesengarde, hinterlassene preußische Monarchie mit einem gefüllten Staatsschatze und einem trefflich gerüsteten Heere. Zwar kam unter ihm, der die Roheit seines Vaters mit dem Deutschtum verwechselte und sich Feinheit und Bildung nur französisch denken konnte, daher auch neben einem klassischen Stil in letzterer Sprache nur ein barbarisches Deutsch schrieb, die Französelei wieder auf, wenn auch mit einem Vorwiegen der Litteraten statt dem der Tanzmeister

und Perückenmacher; aber das despotische System in der Staatsmaschine blieb dasselbe. Die Hofjustiz entschied alles und dem Willen des Monarchen gegenüber galten weder Recht noch Gesetz. Der König war selbst der oberste Richter im Lande; Verhaftungen und Begnadigungen hingen von ihm allein ab, und dies entschied auch über die Erlebnisse unsres Trenck. So viel Gutes der König bewirkt hat, unzählig sind doch die Mißgriffe, die er beging. Durch despotisches Einschreiten glaubte er vieles regeln zu können, was nur auf dem Wege der Freiheit gelingen kann. So entfremdete er sich alles. Die ihn bewunderten, die Deutschen, mißachtete er; die er bewunderte, die an seinem Hofe schmarotzenden und intrigierenden Franzosen, verhöhnten, verrieten und beschimpften ihn in ihren Schmutzschriften, worin es Voltaire, der vielgestaltige, allen zuvorthat. Sein Volk bedrückte er mit habsüchtigen Finanzmaßregeln, mit einer von den Oberdirektoren bis zu den Zollwächtern gänzlich durch Franzosen besetzten Accise- und Zollverwaltung, die den Handel lähmte, das Volk aussog und durch die lockeren Sitten jener Fremden entsittlichte, endlich mit dem gehässigen Versuche, den Kaffee zum Staatsmonopol zu machen. So entfernten sich die Gemüter immer mehr von ihm und in seinem Alter stand er mit zerrissenem Herzen und verfehltem Streben, allein und verlassen, ohne Familie und ohne ein liebendes Volk da!

Mit Friedrich von der Trenck, der unter diesem System so viel zu leiden hatte, stand sein Vetter Franz in mehr als verwandtschaftlichem Zusammenhange, indem er, wenn auch wider seinen Willen, den ersten Grund zum Unglücke des erstern legte, worüber vorliegendes Buch das Nähere enthält. Die beiden waren in Hinsicht des Charakters, soviel Aehnlichkeit auch ihre Schicksale haben, so starke Gegensätze wie sie nur möglich sind zwischen dem verschlagenen, treulosen, grausamen und sittenlosen aber kühnen und energischen Franz und dem schwärmerischen, sein Herz willig dem Bewunderten entgegentragenden, aber schwachen und lenksamen und durch sein Ungeschick unglücklichen Friedrich. An Tapferkeit dagegen gleichen sich beide.

Die Familie von der Trenck war schon seit den Zeiten der deutschen Ordensritter, unter denen ihre Glieder hervorragten, zu Königsberg in Preußen ansässig und begütert; ursprünglich stammte sie aus Franken. Friedrichs Vater starb 1740 als preußischer Generalmajor der Kavallerie in Königsberg; sein Bruder Johann, Franzens Vater, ebenfalls in Königsberg geboren, diente Oesterreich in Italien und Ungarn und starb als Oberst und Kommandant 1743 zu Leutschau in Ungarn. In Italien und zwar an dessen Südspitze, zu Reggio in Kalabrien, wurde ihm während der kurzen Periode, da Neapel österreichisch war, 1714 sein Sohn Franz geboren. Dieser immerhin merkwürdige Mann hat sein Leben selbst beschrieben, aber in so elender Weise, sagt sein Vetter Friedrich, daß dieser sich veranlaßt fühlte, jene Arbeit selbst zu übernehmen. Wie nun dieser erzählt, machte eine von

seiten des geizigen, nur dem Kriegswesen lebenden und in den einzigen Sohn vernarrten Vaters vernachlässigte Erziehung den talentvollen und mit Glücksgütern gesegneten Franz zu dem, was sie mußte, zu einem rücksichtslosen und ausschweifenden Lebemann; er war, wie Friedrich sagt, ein gefühlloser Menschenfeind und Wüterich, ein gefährlicher Feind und treuloser Freund. Es schien ihm nichts unmöglich und er war alles zu unternehmen fähig. Unter den rohen Kroaten aufgewachsen, die unter seinem Vater dienten, wurde er ebenso roh und blutdürstig; dabei war er mit herkulischem Wuchs und imponierendem Angesicht begabt und seine Kraft so bedeutend, daß er dem stärksten Ochsen mit seinem Säbel den Kopf abhieb und sich die türkische Fertigkeit aneignete, Menschenköpfe wie Rüben herunterzumähen. In seinen spätern Jahren hatte indessen die Explosion eines Pulverfasses in seiner Nähe ihn so entstellt, daß sein Gesicht voll schwarzer Flecken und fürchterlich anzusehen war. Andre Umgebungen hätten etwas Bedeutendes aus ihm machen können, da er eine angenehme Unterhaltungsgabe besaß, sieben Sprachen fertig sprach und in der Musik gewandt war. Aber die Habsucht beherrschte ihn vollständig. Mit 31 Jahren hatte er zwei Millionen im Vermögen und verzehrte doch täglich nicht einen Gulden. Er ließ durch seine Leute, wohin er kam, rücksichtslos plündern und kaufte ihnen die Beute um geringen Preis ab, worauf er sie nach seinen Gütern sandte. Offiziere, die ihm die ihrige nicht bereitwillig abtraten, sandte er in das stärkste Feuer und beerbte sie dann. Uebrigens war er ein vorzüglicher Heerführer und verstand die Verhältnisse im Kriege richtig zu schätzen und zu benutzen; der Kaiserin war er mit unbegrenztem Eifer ergeben und im stande, dem Ruhme ihrer Waffen seine Neigungen zu opfern, scheute auch Wunden und Tod auf dem Schlachtfelde nicht. Und ungeachtet aller seiner Fehler gab es doch Leute, die größere Schurken waren als er und ihn tückischer und in gewissem Maße unverdienter Weise um Ehre und Existenz brachten. Obwohl er seines Vetters Friedrich leidenschaftlicher persönlicher Feind war, nimmt ihn letzterer in dieser Beziehung entschieden in Schutz und sucht seine Ehre zu retten. Doch erzählen wir sein Leben nach der Reihenfolge der Thatsachen. Nachdem der verzogene Franz einem Beamten seines Vaters, der ihm auf sein Verlangen kein Geld geben wollte, kurzweg den Kopf gespalten, ging er, um den Folgen dieser Gewaltthat zu entweichen, in russische Dienste und kämpfte unter Münnich seit 1736 gegen die Türken. Als er aber seinen Obersten, der bei einer Gelegenheit nicht angreifen wollte, während er selbst dies mit wenig Mannschaft in glänzendem Erfolge vollbrachte, vor der Front durchprügelte, wurde er zum Erschießen verurteilt; Münnich jedoch begnadigte ihn unter der Bedingung, daß er aus einem Gefechte drei Türkenköpfe brächte; Trenck brachte ihrer vier und wurde Major. Eine zweite Mißhandlung eines feigen Obersten brachte ihm ein zweites Todesurteil; aber es wurde in Kassation und Verweisung aus Rußland verwandelt. Er ging auf die Güter

seines Vaters in Ungarn und begann hier den Kampf gegen die das Land unsicher machenden Räuber, die als völlig disziplinierte Banden das Militär in Schach hielten und die Bevölkerung beherrschten und aussogen. Trenck ging ihnen mit Bewilligung der Regierung zu Leibe, teils mit Tapferkeit, teils mit Verrat, und ließ die Räuber, deren er habhaft wurde, rädern und spießen. Die letzten übrig gebliebenen und in die Enge getriebenen dieser Spitzbuben nahm er unter das Pandurenkorps, das ihm bei Ausbruch des Erbfolgekrieges 1740 zu errichten gestattet wurde, und das er durch Gestattung von Plünderung und Ausschweifungen und durch persönliche Keckheit in Zucht zu halten wußte. Meuterei besiegte er kategorisch durch eigenhändiges Dreinhauen und Kopfabschlagen. Er schlug die Franzosen und verwüstete ganz Bayern, das seine Panduren plünderten, ausmordeten und ausbrannten. Alles mit Ermächtigung von seiten der österreichischen Regierung. Er trieb 1744 die Franzosen mit unerhörter Tapferkeit über den Rhein, hauste greulich im Elsaß, dann im Kriege gegen Preußen, ebenso in Böhmen und Schlesien, und kehrte notgedrungen nach Verstümmlung eines Fußes aus dem Felde heim und wurde in Wien im Triumph empfangen. Unermüdlich aber warb er neue Mannschaft, zog von neuem in den Krieg und eroberte Friedrichs des Großen Zelt bei Sorau. Dieser Streich war indessen eigentümlicherweise der Anlaß zu seinem Verderben. Die von ihm kassierten Offiziere verbreiteten das Märchen, er habe den König von Preußen selbst gefangen aber wieder laufen lassen, und in Wien glaubte man dies allgemein! Es wurde eine Untersuchung angehoben, welche die Grundlosigkeit dieser Behauptung zeigte, aber seine Feinde ruhten nicht mit ihren Anklagen, und es kam ihnen zu statten, daß er, obschon mit Hausarrest belegt, ins Theater fuhr und unter den Augen der Kaiserin einen seiner kassierten Offiziere in dessen Loge mißhandelte. Nun wurde das Kriegsrecht gegen ihn geltend gemacht und man erkaufte falsche Zeugen; selbst den Vetter Friedrich versuchte man, natürlich ohne Erfolg, zu bestechen. Es fand sich sogar eine übelbeleumdete Person, welche mitangesehen haben wollte, wie Trenck den gefangenen Friedrich den Großen wieder freigelassen habe. So ging der saubere Prozeß weiter und Trencks Todesurteil war bereits fertig, als die Kaiserin von andrer Seite unterrichtet wurde, wie sich die Sache verhalte. Die falsche Zeugin wurde verhaftet, Trenck von seinen Fesseln befreit und eine Revision des Prozesses angeordnet. Friedrich von der Trenck, welcher damals in Wien war, bemühte sich rastlos seinen Vetter zu entlasten. Aber umsonst; der Pandurenoberst wurde 1748 zu lebenslänglicher Haft auf dem berüchtigten Spielberg verurteilt; die hauptsächlichsten Gründe waren: daß er rebellische Panduren selbst geköpft, Offiziere ohne Kriegsgericht kassiert, Kelche und Rosenkränze von seinen Leuten gekauft und eingeschmolzen, Geistliche geprügelt und am Sonntag keine Messe gehört habe! Welcher „Parteigänger" hat das alles und ähnliches *nicht* gethan? Entweder mußte Oesterreich keine Parteigänger in Anspruch nehmen,

oder ihnen wenigstens durch die Finger sehen! Verdient hat Trenck seine Strafe freilich, nur nicht aus den angegebenen Gründen und nicht von seiten der Schurken und Schwachköpfe, die ihn richteten und selbst nicht besser waren! Seine Grausamkeiten im Kriege sowohl als seine Roheit und Falschheit gegen seine eigne Familie und gegen die Gattin, die er zu tod mißhandelte, verdienten sogar eine weit empfindlichere Strafe, als die, kaum ein Jahr auf dem Spielberg zu sitzen, wo er schon am 4. Oktober 1749, nur 35 Jahre alt, starb und zwar, wie sein Vetter erzählt, durch Selbstmord mittels Gift, sei es aus Verzweiflung infolge eines mißlungenen Fluchtversuches oder, was wenig wahrscheinlich, in der Absicht, ein Heiliger (!?) zu werden; er starb nämlich in einer Kapuzinerkutte und hinterließ eine Summe zum Bau einer Kapelle und zu andern frommen Zwecken. Seinen Vetter ernannte er tückisch zum Erben — seiner Prozesse, deren Friedrich 63 durchfocht und — alle gewann! Das entschädigte ihn einigermaßen für den vielen damit verbundenen Verdruß und für die Gefahr, die er dabei lief.

Und nun noch einige Worte über den Helden dieses Buches, Friedrich von der Trenck; sein Leben erzählt das Buch selbst ausführlich, namentlich seine langjährigen Kerkerleiden und unermüdlichen Fluchtversuche; es reicht bis zum Jahre 1787, zwei Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution, welche auch sein Leben wie das so vieler andrer Erdensöhne endete; denn er fiel als ein Opfer der Schreckensherrschaft. Unvorsichtigerweise begab er sich, der nach Wiederherstellung aller seiner Ehren als glücklicher Familienvater leben konnte, nach Paris, um sich das weltgeschichtliche Schauspiel des Untergangs der ältern Weltordnung mitanzusehen, und am 25. Juli 1794 fiel sein Haupt, als das eines angeblichen Geschäftsträgers feindlicher Mächte, unter dem mörderischen Fallbeile, dem Wüten Robespierres zum Opfer, der die Freiheit durch Blut düngen zu können wähnte. Außer seiner Lebensgeschichte hinterließ Trenck nicht weniger als acht Bände vermischter Schriften, meist politischen, religiösen und moralischen Inhalts; auch in der Poesie hielt er sich nicht für unbegabt und schrieb sogar ein Heldengedicht über Alexander den Großen. Ueberhaupt sprach und schrieb er gar zu gerne von sich selbst und sah sich beinahe für den Mittelpunkt der Welt an, gegen den sich zu verfehlen oder dessen Vorzüglichkeit nicht anzuerkennen, in seinen Augen das größte Verbrechen war. Ob er außer an Streitsucht, Eitelkeit und Prahlerei nicht auch an Verfolgungswahn litt, mögen die Leser selbst beurteilen. Ein braver Mann war er gewiß, aber der Welt genützt hat er nicht, wenn es nicht durch den anziehenden und unterhaltenden Stil seiner Lebensgeschichte geschehen ist.

Erster Teil.

Ich wurde geboren den 16. Februar 1726 in Königsberg in Preußen. Mein Vater starb daselbst im Jahr 1740 als königlich preußischer Generalmajor der Kavallerie, Ritter des Militärordens, Landeshauptmann und Erbherr auf Groß Scharlack, Schakulack und Meicken, welches seit 300 Jahren Trenckſche Stamm- und Lehnsgüter sind. Er nahm 18 Narben in das Grab, die er für das Vaterland aufzuweisen hatte, und der große Friedrich ließ ihn mit den Ehrenzeichen eines Generalleutnants begraben.

Meine Mutter war eine Tochter des Königsbergischen Hofgerichtspräsidenten von Derschau. Einer ihrer Brüder war der königlich preußische Etatsminister und Generalpostmeister der königlichen Staaten in Berlin. Zwei andre Derschau waren Generale der Infanterie.

Sowohl von Vater als Mutter seiten sind meine Ahnen in den preußischen Chroniken unter den alten deutschen Ordensrittern bekannt, welche ehemals Kurland, Preußen und Lievland erorberten, auch unter sich in Aemter und Balleien verteilten. Eigentlich stammen die Trenck aus dem fränkischen Kreise.

Weit über die Vorurteile des adligen Pöbels erhaben, lache ich herzlich mit, wenn Menschen ohne persönliches Verdienst, ohne Adel des Herzens, sich bei ihrem hochadligen Stammbaume wie Schwammgeschöpfe aufblähen, und durch bestaubte Diplome oder tausendjährige Geschlechtsregister eine besondre Achtung zu fordern sich berechtigt glauben.

Von meinen Kinderjahren sag' ich gar nichts; dieses Buch soll kein Kinderroman werden: und ernsthafte Geschichte mit wirklich wunderbaren Vorfällen fordern Raum in diesen Blättern.

Mein Temperament war sanguinisch-cholerisch, und erst im 54. Jahre wurde das cholerische herrschend.

Trieb nach Freuden und Leichtsinn waren folglich die angeborenen Fehler, welche meine Lehrer zu bekämpfen hatten: das Herz war biegsam; aber eine edle Wißbegierde, ein Nacheiferungsgeist, eine unruhige Arbeitsamkeit, ein bei allen Gelegenheiten angefächelter Ehrgeiz waren die Triebfedern, welche nach dem Entwurfe meines aufgeklärten Vaters einen brauchbaren Mann aus mir bilden sollten. Kaum war ich Jüngling, so keimte schon eine Art von Stolz in meiner Seele, welcher auf das Gefühl des innern Werts Wurzel faßt. Ein einsichtsvoller Lehrmeister, welcher mich vom 6. bis in das 13. Jahr leitete, arbeitete aber unausgesetzt, um diesen empörenden Stolz in eine gemäßigte Eigenliebe zu verwandeln. Durch Gewohnheit beständig mit Schulbüchern beschäftigt zu sein, durch Anfrischung, Erquickungsstunden und Lob wurde mir die Arbeit ein Zeitvertreib, das Lernen eine Gewohnheit und die strengste Erziehungsart eine ungefühlte Bürde.

Meine natürlichen Talente wurden demnach richtig angewandt, und durch die tägliche Uebung mein Gedächtnis so stark, daß ich innerhalb zwei Stunden ein ganzes lateinisches Programma von einem Bogen auswendig lernen konnte. Die meisten Schulbücher, den Cicero, Cornelium, Curtium, Virgilium, die ich in das Deutsche und dann wieder in das Lateinische übersetzen mußte, die ganze heilige Schrift, konnte ich mit ganzen Kapiteln herplappern.

Wenn ein Jüngling einen geduldigen und wirklich gelehrten Instruktor hat, der ihn zugleich liebt und Freude in seiner Unterrichtung findet; wenn dieser Jüngling vom 6. bis in das 13. Jahr täglich von 5 Uhr früh bis 7 Uhr abends zur Arbeit angehalten wird, und zugleich einen leichten Begriff, einen gesunden Leib, einen forschenden Verstand und ein großes Gedächtnis mit einer regelmäßigen Organisation besitzt; wenn seine Lehrer ihn bei seiner Schwäche zu lenken und sein Feuer so anzufächeln wissen, daß es keine Funken in wachsende Leidenschaften ausspühen kann: dann allein ist es möglich, daß der Schüler so wie ich schon im 13. Jahre alle Schulstudien gründlich absolvieren und zu den höhern Wissenschaften auf Universitäten schreiten kann.

Die ganze Historie hatte ich nicht nur buchstäblich, sondern mit aufgeklärter Anwendung im Kopfe, so im Kopfe, daß ich noch heute in meinem 60. Lebensjahre fast alle römischen Regenten und Kaiser, alle großen Männer und Gelehrte nennen, auch das Säkulum bestimmen kann, in welchem sie lebten.

In der Geographie und Zeichnung hatte ich ebensoviel

gethan: und noch gegenwärtig will ich jedes Land, ohne die Landkarte anzusehen, mit seinen Grenzen, Flüssen und Hauptstädten auf das Papier malen.

Mein Vater schonte kein Geld, wo Gelegenheit war etwas zu lernen. Mit Fechten, Tanzen, Reiten und Voltigieren wurden meine Erquickungsstunden beschäftigt. Und wenn ich irgendwo müde wurde oder Ekel merken ließ, dann durfte man mir nur versprechen, daß ich nach vollbrachter Lektion ein paar Stunden Vögel schießen, Fische fangen, oder spazierenreiten durfte: so war im Augenblicke alles memoriert, und Wonne und Freude verbreiteten sich bei der strengsten Kopfarbeit in meine ganze Seele.

Man blieb aber nicht allein bei den toten Büchern, die allein den Kopf anfüllen und den Gelehrten bilden. Man arbeitete zugleich auf das Herz, auf das Sittliche und auf die moralischen Empfindungen des Jünglings.

Vom Katechismus war mein Instruktor kein Liebhaber. Ich hatte schon zu viel die Bibel gelesen, und machte ihm Einwürfe, die er meistens mit Schweigen und Lächeln widerlegte; hingegen wurde mir Tugend, Bescheidenheit, Mäßigung, Bemeisterung meiner Leidenschaft, Großmut, Menschenliebe, Patriotismus, Ehrgeiz, Bürgerpflicht und Redlichkeit bei jeder günstigen Gelegenheit eingeprägt.

Meine Eltern und Lehrer waren lutherischer Religion: folglich lehrte man mich nie glauben, daß man böse Werke mit guten abrechnen könne: daß man Vorbitter im Himmel erheucheln, arme Seelen erlösen, noch alles blindlings glauben müsse, was die Priester wollen.

Ich kannte Rom aus der schändlichen Kirchengeschichte und habe allezeit einen unheilbaren Haß gegen Zwang, Aberglauben und Betrug in meinem Herzen empfunden.

Von der löblichen Teufelsgeschichte, von Gespenstern, irrenden Seelen und Besessenen war mein Lehrer auch kein Liebhaber; folglich habe ich auch bei männlichen Jahren keine Vorurteile zu bekämpfen gehabt, die manchen fähigen Kopf in ein solches Labyrinth verwickeln, aus welchem zuletzt ein frommer Bösewicht, ein fanatischer Träumer, oder gegenseitig ein zügelloser Atheist hervorbricht. Ewigen Lohn, ewigen Segen wünsch ich für diese wohlthätige Erziehungsart dem Schatten meines erleuchteten Vaters und dem Manne, welcher mich zu bilden gewählt wurde. Die Wirkungen edler, heiliger Grundsätze haben mich in allen belebten Drangsalen erquicket, gestärkt und im bittersten Kampfe bewaffnet. Und der ganze Inhalt dieser

merkwürdigen Lebensgeschichte wird jedem scharfsichtigen Leser die Quellen entdecken, aus welchen meine Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten und mein männlicher Trotz in großen Gefahren hergeflossen ist.

Wer einmal an Wissenschaften Geschmack findet und immer in denselben mutig fortzuschreiten entschlossen ist, dem scheint nichts unübersteiglich, der klagt auch im Kerker nicht über Langeweile: der weiß die echten Glücksgüter von Scheingütern zu unterscheiden und bleibt sicher in allen Schicksalsstürmen unbewegt.

> Und fällt der Himmel ein, so wird er ihn zwar decken,
> Aber nicht erschrecken.

Rekreationsstunden durfte man mir wenig gestatten: überall waren Händel, wo ich mich einmischte, und wo lustige Streiche gespielt wurden, wo man mit verkleideten Gespenstern das Gesinde schreckte, oder wo Zucker und Obst genascht wurden, da war Fritze gewiß der Urheber, allezeit aber sicher in Verdacht. Hierdurch übte ich mich in listigen Ausflüchten und geriet durch Notlügen in den Geschmack, andern Leuten die Nase zu drehen, auch die Wahrheit listig zu vermänteln. Denn gegen Gewalt hilft am sichersten der Betrug.

Meine Lebhaftigkeit war unbegrenzt. Durch liebreiche Worte war aber alles von mir zu erhalten: wogegen mich Schläge und niedrige Handlungen empörten und halsstarrig machten. Die ganze Grundanlage meiner Erziehung war demnach auf Ehrgeiz, Lob und Tadel gegründet. Und weil geschwinde Begriffe und unausgesetzte Arbeit mich früher klüger machten, als alle Jünglinge, die ich zum Umgange fand; weil ich mich von allen Menschen loben und von vielen bewundern sah, so geriet ich unbemerkt aus der Eigenliebe in einen Stolz, in eine gewisse Menschenverachtung oder Tadelsucht, die mir bis zum grauen Haare angeklebt hat, mir viele Händel in der Welt verursachte und meiner Feder auch den satirischen beißenden Ton einflößt, mit welchem alle meine Schriften durchwebt sind, die mir bei denen, welche mich nicht persönlich kennen, das Urteil eines gefährlichen unruhigen Mannes verursachen. Welches doch in der That das Gegenteil meines ganzen Charakters ist.

Mein Vater war durchaus Soldat. Tapfer und ehrgeizig sollten alle seine drei Söhne werden. Wenn demnach einer den andern schimpfte oder beleidigte: so durften wir nicht mit den Haaren raufen. Es geschah eine förmliche Aufforderung mit hölzernen Säbeln, die mit Leder überzogen waren. Und

der Alte sah lächelnd zu, wenn wir uns herumsäbelten, eben hierdurch aber in den Fehler gerieten, Händel zu suchen, um bei jedem Siege gepriesen zu werden. Diese Nachsicht hat mir und meinen Brüdern große Widerwärtigkeiten verursacht.

Nichts konnte mich mehr aufbringen, als wenn ich einen andern Jüngling loben hörte. Ich wollte mehr wissen als ein jeder, und gleich waren Händel da, wo wir zusammenkamen. Dieser nicht in Zeiten gedämpfte Fehler und die Gewohnheit, daß ich bei allen öffentlichen Prüfungen allezeit der erste blieb, haben einen so nachteiligen Eindruck in meinen Begriffen von mir selbst verursacht, daß ich in allen Begebenheiten meines Lebens lieber brechen als biegen, keinem stolzen gebieterischen Menschen nachgeben noch ausweichen wollte; einen jeden angriff und beleidigte, welcher mich zu verachten schien; und daß ich mich viel zu früh als ein vorwitziger Jüngling schon in die Klasse der großen Männer schwingen wollte. Hieraus erwuchs der Neid und alle Verfolgungen, die ich mir bei vielen Gelegenheiten durch Enthaltsamkeit und Mäßigung hätte vom Halse rücken können. Wenn aber einmal der Angriff geschehen und die Bürde aufgeladen war, dann gestattete der Ehrgeiz nicht mehr nachzugeben. Verschiedene Versuche glückten; und eben hieraus erwuchs der Fehler, daß ich mit dem besten Menschenherze, welches niemals jemand meinesgleichen beleidigen konnte, allezeit Freude und Wohlthun fühlte, und Wehrlose, oder die, welche von meinen Befehlen abhingen, nicht einmal zu strafen, vielweniger zu mißhandeln fähig war; dennoch alle die verachtete, auch wohl gar angriff, welche mit gebieterischem Tone auftraten, oder mir als Vorgesetzte unumschränkte Gewalt in Herrschergestalt zeigen wollten. Ich hatte folglich allezeit mit Mächtigen zu kämpfen: eben hieraus, weil mein Lehrmeister nur ein in meine Talente verliebter Schulpedant und kein Mann war, welcher mein Feuer zu mäßigen und mich für die große Welt mit Arglist und verstellter Demut auszurüsten, weder Kenntnis noch Fähigkeit besaß. Weil ich zu frühe, weil mein Verstand zu früh reif und ich auf der Universität meiner eigenen Leitung überlassen wurde; eben deshalb wird man in meinen Lebensvorfällen Begebenheiten finden, die mich in den tiefsten Schlamm menschlichen Schicksals stürzten, weil ich mir selbst, meiner Fähigkeit, meinen Kräften zuviel zutraute, dem Neide nicht auszuweichen wußte und ihm vielmehr Waffen wider mich in die Hand gab, wenn ich den Widerstand gegen Mächtige oder böse Menschen unter die Heldenthaten rechnete, folglich den größten Haufen gegen mich

aufbrachte und dann auch eine der Staatsverfassung angemessene Subordination nicht von der Sklavenpeitsche zu unterscheiden gelernt hatte. Aufgebracht gegen alle Eigenmacht, wollte ich mir keine Schranken der Ehrfurcht von solchen Befehlshabern vorschreiben lassen, die ich weit übersah, die ein niederträchtiges Herz besaßen und in meinen Augen nur Verachtung verdienten. Das Amt hatte ich nie gelernt vom Manne unterscheiden. Ich wollte überall Gerechtigkeit, Großmut und Gelehrsamkeit finden. Alles sollte nach meinen Schulbüchern angeordnet sein. Ich fing an mit Tadeln, dann folgten Spott und satirische Angriffe, hieraus entstanden Feinde, diese wachten arglistig, wenn ich in meiner innern Tugend wehrlos schlummerte, und allezeit blieb ich das sichere Opfer der Mißgunst oder der gereizten Rache.

Bei der edelsten und besten Fürsorge für meine Erziehung, um einen glücklichen Mann aus mir zu machen, entstand demnach durch eine Nachsicht oder Versäumung in solchen Grundsätzen, die in despotischen Staaten unentbehrlich sind, eben das Gegenteil des Zweckes. Ein republikanischer, nach erhabenen Grundsätzen der edelsten Freiheit und Menschenliebe gebildeter Kopf sollte in Friedrichs Staaten mit großen Talenten zu großen Ehrenstaffeln gelangen? Welcher Widerspruch, welche verfehlte Grundanlage! Man erzog mich für den Dienst eines durch Eigenmacht beherrschten Vaterlandes, mit den Grundsätzen, mit dem ganzen Enthusiasmus eines freigebornen Menschen; man lernte mir die Sklavenpeitsche weder kennen noch ausweichen, sondern nur verachten. Was Wunder, wenn ich ihr Schnalzen niemals um meine Ohren dulden wollte und dann als Rebell behandelt wurde. Die Herren Reformators erhalten ihre Lorbeerkrone erst jenseits des Grabes; hier verschmachten sie meistens in Gefängnissen, oder seufzen im Narrenhause. Um die Märtyrerehre hätte ich gewiß nie bestrebt, wenn mir mein Schicksalsbuch wäre aufgedeckt worden. Wunderbar und zugleich lehrreich ist aber mein Lebenslauf gewiß, weil man an mir ein Beispiel findet, wie ein junger Mensch, dessen Herz von der edelsten biegsamsten Art war; dessen Erziehung alle möglichen Vorteile und Anwendung erhielt; der gar keinem Laster ergeben war; der allein für Wissenschaften, für Ehre und Tugend arbeitete; der sich niemals in böse Gesellschaften verleiten ließ; in seinem ganzen Leben nie berauscht war, nie das Spiel liebte, keine Stunde dem Müßiggange, noch der tierischen Wollust aufopferte, der allen möglichen Fleiß anstrengte und auch ohne Zwang viele hundert Nächte dem Stu-

dieren aufopferte, um ein vorzüglich brauchbarer Mann zu werden ... dennoch in ein solches Schicksalslabyrinth verwickelt wurde, welches sogar für einen Bösewicht, Erztaugenichts und Uebelthäter noch zu anhaltend grausam wäre.

Ich werde mich in meiner treuen Erzählung selbst nirgends schonen, noch das Wort führen, wo ich Fehler in meinem Betragen finde. Um desto mehr Eindruck hoffe ich bei Unerfahrnen zu ihrem Vorteile in der Anwendung zu erwirken. Dies ist der Zweck dieser aufrichtigen Schilderung meiner, gottlob! bis zur letzten Szene rühmlich gespielten Rolle in dem schreckbarsten Trauerspiele.

Das gewöhnliche Jugend- oder Kinderjahreglück habe ich nie genossen. Der ganze Tag war mit Anstrengung und Lernen beschäftigt: sogar der Schlaf wurde mir deswegen abgebrochen, besonders weil mein Instruktor ein alter Mann war, welcher, weil er selbst wenig schlief, mir auch wenig Ruhe gestattete.

Die Jünglingsfreuden genoß ich noch weniger, denn im achtzehnten Jahre war ich schon unglücklich und schmachtete ohne Verschulden im Gefängnis zu Glatz.

Als Mann hatte ich mit tausend Widerwärtigkeiten zu ringen: erlebte zweimal die Konfiskation meines Vermögens und saß vom siebenundzwanzigsten Lebensjahre bis zum siebenunddreißigsten im Kerker zu Magdeburg ohne Tageslicht gefesselt.

Seit meiner erhaltenen Freiheit hatte ich beständig Drangsale und Verfolgungen zu bekämpfen, die der letzte Band dieser Erzählung zum Erstaunen aller gefühlfähigen Leser und zur öffentlichen Schande meiner Gegner bekannt machen soll. Nun bin ich ein Greis. Des Alters Schwächen brechen hervor. Die Munterkeit des Geistes verschwindet, das Feuer erlöscht, der Gliederbau sinkt, die Kräfte zum Widerstande sind geschwächt: Krankheiten brechen hervor und fordern eine neue Art von Geduld, die mir bisher unbekannt war.... Meine Kinder wachsen heran. Ich mache mir Vorwürfe, ihre Rechte durch meine Unbiegsamkeit verkürzt zu sehen. Vorwärts sehe ich nichts als Sorgen; um mir her nichts als gefährliche Feinde, und hinter mir erblicke ich zwar die aufgehende Sonne des Nachrufs, deren Strahlen aber nicht mich erquicken, weder nur meine Grube beleuchten können. Ich empfinde demnach das, was der Weise fühlt, welcher Welt und Menschen kennt. Ich fühle, sag' ich, daß ich genug gelebt habe, und sehne mich nach Ruhe, die für Männer meiner Gattung erst jenseits dem Tode zu hoffen ist. Glücklich, wer mit mir bei dem Anblicke desselben noch mit Seneka sagen kann:

Si Deus mihi largiret facultatem, ut ex hac ætate repubescerem, et in cunis vagirem, valde recusarem, quia nolo a carcere ad carcerem revocari. Nec mihi libet deplorare vitam, nec me vixisse pœnitet; quia sic vixi, ut me frustra natum non existimem;

oder:

Wenn mir Gott gestattete, daß ich von neuem ein Kind würde; so wäre Nein mein Entschluß. Weil ich nach vollendetem Laufe nicht wieder in den Schranken zurückkehren will. Es gefällt mir auch nicht zu bedauern, daß ich lebe: noch weniger reuet mir, daß ich gelebt habe; weil ich so lebte, daß ich überzeugt bin, ich sei nicht ohne Ursache geboren worden.

So sprach der Heide Seneka... Ich hingegen kann als Christ im Leben jedem Monarchen und im Tode meinem Gott ohne Schamröte, ohne Stammeln noch Beisorge entgegenrufen:

„Herr, verfahre mit mir nach meinen Werken!" Und die Beweise hiervon stecken in diesem Wahrheitsromane.

Ich halte mich gleich im Anfange einer Geschichtserzählung etwas bei meinen Kinderjahren auf. Diese sind aber die wichtigsten, weil die Folgen unsers Schicksals meistens aus der Art unsrer Erziehung herströmen. Den Fehler in der meinigen habe ich angezeigt.... Und meine allezeit nach unbegrenzter Ruhmsucht lechzende Seele, mein beständig beschäftigter Kopf, und die mir mit Aufblähung beigebrachte Fühlung meines Wertes, meines Menschenrechts, waren eben nicht die Werkzeuge, die man im monarchischen Staate bedarf, um die Stufen der ersten Mitarbeiter zu ersteigen. Leute solcher Gattung, aufgeklärte redliche Männer werden allezeit vom Steuerlenken weggedrängt und nur als Ruderknechte und in Fesseln zu dienen gebraucht.

Hätte mir dagegen mein Instruktor die Verstellungskunst, Heuchelei und kriechende Demut vor den Erdengötzen gelehrt; dann wäre ich längst Feldmarschall: im ruhigen Besitze meiner großen hungarischen Güter, und hätte meine besten Jahre nicht im Magdeburger Kerker verhaucht.

Wie wichtig ist demnach eine Erziehungspflanzschule in jedem Staate, in welcher die Grundanlage einerlei Zweck mit der gesetzgebenden Macht bearbeiten muß; und wie gewaltig können die besten Eltern in der Wahl ihrer Kinderlehrer und im Entwurfe zu ihrem Glücke irren. Zum Beispiel:

Wenn in einem despotischen Lande ein Jüngling von großen Talenten zur Vaterlandsliebe, zu erhabenen Handlun-

gen, zur Tugend und zum edeln Ehrgeize angeführt wird: wenn alle seine Begriffe aufgeklärt, gegen Vorurteile kämpfen und Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit allein das Augenmerk seiner Wünsche ist. . . . dann wird er gewiß kein Hofliebling, kein Vezier, vielweniger ein Polizeidirektor noch Referent, sondern ein sicherer Widersprecher, ein verworfener, ein unglücklicher Mann, oder wohl gar ein Aufwiegler.

In solchen Staaten ist der Pfaff der sicherste, der beste Lehrer in allen Schulen, Universitäten und Beichtstühlen. Hingegen wird auch in denselben ewig kein großer Mann, kein Marzell noch Scipio, noch Newton und Leibnitz hervorkeimen; Cicero wird verstummen, Cato den Tod wählen und Sokrates den Giftbecher trinken müssen.

Soll der Bursch mit großem Genie unter Priesterleitung erzogen werden und nur den trockenen Katechismus mit ontologischen Machtsprüchen lernen: dann glaubt er gewiß bei reifen Jahren gar nichts, ergibt sich allen tobenden Leidenschaften mit ganzer Wut, oder wird nach Kirchengrundsätzen ein Ablaßnegoziant und rechtglaubiger Böswicht, oder ein frommer Schurke. Sobald die Grundpfeiler der Erziehung auf blindem Gehorsam ruhen und der despotische Szepter sich auf den theokratischen stützen muß: dann haben sicher alle Männer meiner Gattung auch mein Schicksal zu erwarten. Man schildert sie dem Kurzsichtigen als unruhige Köpfe und ihr Opfermesser war schon geschliffen, ehe sie zum Mordaltar der Tugend und Menschenpflicht geschleppt wurden.

Uebrigens will ich bei Gelegenheit meiner eigenen Erziehungsart, die gewiß eine der edelsten und besten Gattung war, noch dieses anmerken:

Mit einem lebhaften Geiste, feurigen Temperamente und glücklich großen Genie sind auch allezeit große Fehler und Ausschweifungen verbunden. Wer bei diesen nicht zuweilen vernünftige Nachsicht braucht und gegen die Natur allein durch Zwangsmittel arbeitet, der wird seinen Zweck sicher verfehlen. Wer aus einem sanguinisch-cholerischen Jünglinge einen strengen Wirt, einen Kassierer, einen Rechnungsführer erzwingen will, der ist betrogen und befördert des Zöglings Unglück.

Mein Hauptfehler war allezeit eine übertriebene Freigebigkeit und Offenherzigkeit. Ich gab mehr, als ich geben sollte, und vergaß mich selbst. Der Grund dazu steckte vielleicht im Stolze, welcher die Selbsterhaltung überwog. Ich verließ mich zu viel auf mich selbst, geriet in Mangel, hierdurch in allerhand Verdrießlichkeiten und war ein wirklicher Verschwender

im Wohlthun. Warum? weil ich in meiner Kindheit den Wert des Geldes zu wenig kennen lernte; in Jünglingsjahren hingegen in so günstige Umstände durch die Vorteile, welche mir die Natur gegeben, geriet, daß es mir niemals an Geld fehlte: wovon man in verdeckter Erzählung den Schlüssel in diesem Buche finden wird.

Nun endlich weiter zur Geschichte selbst.

Anno 1739. Also in meinem dreizehnten Lebensjahre fand mein Vater schon für notwendig und meine Lehrer mich tüchtig, daß ich die Universitätsstudien anfing und wirklich immatrikuliert wurde. Man übergab mich dem berühmten Professor Kowalewsky, welcher dem Vaterlande viel große Männer gebildet hat. Bei ihm war ich nebst vierzehn andern Edelleuten aus den besten Familien des Reiches in der Kost, auch Wohnung. Der Zwang, die Ordnung, die strenge Applikation in diesem Lehrhause gefiel zwar dem neugebackenen Studenten nicht. Ich war unter mehr als 3500 der jüngste in Jahren und wußte mehr als 24jährige Akademisten. Jedermann bewunderte meine Jugend und Fähigkeit, weil es fast ohne Beispiel ist, daß ein Jüngling von 13 Jahren schon auf lutherischen Universitäten Student wird, und Collegia juridica, auch alle erhabene Lehrstühle zu besuchen im stande ist. Alles dieses erhob meine Wißbegierde, zugleich aber auch meine Selbstschätzung.

Im Jahr 1740 im März starb mein rechtschaffener Vater, und meine Mutter heiratete zur zweiten Ehe den Grafen Lostange, Oberstleutnant des Kiows'schen Küraſſierregiments, verließ Preußen, folgte ihrem Manne nach Breslau. Und meine Schwester heiratete den einzigen Sohn des alten Generals der Kavallerie, von Waldow, welcher quittierte und mit ihr auf seine Güter nach Hamme in das Brandenburgische reiste. Ich verlor also alles, was ich liebte, und mein zweiter Bruder Ludwig trat als Fahnenjunker in das Kiows'sche Regiment, den jüngsten hingegen nahm meine Mutter nach Schlesien.

Nun war ich allein und mir selbst überlassen. Mein Vormund war der Hofgerichtspräsident von Derschau, mein Großvater; einer der gelehrtesten Männer im Lande. Dieser liebte mich unbegrenzt: ich mußte ganze Tage bei ihm zubringen, er fand Freude in meiner Belehrung und viel Kenntnisse habe ich seinem Unterrichte zu danken. Er war stolz auf seinen Enkel, hingegen gestattete er mir alle kleinen Ausschweifungen liebreich und gab mir mehr Geld als ich bedurfte.

In meinen Studien versäumte ich nichts, hörte die Collegia Juridica, Physica, Mathematica und Philosophica zugleich, repetierte sie alle in Privatstunden bei meinem Professor zu Hause, und war wegen meines geübten und außerordentlichen Gedächtnisses der Liebling, auch die Bewunderung aller meiner Lehrer. Auch in der Ingenieurkunst war ich bald einer der Geschicktesten im Zeichnen. Und die italienische, auch französische Sprache hatte ich zu Hause gelernt.

Am Ende des 1740. Jahres geriet ich in Händel mit einem gewissen Herrn von Wallenrodt, der mit mir in einem Hause studierte. Als ein baumstarker Mann verachtete er meine Jugend und gab mir eine Ohrfeige. Ich forderte ihn als Student auf die Klinge. Er erschien nicht und spottete meiner, deshalb wählte ich meinen Sekundanten und griff ihn auf der Straße mit dem Degen in der Faust an. Wir schlugen uns, und ich hatte das Glück, ihn im Arm und zuletzt in der Hand zu verwunden.

Herr Doktor Kowalewsky, mein Hausherr, verklagte mich bei der Universität. Ich wurde mit drei Stunden Arrest bei dem Pedelle bestraft. Mein Großvater aber, welchem mein Feuer gefiel und der mein Betragen bei beleidigter Ehre rühmte, nahm mich sogleich aus diesem Hause und übergab mich dem Professor Christiani im von der Graben'schen Stipendienkollegio.

Hier genoß ich nun der vollkommensten Freiheit, und diesem Manne habe ich alle meine physischen Kenntnisse und viele Wissenschaften zu danken. Er liebte mich väterlich, unterhielt sich zuweilen bis Mitternacht mit mir allein in gelehrten Unterredungen, und brachte mir den wahren Geschmack zur Litteratur und zu den erhabenen Wissenschaften bei. Er gab mir die ersten Grundsätze von der Menschenkenntnis, von Physiognomie und Anatomie, und unter seiner Führung hielt ich im Jahr 1742 eine öffentliche Rede und zwei Disputationen im Universitätsoratorio mit allgemeinem Beifalle. Denn im 16. Lebensjahre hatte vor mir noch keiner diese Ehre genossen, diese Proben abgelegt.

Drei Tage nach der letzten Dissertation wurde ich von einem sichern Händelmacher und Renommisten gereizt und fast gezwungen, mit ihm zu duellieren. Ich brachte ihm einen Stoß in der Hüfte an, und gleich erschien ich mit Stolz auf der Universität mit einem großen Haudegen und Renommistenhandschuhen.

Dies waren schon Folgen meiner Erziehung, die mich

sicher zum Händelsucher gemacht hätten, wenn ich nicht ein gutes gefühlvolles Herz von der Natur erhalten, und noch im tobenden Jugendfeuer in das tiefste Unglück geraten wäre, welches mich zum Tugendwege zurückzwang.

Kaum vierzehn Tage nach dieser Geschichte beleidigte ein Leutnant von der Garnison meinen Freund, der ein verzagtes Herz im Busen trug. Ich übernahm seine Sache, suchte Gelegenheit, fand sie; wir schlugen uns unweit dem Schloßplatze, und mein Gegner ging mit zwei Wunden nach Hause.

Hier muß ich zur Aufklärung nur dieses anmerken, daß damals die Universität noch große Privilegien genoß, das Raufen war noch eine Ehre und erlaubt, auch fast nicht zu hindern, weil allein gegen fünfhundert liev- und kurländische, schwedische, dänische und polnische feurige Edelleute in Königsberg studierten. Seitdem ist alle Unordnung eingeschränkt worden; hingegen die Universität in Verfall geraten, bis endlich gegenwärtig verfeinerte Sitten die studierende Jugend überzeugt haben, daß man auf Universitäten wetteifernd lernen, aber nicht raufen und sich die Glieder verstümmeln müsse, die allein für das Vaterland mit Ehre bluten dürfen.

Im November 1742 schickte der König seinen General-Adjutanten, den Baron Willich von Lottum, in Geschäften nach Königsberg. Er war ein Verwandter meiner Mutter. Ich aß mit ihm zu Mittag bei meinem Großvater; er ließ sich mit mir in Unterredung ein, prüfte mich durch verschiedene Fragen. Endlich brachte er scherzend vor, ob ich nicht mit ihm nach Berlin reisen und für das Vaterland den Degen wie alle meine Vorfahren führen wolle; bei der Armee sei bessere und ehrwürdigere Gelegenheit zum Raufen als auf der Universität. Soldatenblut rollte in meinen Adern; gleich sagte ich ja und reiste in wenigen Tagen mit ihm nach Potsdam.

Den Tag nach unsrer Ankunft wurde ich dem Könige vorgestellt, welcher mich schon vom Jahr 1740 kannte, da ich von der Universität als einer der geschicktesten Zöglinge vorgestellt wurde. Gnädig, liebreich wurde ich empfangen. Einige richtige Antworten auf Friedrichs erleuchtete Fragen, und mein vorzüglicher Wuchs, mein ganz freies unerschrockenes Wesen gefiel ihm, und sogleich erhielt ich die Uniform der Garde du Korps als Kadett, mit der Versicherung meines künftigen, meinem Verhalten angemessenen Glücks.

Die Garde du Korps war damals die Pflanz- und Lehrschule der preußischen Kavallerie. Sie bestand nur aus einer

Eskadron auserlesener Leute von der ganzen Armee. Die Uniform war die prächtigste in Europa, und die Equipage eines Offiziers kostete 2000 Thaler, weil sogar der Küraß mit massivem Silber überzogen war und mit seinen Beschlägen und Reitzeug allein 700 Thaler kostete.

Die Eskadron bestand zwar nur in 6 Offizieren und 144 Mann. Wir hatten aber allezeit 50—60 überkomplette Reiter, auch ebensoviel Pferde. Denn alles, was der König schön fand, wurde zur Garde geschickt.

Die Offiziere dieses Korps sind die ausgesuchtesten Talente im ganzen Staate. Der König selbst bildet sie, dann werden sie gebraucht, um die ganze Kavallerie die Manöver zu lehren, und sind entweder in kurzer Zeit glücklich oder durch den mindesten Fehler kassiert, oder unter Garnisonsregimenter versteckt. Sie müssen zugleich alle Mittel von Hause haben und solche Eigenschaften besitzen, daß sie bei Hof sowohl als in der Armee vorzüglich zu brauchen sind.

Kein Soldat auf Erden ist wohl mehr geplagt als ein Garde du Korps. Denn in Friedenszeiten habe ich oft in acht Tagen nicht so viel Stunden zur Ruhe übrig gehabt. Früh um 4 Uhr geht schon das Exerzieren an. Alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen will, geschehen hier: man springt über Gräben von 3, dann 4, dann 5 und 6 Fuß, dann weiter, bis einige im Probieren die Hälse brechen.

Man setzt über Zäune, macht Karriereattacken von einer halben Meile, und oft kamen wir vom Exerzieren mit einigen toten und invaliden Menschen, auch Pferden zurück. Oefters Nachmittags wieder mit frischen Pferden heraus. Und in Potsdam wurde zuweilen in einer Nacht zweimal Alarm geblasen. Die Pferde standen in den königlichen Reitställen, und wer nicht binnen 8 Minuten gesattelt und bewaffnet vor dem Schlosse erschien, der mußte 14 Tage in Arrest.

Kaum war man im Bette zu Hause, so wurde wieder geblasen, um die Wachsamkeit der Jugend zu üben; und in einem Jahre habe ich im Frieden 3 Pferde verloren, die im Exerzieren und Gräbenspringen Beine brachen oder überritten wurden. Kurz gesagt: die Garde du Korps verlor damals im Friedensjahre mehr Menschen und Pferde, als vor dem Feinde im folgenden in zwei Bataillen.

Wir hatten damals dreierlei Quartiere. Im Winter bei den Hoffesten und Opern in Berlin, im Frühlinge zur Exerzierzeit in Charlottenburg, und den Sommer hindurch in Potsdam oder da, wo der König war. Alle sechs Offiziere hatten

die Tafel mit dem Könige, an Gallatagen bei der Königin. Folglich kann wohl auf Erden keine bessere Lehrschule für den Soldaten, auch für den Weltmann sein als diese.

Nun war ich kaum drei Wochen Kadett, da mich der König nach der Kirchenparade auf die Seite rief und mich wohl eine halbe Stunde lang in allen Fächern examinierte. Er befahl mir folgenden Tages zu ihm zu kommen.

Er setzte mein ihm so wunderbar gerühmtes starkes Gedächtnis auf die Probe. Er legte mir 50 Soldatennamen vor, und innerhalb 5 Minuten waren sie memoriert. Er gab mir Stoff zu zwei Briefen, die ich in französischer und lateinischer Sprache zugleich verfertigte, einen selbst schrieb, den andern in die Feder diktierte. Und in der Geschwindigkeit mußte ich mit dem Bleistift eine Gegend aufnehmen.

Auf der Stelle ernannte er mich zum Kornet der Garde du Korps, und jeder Ausdruck seiner königlichen Beredsamkeit war ein Feuerfunken, der meine ganze Seele für ihn, für seinen Dienst und für das Vaterland in helle Flammen brennen machte. Er sprach als König, als Vater und zugleich als Kenner und Schätzer großer Talente: er sah und empfand, was von mir zu erwarten war, und von diesem Augenblicke war er selbst mein Lehrer, mein Freund und mein Monarch.

Mein Kadettenstand hatte also kaum drei Wochen gedauert, und wenige können sich rühmen, in meinem Vaterland unter des weisen Friedrichs Szepter ein solches Glück erlebt zu haben.

Nun war ich Offizier von der ersten Garde. Der König schenkte mir zwei Pferde aus seinem Stalle, auch 1000 Thaler zum Beitrag der kostbaren Equipage, und nunmehr war ich ein Hofmann, ein Gelehrter und ein Offizier bei der schönsten, ehrwürdigsten und lehrreichsten Soldatenschule in Europa. Meine Anstrengung im Dienste hatte keine Schranken, so daß mich im August 1743 der König schon wählte, um der schlesischen Kavallerie die neuen Manöver zu lehren, welche Ehre noch keinem Jünglinge im achtzehnten Jahre vor mir widerfahren war.

Wir hatten im Winter unsre Garnison in Berlin, wo die Offiziere die Tafel bei Hofe genossen. Und da der Ruf meiner außerordentlichen Gedächtnisfähigkeit mich bald beliebt und bekannt machte, so lebte niemand auf Erden angenehmer als ich.

Der Monarch empfahl mich selbst seiner gelehrten Gesell-

schaft. Voltaire, Maupertuis, Jordan, la Mettrie, Pöllnitz wurden meine Freunde. Ich arbeitete bei Tage in der Soldatenschule und bei der Nacht an Erweiterung meiner Wissenschaften. Pöllnitz war mein Führer und Busenfreund, und überhaupt war mein Glück beneidenswürdig.

Im Jahr 1743 war ich bis auf 5 Fuß 11 Zoll herangewachsen, die Natur hatte mir keine Vorteile versagt, wodurch man gefallen, auch die Herzen der Menschen gewinnen kann. Ich lebte ohne Feind, ohne Neider, und meine Wollust bestand in der edelsten Art von Ruhmsucht.

Bis dahin hatte ich noch gar nichts von Liebe, von Zärtlichkeit empfunden. Der fürchterliche Anblick der Spitäler in Potsdam schreckte mich von allen Ausschweifungen zurück.

Im Winter 1743 war aber das Beilager der Schwester des Königs in Schweden, der gegenwärtig verwitweten Monarchin und Mutter des regierenden Gustavs. Ich hatte dabei als Offizier der Garde die Ehrenwache, auch das Glück, die königliche Braut bis nach Stettin zu eskortieren. Bei diesem Beilager, wo das Gedränge im Saal zum Erstaunen war und ich die Inspektion hatte, wurde mir selbst als wachhaltendem Offizier der hintere Teil der rotsamtnen Superveste mit der reichen Krepinarbeit von einem Spitzbuben weggeschnitten und zugleich die Uhr gestohlen.

Dieses verursachte ein scherzendes Gespötte mit dem gestutzten wachhabenden Offizier. Und eine große Dame sagte mir bei vorteilhafter Gelegenheit: sie würde mich über meinen Verlust beruhigen ... Der Ausdruck war mit einem Blick begleitet, den ich gern verstand, und innerhalb wenigen Tagen war ich der glücklichste Mann in Berlin. Es war unsre beiderseitige erste Liebe, und da sie meinerseits mit der tiefsten Ehrfurcht verbunden war ... so reuet mich ewig kein Unglück, welches aus so edler Quelle sich in mein ganzes Schicksal verbreitete — das Geheimnis folgt mir sicher zum Grabe. Und obgleich dieses Schweigen einen leeren Raum in dem wichtigsten Vorfalle meiner Lebensgeschichte verursacht und einige Haupträtsel hierdurch dem Leser unauflöslich bleiben, so würden mich zwar einige alte, etwa noch lebende Preußen allein verstehen, und diese lesen gewiß meine Schriften nicht mehr. —

Für die jetzige, auch für die Nachwelt will ich lieber einige Vorwürfe untreuer Erzählung dulden: lieber hin und wieder in meinem Romane undeutlich scheinen, als an einer Freundin und Wohlthäterin undankbar handeln. Sie lebt noch und

denkt für mich noch ebenso wie vor 43 Jahren. Ihrem Umgange habe ich die Politur meiner sittlich und persönlichen Eigenschaften zu danken. Auch im Unglück hat sie mich nie verlassen, und meinen Kindern allein werde ich sagen, wem sie für meine Erhaltung Dank schuldig sind.

Nun war ich in Berlin auf allen Seiten glücklich. Ich war geachtet. Mein König zeigte mir Gnade bei allen Gelegenheiten. Meine Freundin gab mir mehr Geld, als ich brauchte, und bald war meine Equipage die prächtigste bei der Garde. Mein Aufwand fiel in die Augen; denn von meinem Vater hatte ich nur das Stammgut Großscharlack ererbt, welches etwa 1000 Thaler eintrug. Ich brauchte aber manchen Monat mehr. Man fing an zu raten, zu mutmaßen — wir waren aber beiderseits so vorsichtig, daß sicher niemand etwas entdecken konnte als der Monarch selbst, der mir, wie ich hernach erfahren, nachspähen ließ, wann ich aus Potsdam oder Charlottenburg heimlich ohne Urlaub nach Berlin sprengte, bei der Wachparade aber wieder gegenwärtig war. Ein paarmal wurde meine Abwesenheit verraten, mir gebührte Arrest: der König war aber mit der Entschuldigung zufrieden, ich sei auf der Jagd gewesen, und lächelte gnädig bei dem Pardon.

Angenehmer, glücklicher und wirklich blühender, auch nützlicher hat nun wohl kein Mensch in der Welt zugebracht, als ich die feurigsten Jugendjahre in Berlin. Ich hätte hier einen ganzen Band von Vorfällen und Nebengeschichten, auch solche, die in das politische Fach einschlagen, zu schreiben. Meine eigne fordert aber zu viel Raum, und vielleicht schreib' ich dereinst noch einen Roman, welcher die dreijährigen Begebenheiten des Ritters Robinson auf der Spreeinsel in Berlin in verkleideter Gestalt erzählen könnte. In diese meine tragische Lebensbeschreibung gehören keine verliebten Abenteuer. Ich will in wahrer Gestalt vor den Augen Europas auftreten. Ich will durch mein Beispiel belehren und Empfindungen verursachen. Ich will erweisen, wodurch meine Kinder durch mein Schicksal so große rechtmäßige Reichtümer verloren haben. Mir fehlen 100 000 Mann, um sie wieder zu erobern; aber meine Rechte und Ansprüche will ich wenigstens meinen Erben, im hellen Lichte erwiesen, hinterlassen.

Im Anfang des Septembers 1744 brach das Kriegsfeuer zwischen Oesterreich und Preußen aus, und wir marschierten eilfertigst und ungehindert durch Sachsen nach Prag.

Was der große Friedrich uns an eben dem Morgen, da wir sämtliche Offiziere vor dem Abmarsche bei ihm in Pots-

dam erschienen, mit wirklich rührender Wehmut sagte — dieses darf ich in diese Blätter nicht rücken. — Wer jemals seine und Theresens Biographie redlich und ohne Furcht noch Schmeichelei schreiben darf, der melde sich bei mir um einige bewundernswürdige Anmerkungen, die ohne mich der Nachwelt nie bekannt würden, auch unter meinem Namen nie bekannt werden sollen. Jeder Monarch hat recht, wenn er Krieg anfängt, und in beiderseitigen Kirchen wird um den Segen der Waffen und gerechten Sache gebetet.

Genug gesagt — diesmal ergriff Friedrich die Waffen ungern, und hiervon bin ich Augenzeuge. Wo ich nicht irre, so stand die Armee des Königs den 14. September vor Prag. Und die schwerin'sche, welche aus Schlesien kam, traf einen Tag später jenseits der Moldau ein als wir.

Wir hätten auf unsre Kommunikations-Schiffbrücken noch acht Tage warten müssen. Der Herr Gouverneur hatte aber noch die französische vom vorigen Jahre vor der Stadt gelassen, und diese beschleunigten unsre Belagerungs-Operation.

Der Zischkaberg, welcher die Stadt dominiert, war nur mit ungefähr 40 Kroaten verteidigt, folglich wurde er sogleich von etlichen Grenadieren erstiegen, und die Batterien am Fuße desselben spielten schon am fünften Tage in die Stadt und steckten sie mit glühenden Kugeln und Bomben in Brand.

Der General Harsch fand für gut zu kapitulieren und ergab sich nach zwölftägiger Gegenwehr, bei welcher nicht 500 Mann bluteten, nebst 18000 Mann gesunder Mannschaft, sag' ich, als Kriegsgefangene.

Bis dahin hatte uns niemand gehindert; die kaiserliche Armee kam unter Prinz Karl erst vom Rhein zurück, um Böhmen zu retten.

In diesem Feldzuge sahen wir den Feind nur allezeit von weitem. Seine leichten Truppen, die den unsrigen in der Zahl dreifach überlegen waren, hinderten uns aber alle Fouragierung. Mangel und Hunger zwangen uns zum Rückmarsch, weil hinter uns im Durchmarsch alles verzehrt oder zu Grund gerichtet war. Die rauhe Witterung im November machte den Soldaten unwillig, und innerhalb sechs Wochen verloren wir 42000 Mann durch Krankheit, meistens durch Desertion. Das Trenck'sche Pandurenkorps saß uns überall auf dem Nacken, verursachte große Unruhen und Schaden, ohne daß sie jemals auch nur dem Kanonenschusse nahe kamen. Endlich ging der Trenck über die Elbe und verbrannte alle unsre Magazine zu

Pardubitz. Die Retirade wurde also beschlossen. Der König hoffte noch zwischen Benneschan und Kannupiz den Prinz Karl zur Bataille zu zwingen. — Umsonst, die Sachsen hatten in der Nacht auf dem Damme zwischen zwei Teichen, wo der König zum Angriff durchbrechen wollte, eine Batterie von 23 Kanonen errichtet. Wir mußten also Böhmen verlassen; die ganze Kavallerie war vom Fouragemangel zu Grunde gerichtet: die rauhe Witterung und die Beschwerden schlechter Wege, täglicher Marsch, Beunruhigung von leichten Truppen machten zugleich den Soldaten unwillig, und ein Drittel der Armee lief davon.

Wäre uns in diesem Zustande Prinz Karl gefolgt, wir hätten ihn gewiß im folgenden Juni nicht bei Striegau total geschlagen. Er begleitete uns aber nur von weitem bis an die Grenze und suchte sodann ruhige Winterquartiere, wodurch der König Zeit gewann, seinen Verlust zu ersetzen; besonders da man in Oesterreich den Fehler beging, daß den Deserteurs der Rückweg nicht verhindert wurde. Es ging also ebenso wie mit den gefangenen Russen, welche Karl der XII. verächtlich aus der Gefangenschaft laufen ließ, die ihn aber bei Pultawa zu Grunde richteten.

Prag mußte mit großem Verluste verlassen werden, und Tabor, Budweis, auch Frauenberg eroberte der Trenck, wo er die Regimenter Walrabe und Kreutz gefangen nahm.

Diesen ganzen Feldzug könnte niemand besser noch aufrichtiger schildern als ich; weil ich Adjutantendienste bei dem König verrichtete, zum Lagerabstechen und Rekognoszieren gebraucht wurde: auch über 6 Wochen die Furagierung für das Hauptquartier zu besorgen hatte. Weshalb ich beständig mit berittenen Jägern und Husaren im Lande herumschwärmte, die ich nach Gutbefinden fordern konnte, weil der König mir nur 6 Mann Freiwillige von der Garde mitzunehmen gestattete. Hingegen habe ich im ganzen Feldzuge wenig Nächte im Zelte geschlafen, und mein unermüdeter Diensteifer brachte mir die vollkommenste Gnade des Monarchen und sein ganzes Zutrauen zuwege. Oeffentliches Lob erhitzte mich bis zum Enthusiasmus, wenn ich zufällig das Glück hatte, an solchen Tagen mit 60 und 80 Furagewägen glücklich ins Hauptquartier einzutreffen, wogegen alle unsre andern Furagierer versprengt, verlaufen und leer nach Hause kamen, wo Mangel und Hunger einzureißen anfing, und niemand wegen umherwimmelnden Panduren und Husaren einen Schritt vor die Fronte wagen durfte.

Sobald wir in Schlesien eingerückt waren, marschierte unsre Garde nach Berlin in die Winterquartiere.

Ich schildere hier nicht den böhmischen Krieg, muß aber, da ich von mir selbst schreibe, alles das anmerken, was Einfluß auf mein Schicksal hatte. Nämlich:

Bei Groß-Benneschan ritt ich mit 30 Husaren und 20 Jägern auf Furagierung. Kommandierte die Husaren in ein Kloster und rückte selbst mit den Jägern in ein herrschaftliches Schloß, wo wir Wagen zusammentrieben und im Meierhofe Heu und Stroh zu laden anfingen.

Ein österreichischer Husarenleutnant mit 36 Pferden hatte mich und meine Schwäche aus einem verdeckten Gebüsche beobachtet — meine Leute waren alle im Aufladen begriffen; meine unvorsichtige Vedette wurde überrumpelt, und auf einmal war der Feind im Meierhofe, auch alle meine Leute gefangen. Ich selbst aber saß ruhig im Schlosse bei der gnädigen jungen Frau und sah mit Schrecken, aber wehrlos aus dem Fenster dem Spektakel zu.

Unentschlossen und schamrot über meine Unvorsichtigkeit wollte mich eben die gute schöne Frau verstecken, da ich im Hofe auf einmal feuern hörte — kurz gesagt, meine Husaren, die ich in das Kloster detachiert hatte, erhielten von einem Bauern Nachricht, daß ein österreichisches Kommando im Busche laure. — Sie sahen uns von weitem auf meinen Meierhof schleichen, sprengten mit verhängten Zügeln nach und überfielen uns kaum zwei Minuten, nachdem sie mich überfallen hatten.

Wie schleunig, wie freudig sprang ich hinunter; etliche Husaren entwischten beim Hinterthore hinaus; wir machten aber 22 Gefangene nebst einem Leutnant vom kalnockischen Regimente, zwei waren erschossen und fünf blessiert. Von meinen Leuten hingegen waren zwei Jäger, die wehrlos im Heustalle arbeiteten, niedergehauen.

Gleich wurde die Furagierung mit mehr Vorsicht unternommen: die erbeuteten Pferde dienten teils zum Vorspannen, und nachdem ich in dem benachbarten Kloster 150 Dukaten abgeholt und diese unter meine Kommandierte geteilt hatte, um ihnen das Maul zu stopfen, marschierte ich zur Armee, von der ich bei zwei Meilen entfernt war. Auf allen Seiten um mich herum hörte ich schießen, überall wurden Furagierer angegriffen: ein versprengter Leutnant mit 40 Pferden schloß sich bei mir an: dies stärkte meine Bedeckung, hinderte mich aber in das Lager zu kommen, da ich Nachricht erhielt, daß mehr

als 800 Husaren und Panduren vor mir herumschwärmten. Ich zog mich seitwärts, nahm einen Umweg und kam mit meinen Gefangenen und 25 beladenen Wägen glücklich im Hauptquartiere an. Der König saß eben bei der Tafel, da ich in das Zelt eintrat. Und weil ich die Nacht ausgeblieben war, hatte jedermann geglaubt, ich sei gefangen worden, welches verschiedenen an eben dem Tage geschehen war.

Gleich beim Eintritte fragte der König: Kommt Er allein? — Nein, Ihro Majestät! ich bringe 25 beladene Wägen und 22 Gefangene mit ihren Pferden und Offizieren. — Gleich mußte ich mich neben ihm zu Tische setzen, er wandte sich zu dem neben ihm sitzenden englischen Gesandten und sagte, indem er mich auf die Schulter schlug:

C'est un matador de ma jeunesse. Die Pferde waren schon vor dem Zelte, um rekognoszieren zu reiten. Er machte wenig Fragen: wo ich bei einer jedweden zitterte, und mich mit großer Müdigkeit entschuldigte. Nach etlichen Minuten stand er vom Tische auf, besah die Gefangenen, hing mir eigenhändig den Orden pour le mérite an den Hals; hieß mich ruhen und ritt davon.

Wie mir dabei zu Mute war, ist leicht zu erachten. Ich hatte wegen grober Unvorsichtigkeit bei dieser Begebenheit die Kassation verdient und wurde belohnt. Ist dieses nicht ein sichtbares Vorbild unsrer gewöhnlichsten Weltbegebenheiten? Wie mancher General hat durch einen Fehler eine Schlacht gewonnen, die seiner Weisheit zugeschrieben wurde!

Der rechtschaffene Unteroffizier, der mich aus dem Labyrinthe riß, verdiente eigentlich, was ich erhielt.

Bei vielen Vorfällen meines Lebens, wo ich Ruhm und allgemeinen Beifall, Ehre und Achtung erwarten sollte, war Schmach und Fesseln mein Lohn. Und der Monarch, welchem ich mit Herz und Seele diente, wurde durch Verleumdung und Wahrscheinlichkeit hintergangen; übereilte sich im Urteil, und strafte mich als einen treulosen Uebelthäter.

Indessen war die Furcht, daß die Wahrheit, wobei so viel Zeugen reden konnten, bekannt werden und mich öffentlich beschimpfen würde, eine Folter, die mir alle Ruhe und Freude hinderte.

Am Gelde fehlte es mir nicht. Ich gab jedem Unteroffizier 20 und jedem Gemeinen einen Dukaten aus meinem Beutel, um Verschwiegenheit zu erwirken. Die Leute liebten mich und versprachen alles; indessen nahm ich mir vor, bei der ersten Gelegenheit dem Könige die Wahrheit zu sagen.

Diese ereignete sich binnen zwei Tagen. Wir marschierten; ich führte als Kornet den ersten Zug, und der König ritt neben der Paukenwacht. Er winkte mir und redete mich an.

Jetzt erzähl' Er mir, Trenck, wie hat Er seinen letzten Koup gemacht? — —

Ich glaubte sicher, daß ich bereits verraten war; der Monarch machte aber bei der Frage eine so gnädige Miene, daß ich frischen Mut faßte und ihm alles trocken erzählte, wie es wirklich zugegangen war. Ich bemerkte Verwunderung, in seinen mir bereits bekannten Gesichtszügen aber, daß ihm meine Offenherzigkeit gefiel; diesen Augenblick benützte ich dergestalt durch einen Reu-erfüllten Vortrag, daß er mir nicht einmal einen Verweis gab.

Er sprach eine halbe Stunde lang nicht als König, sondern als Lehrer und Vater; lobte meine Offenherzigkeit und schloß mit den Worten, die ich ewig nicht vergessen werde: Folg' Er meinem Rate — vertraue Er sich mir ganz — ich will aus Ihm einen Mann machen.

Wer Gefühl hat, der urteile, was eine so große königliche Handlung in meiner Seele für einen Eindruck verursachte. Von diesem Augenblicke an war mein ganzer Wunsch, meine Zielscheibe, die Ehre für meinen König zu arbeiten, für mein Vaterland zu bluten. Das ganze Vertrauen dieses scharfsichtigen Monarchen war von diesem Augenblicke an für mich gewonnen, und ich empfand den Winter hindurch tägliche Merkmale desselben in Berlin, wurde meistens mit in seine gelehrten Gesellschaften gezogen, und meine Aussicht in die Zukunft war beneidenswürdig. Ueberdem erhielt ich in diesem Winter mehr als 500 Dukaten in Geschenken, und der Neid fing zugleich an seine Tücke an mir auszuüben, weil ich zum Hofmanne eine zu redlich, zu offenherzige Seele besaß.

Noch einen Vorfall muß ich von diesem Feldzuge bekannt machen, welcher in der Geschichte Friedrichs merkwürdig ist.

Bei der Retirade aus Böhmen war der König selbst nebst der Garde zu Pferde, zu Fuße, den Pikets der Kavallerie, mit dem ganzen Hauptquartier und dem zweiten und dritten Bataillon Garde in Kollin; wir hatten nur 4 Feldstücke bei uns, unsre Eskadron lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden unsre Vorposten in die Stadt getrieben: die Husaren sprengten einzeln hinein — die ganze Gegend wimmelte von feindlichen leichten Truppen, und mein Kommandeur schickte mich zum König, um Befehl zu holen.

Nach vielem Suchen fand ich den König auf dem Kirch-

turme mit dem Perspektive in der Hand. Nie habe ich ihn aber so unruhig, so unentschieden gesehen, als an diesem Tage — der Befehl war:

Wir sollten sogleich retirieren, durch die Stadt marschieren, und in der andern Vorstadt gesattelt und gesäumt bereitstehen.

Kaum waren wir in derselben, da ein Regen einfiel und die dickste Finsternis heran brach. Gegen 9 Uhr abends erschien der Trenck mit seinen Panduren und Janitscharenmusik, zündete etliche Häuser an — man wurde uns gewahr, und fing an, aus den Fenstern zu feuern.

Die Verwirrung wurde allgemein — die Stadt war so voll, daß wir nicht hineinkonnten. Das Thor gesperrt, und über demselben feuerten unsre kleinen Feldstücke. Der Trenck hatte das Wasser abgraben lassen, und um Mitternacht standen wir mit den Pferden bis am Bauche in der Flut, wirklich wehrlos. Wir verloren sieben Mann, und mein Pferd wurde am Halse blessiert.

Sicher ist es, daß in dieser Nacht der König und wir alle gefangen wären, wenn mein Vetter seinen vorgesetzten Sturm (wie er mir in der Folge selbst erzählte,) hätte ausführen können. Es wurde ihm aber mit einer Kanonenkugel der Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück und das Pandurenfeuer hatte ein Ende. Tags darauf erschien das nassauische Korps zu unsrem Sukkurs. Wir verließen Kollin, und während des Marsches sagte mir der König: Sein sauberer Herr Vetter hätte uns heute nacht einen garstigen Streich versetzen können; er ist aber laut Deserteursnachricht erschossen worden. Er fragte mich, wie nahe ich mit ihm verwandt sei — und hierbei blieb's.

In der Mitte des Dezembers trafen wir in Berlin ein. Hier war ich nun wieder der glücklichste Mensch, und mit offenen Armen empfangen. Ich war aber weniger vorsichtig als im vorigen Jahre, vielleicht auch mehr beobachtet. — Ein Leutnant von der Fußgarde, der zugleich ein öffentlicher Ganymedes war (und gegen den ich ohnedem schon einen natürlichen Haß, wie gegen alle Schufte solcher Gattung im Herzen trug), griff mich wegen meiner geheimen Liebe mit Stichelreden an. Ich hieß ihn einen et cetera — wir griffen zum Degen, und ich brachte ihm einen Hieb im Gesichte an. Bei der Kirchenparade am erstfolgenden Sonntage nach dieser Begebenheit sagte mir der König im Vorbeigehen: Herr! der Donner und das Wetter wird Ihm aufs Herz fahren — nehm' Er sich in acht. — Und hierbei bliebs.

Wenige Zeit hernach kam ich einige Augenblicke zu spät auf die Parade. Der König, welcher mich schon beobachtet und vermißt hatte, schickte mich nach Potsdam zur Garde zu Fuß in Arrest, wo ich auf der langen Brücke mein Zimmer erhielt. Nachdem ich 14 Tage gesessen, kam der Obrist Graf Wartensleben zu mir und riet mir, ich sollte bitten — ich war noch zu unerfahren in Hofränken, merkte folglich nicht, daß ich mit einem Kundschafter sprach, und stellte mich unwillig über den langen Arrest, für einen Fehler, der gewöhnlich mit drei, höchstens sechs Tagen abgebüßt wird — ich blieb also sitzen. —

Abermals verflossen acht Tage — der König kam nach Potsdam — ich wurde vom General Bork, Generaladjutanten des Königs, ohne den Monarchen zu sehen, mit Briefen nach Dresden geschickt. — Bei meiner Zurückkunft meldete ich mich bei dem Monarchen auf der Parade — und da die Eskadron in Berlin stand, fragte ich: Befehlen Ew. Majestät, daß ich zur Eskadron nach Berlin reite? — Die Antwort war: Wo kommt Er her? — Aus Dresden. — Wo war Er, ehe Er nach Dresden ritt? — Im Arrest. — So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist.

Und hiermit war ich wieder Arrestant, und blieb es wirklich bis auf drei Tage vor dem Ausmarsche, da wir im Anfange Mai aufbrachen und nach Schlesien mit schnellen Schritten zum zweiten Feldzuge marschierten.

Nun muß ich einen Hauptvorfall umständlich erzählen, woraus in eben diesem Winter die eigentliche Quelle aller meiner in der Welt erlittenen Drangsale entsprang. Ich bitte meine Leser, sich diese Stelle zu merken und mich im voraus zu bedauern, weil aus der unschuldigsten Ursache der rechtschaffenste Mann, der beste Patriot des Königs, verdächtig und in ein solches Gewebe von aufeinanderfließenden Folgen verwickelt wurde, aus welchen ich mich vom neunzehnten bis in das sechzigste Lebensjahr noch nicht habe loswickeln können. Hier ist die treue und längst öffentlich erprobte Erzählung, die mir und meinem Schicksale Ehre macht.

Franz Freiherr von der Trenck*), welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandierte, war 1743 in Bayern schwer blessiert; hatte meiner Mutter nach Preußen geschrieben,

*) Dieses Trenck Vater und mein Vater waren leibliche Brüder. Ich werde in diesem Teile auch sein merkwürdiges Schicksal treu und so erzählen, wie es mir gründlich bekannt ist.

und ihr gemeldet, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernannt habe. Diesen Brief schickte mir meine Mutter sogleich nach Potsdam. Ich ließ ihn aber unbeantwortet, weil ich damals mit meinem Zustande, mit meinem Monarchen so zufrieden war, so zufrieden zu sein Ursache hatte, daß ich mein Glück nicht mit Mogols Schätzen vertauscht hätte.

Nun war ich den 12. Februar 1744 in Berlin bei meinem Garde du Korps-Kommandanten, dem Rittmeister von Jaschinsky, welcher in der Armee Oberstenrang hatte, nebst dem Leutnant von Studnitz und meinem damaligen Zeltkameraden, dem Kornet von Wagnitz, in Gesellschaft. Letzterer lebet noch und ist kommandierender General der hessenkasselischen Kavallerie.

Hier fiel nun die Rede auf den österreichischen Trenk, und Jaschinsky fragte mich, ob ich mit ihm verwandt sei.

Die Antwort war ja; und zugleich erzählte ich ihm, daß er mich zum Universalerben eingesetzt habe. — Er fragte, was ich ihm geantwortet. — Gar nichts. — Hierauf munterte mich die ganze Gesellschaft auf, ich sollte bei einem so wichtigen Glücke weder gleichgültig, noch undankbar sein; wenigstens danken, und die gute Gesinnung für die Zukunft zu erhalten suchen.

Mein Chef setzte hinzu: Schreiben Sie ihm, er soll Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken! Geben Sie mir den Brief, ich will ihn durch den sächsischen Legationsrat von Bossart bestellen lassen; mit dem Bedinge, daß ich auch ein ungarisch Pferd erhalte. Es ist keine Staats-, sondern eine Privatfamilienkorrespondenz; die Verantwortung nehme ich auf mich — 2c.

Sogleich setzte ich mich nieder, schrieb, folgte dem Rate meines Vorgesetzten. Und wäre mir jemals ein Verhör über diesen Vorfall gestattet worden, so hätten die vier gegenwärtigen Zeugen, die den Inhalt des Briefes gelesen, meine reine Unschuld sonnenklar gerechtfertigt.

Jaschinsky übernahm also diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst, und hat ihn auch wirklich zu meinem Unglücke befördert.

Ich muß von diesem Briefe umständlich handeln, weil er die einzige Quelle aller meiner bis zum grauen Haare erlittenen Drangsale wurde; vorläufig aber noch eine zufällige Begebenheit erwähnen, die eigentlich hierher gehört und mir den ersten Verdacht unschuldig zugezogen hat.

In der Kampagne 1744 wurde unter vielen andern auch mein Reitknecht mit zwei Handpferden von den trenckischen leichten Truppen gefangen.

Ich sollte an eben dem Tage, da wir in das Lager rückten, mit dem König rekognoszieren reiten. Mein Pferd war müde; ich meldete mein Unglück, und sogleich schenkte er mir einen Engländer.

Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden und einem feindlichen Trompeter zurück, mit einem Billet, ungefähr dieses Inhalts: Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschicket 2c. 2c.

Da ich mich noch an eben dem Tage bei dem Monarchen meldete, machte er mir eine finstere Miene und sagte: Da Sein Vetter Ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht Er das meinige nicht.

An Neidern meines Glücks fehlte es mir damals nicht. Es gab allerhand Stichelreden, bis ich endlich einen gewissen Leutnant P***s vor die Klinge nahm, ihn wohlgezeichnet abfertigte, und durch mein Betragen erwies, daß ich ein preußisch Herz hatte.

Ueberhaupt hat aber dieser Vorfall mit den zurückgeschickten Pferden in der Folge viel zu Anfachung des im folgenden Jahre erfolgten Argwohns bei dem Monarchen beigetragen und mein Unglück befördert.

Eben deshalben melde ich hier alle Umstände weitläufig, um sowohl mich selbst, ohne Rückhalt, als das Verfahren des großen, sonst scharfsichtig und gerechten Friedrichs, soviel möglich auch sogar in meinem Falle zu rechtfertigen.

Zeugen bedarf ich in dieser ganzen Sache nicht. Mein Vaterland selbst, das mich untreu glaubte: die ganze Armee, das ist, alle alte noch lebende Generäle, das Ministerium, der Hof selbst, und alle gegenwärtig junge Offiziere reden durch Tradition ihrer Vorfahren das Wort für meine Unschuld, für mein Recht. Man nenne den Trenck in Berlin und in allen preußischen Staaten, so heiße ich einstimmig der Märtyrer meiner Rechtschaffenheit, das schmählichste Opfer der Verleumdung, der beste Patriot des Vaterlandes, und das Muster eines großen Mannes im Unglücke.

Nun weiter zum Zusammenhange der abgebrochenen Geschichte.

Wir marschierten also zum zweiten Feldzuge nach Schlesien, welcher ebenso blutig, als siegreich für uns war.

Zu Kloster Kamenz war des Königs Hauptquartier, daselbst

standen wir vierzehn Tage ruhig, und die Armee kantonierte; da aber Prinz Karl die Thorheit beging, daß er, anstatt uns in Böhmen zu erwarten, in die Ebene von Striegau mit seiner Armee rückte, war er auch sicher geschlagen. Denn, wer die preußischen großen Manöver und die wahrhafte und Schlachten entscheidende Taktik kennt, der kann ohne Brille, ohne Algebra berechnen, wer auch mit ganz ungleicher Zahl im offenen Felde geschlagen werden muß.

Eilfertig brach also die kantonierende Armee auf. Binnen vierundzwanzig Stunden stand alles in Ordre de Bataille. Den 4. Juni lagen schon achtzehntausend Tote bei Striegau gestreckt, und die kaiserliche Armee, nebst den alliierten Sachsen, waren total geschlagen.

Wir hatten mit der Garde du Korps den rechten Flügel. Ehe wir attackierten, rief der König der Eskadron selbst zu: Kinder! zeigt heute, daß ihr meine Garde du Korps seid, — und gebt mir keinem Sachsen Pardon! — Wir hieben dreimal in Kavallerie und zweimal in Infanterie ein; nichts widerstand einer solchen Eskadron, die gewiß in Leuten, Pferden, Mut, Geschicklichkeit und Ehrgeiz die erste auf Erden war. Wir allein hatten sieben Standarten und fünf Fahnen erbeutet, und in weniger als einer Stunde war alles entschieden.

Ich bekam einen Pistolenschuß durch die rechte Hand. Mein Pferd war stark blessiert, und bei dem dritten mußte mir mein Reitknecht ein andres geben.

Am Tage nach der Bataille erhielten alle Offiziere den Orden pour le mérite; ich aber blieb vier Wochen unter den Blessierten in Schweidnitz, wo gegen sechzehntausend Menschen auf der Folterbank von Feldscherern gemartert, und viele erst am dritten Tage verbunden wurden.

Meine Hand konnte ich zwar in drei Monaten nicht brauchen; dennoch kehrte ich zur Eskadron zurück und that in allen Vorfällen meine Schuldigkeit, war täglich bei dem Monarchen und bei allem Rekognoszieren mit ihm gegenwärtig. Seine besondere Gnade und vorzügliche Achtung vermehrte sich täglich, und mein Enthusiasmus für ihn, mein Diensteifer stieg bis zur Ausschweifung.

Ich verrichtete die ganze Kampagne hindurch Adjutantendienste, und niemand könnte die Geschichte derselben aufgeklärter noch treuer als der beschreiben, welcher wie ich ein Augenzeuge bei allen Begebenheiten und zugleich ein Schüler des ersten Meisters in der Kriegskunst war, welcher mich würdig glaubte, von ihm selbst unterrichtet zu werden. Diese Blätter gestatten

aber kaum, alles konzentriert zu erzählen, was einen Einfluß auf mein persönliches Schicksal hat.

Hierher gehört also eine Begebenheit, welche des großen Friedrichs Charakter und besondre Art, Jünglinge für seinen Dienst zu bilden und sie sich ihm ganz eigen zu machen, schildert.

Ich liebte besonders die Jagd; und unerachtet sie auf das schärfste verboten war, so wagte ich's dennoch, mich ohne Erlaubnis aus der Armee zu entfernen.

Mit Fasanen beladen kam ich zurück; wie erschrak ich aber, da die Armee indessen aufgebrochen war und ich kaum die Arrieregarde erreichte.

Wie mir dabei zu Mute war, ist leicht zu erachten. Kurz, ein Husarenoffizier lieh mir ein Pferd, und so kam ich zu meiner Eskadron, welche allezeit den Vortrab machte, setzte mich auf mein Pferd und ritt zitternd vor meinen Zug, den ich führen mußte. Der König hatte mich aber schon vermißt, oder vielmehr mein, mir seit einiger Zeit feindseliger Kommandant hatte mich bereits gemeldet.

Eben, als wir in das Lager rücken wollten, ritt der König daher, erblickte mich und winkte mir zu sich. — Er sah meine Verwirrung und fragte mit lächelnder Miene: War Er schon wieder auf der Jagd? — Ja, Eure Majestät! — ich bitte — er ließ mich aber nicht ausreden, sondern sagte: Diesmal hat Er's noch zu gute, wegen Potsdam — nehm' Er sich aber künftig in acht! und denk' Er besser an seine Schuldigkeit.

Hiermit war alles vorbei — wo ich Kassation verdient hätte. Ich muß aber den Leser hier erinnern, daß der König eigentlich hiermit sagen wollte: — er habe mich den vorigen Winter in Potsdam zu hart für ein kleines Versehen gestraft und sehe mir deshalb jetzt durch die Finger.

Kann ein König größer denken, größer handeln? Ist das nicht die erhabenste Art, Gemüter zu gewinnen, Fehler zu bessern und große Männer zu bilden? Er kannte meine gefühlvolle Seele und erwirkte durch diese zu rechter Zeit angebrachte Gnade gewiß mehr, als wenn ein gebietender General fünfzig junge Offiziere bei Temperamentsfehlern mit Ketten und Profosen bedroht, oder grob nach Kriegsartikeln, ohne Unterschied des Gegenstandes, mißhandelt.

So verfährt der wirklich große König zuweilen bei großen Fehlern großer Genien: hingegen straft er mechanische Seelen, die nur zum Kriechen geboren sind, auch nach trockenen Kriegsartikeln, nur mechanisch buchstäblich. Eben deshalb hat er allein

die wahre Pflanzschule für große Generale, woraus er auch Männer findet, die seines Umganges, seiner Wahl, seines unbeschränkten Vertrauens würdig sind. Vielleicht ist er deshalb auch nur der einzige Monarch auf Erden, welcher sagen kann: ich habe nicht allein Sklaven und Unterthanen; ich habe auch Patrioten und echte Freunde.

Nun bemerkte ich seit diesem Vorfalle keine Ungnade, außer zuweilen bei dem Mittagessen (weil die Offiziere der Garde allezeit die Tafel bei dem Könige haben), und bei guter Laune einen feinen Stich auf die Jagdliebhaber oder auf die hitzigen Köpfe, die bei jeder Gelegenheit aufwallen und gleich mit dem Degen fertig sind.

Der Feldzug verfloß in beständigen Manövern und Märschen: wobei wir die Unruhigsten waren, weil die Garde, die bei dem Zelte des Königs in der Mitte beider Treffen kampiert, im Marsche der Armee aber allezeit die Avantgarde macht, auch um zwei Stunden früher aufstehen und marschieren muß als dieselbe, um den Vortrab zu erreichen. Dann bei allen Rekognoszierungen mit dem Könige gegenwärtig sein: zuweilen Lager abstechen, die Pferdtränke suchen, einer bei der Inspektion im Hauptquartier auf Ordonnanz bei dem Könige sein muß. — Dieses gestattete selten etliche Stunden Ruhe, da wir nur sechs Offiziere in allem für so viele Verrichtungen waren. Ueberdem trafen uns noch viele Kurierritte, auch öfters wichtige mündliche Befehle an die von der Armee detachierte Korps zu bringen. — Ueberhaupt sorgt der König dafür, daß seine Gardeoffiziere, die er zur wahren Militärtaktik bestimmt, keine Schlafmützen werden können. In seiner Schule muß man viel wachen, um viel zu lernen. Arbeit, Wachsamkeit und Unruhe, erhabner Ehrgeiz, Nacheiferung, Beispiel und Vaterlandsliebe bilden unter des Königs Auge die Befehlshaber seines Kriegsheeres.

Dies ist die Schule, wo ich lernte: wo ich schon unter die Emanzipierten, unter die gerechnet wurde, welche man andre zu belehren wählt. — Und dennoch sagte mir in meinem vierzigsten Lebensjahre ein mächtiger General in Wien: — Mein lieber Trenck! Unser neues Exerzitium wird Ihnen wohl viel zu schwer zum lernen sein; Sie sind schon zu alt dazu. Durch solch ein lächerlich Urteil war ich in Oesterreich Invalide, auch wirklich darunter gerechnet, und bin es jetzt bis zum grauen Haare geblieben. In Berlin hat man gewiß herzlich über dieses weise Urteil des großen Generals gelacht.

Ferner zum Zusammenhange.

Wo ich nicht irre, so war den 14. September der Tag, an welchem die merkwürdige Bataille bei Soor oder Sorau vorfiel. Der König hatte so viele Korps nach Sachsen, auch hin und wieder in Schlesien und Böhmen detachiert, daß wirklich nicht mehr als 26000 bei seiner Hauptarmee blieben. Prinz Karl, welcher trotz aller Erfahrung dennoch allezeit seinen Feind nur materiell nach der Zahl abwog und den Kern der preußischen Macht nicht kannte, hatte den kleinen Haufen der pommerischen und brandenburgischen Regimenter mit einer Macht von 86000 Mann eingeschlossen, wollte dieses Häuflein überfallen und uns alle gefangen nehmen.

Nun merke man aus meiner treuen Erzählung, wie geheim dieser projektierte Ueberfall müsse entworfen und ausgeführt worden sein. Denn gegen Mitternacht kam der König persönlich in mein Zelt und weckte auf diese Art alle Offiziere aus dem Schlafe; befahl sogleich in aller Stille zu satteln, alle Bagage zurückzulassen und sich bei dem ersten Wink zur Bataille zu richten. Indessen blieben alle Pferde an ihren Plätzen stehen und die Mannschaft zum Auffitzen fertig in ihren Zelten.

Ich und Leutnant von Pannewitz mußten mit dem Könige reiten. Der Monarch selbst brachte seine Befehle durch die ganze Armee, und so erwartete man den Anbruch des Tages mit Sehnsucht.

Gegen das Defilee, wo der König im voraus wußte, daß der feindliche Angriff geschehen sollte, wurden in möglichster Stille acht Feldstücke hinter einen kleinen Hügel verborgen. Folglich muß er ja den ganzen österreichischen Plan im voraus gewußt haben. Sogar die Vorposten gegen das Gebirge wurden zurückgezogen, um den Feind in seiner Mutmaßung zu stärken, daß er uns alle im Schlafe wehrlos fangen würde.

Kaum brach der Tag heran, so brach rings herum das Artilleriefeuer von allen okkupierten Anhöhen los, beschoß das ganze Lager und die feindliche Kavallerie stürzte durch das Defilee herein. —

Im Augenblicke standen wir in Ordre de Bataille, und in weniger als 10 Minuten sprengten wir schon mit unsern wenigen Eskadronen (wir hatten nur fünf Regimenter Kavallerie bei der Armee) in den Feind mit verhängten Zügeln hinein, der sich erst vor dem Defilee ganz gravitätisch zu formieren anfing und keine Gegenwehr, vielweniger einen so überraschenden Angriff vermutet hatte. Wir warfen diese in das vollgestopfte Defilee zurück: sogleich war der König selbst mit den acht Feldstücken

bei der Hand und machte in diesem gedrängten Haufen, wo niemand mehr vorwärts konnte, ein Blutbad. — Hiermit war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt und die Bataille gewonnen.

Nadasti, Trenck und die leichten Truppen, welche uns im Rücken angreifen sollten, hielten sich im Lager mit Plündern auf, niemand konnte die raubsüchtigen Kroaten abhalten: dagegen wir aber unterdessen den Feind schlugen. Merkwürdig ist hierbei folgendes: Man brachte dem Könige Nachricht, daß der Feind in das Lager gefallen sei und plündere. — Desto besser, gab er zur Antwort; so haben sie was zu thun und hindern mich in der Hauptsache nicht. —

Wir behielten also den vollkommensten Sieg: hatten aber alle unsere Bagage verloren. Das ganze Hauptquartier, welches ohne alle Bedeckung zurückblieb, war gefangen, geplündert, und der Trenck hatte des Königs Zelt und silbernes Tafelservice davongeführt.

Diese Begebenheit habe ich hier deshalb eingerückt, weil im Jahre 1746, da eben der Trenck, mein Vetter in Wien, der Gewalt seiner ärgsten Feinde überlassen und in einen sogenannten Kriminalprozeß verwickelt war — einige nichtswürdige Bösewichte ihn beschuldigt hatten, er habe bei der Bataille zu Sorau den König selbst im Bette gefangen genommen und durch Bestechung wieder freigelassen; noch ärger! eine mit Geld bestochene öffentliche Hure aus Brünn gab sich für die Tochter des Feldmarschalls Schwerin aus und zeugte vor dem Wienerkriegsrechte, sie hätte eben bei dem Könige im Bette geschlafen, da der Trenck in das Zelt eingetreten, den König gefangen, auch sie nebst ihm wieder freigelassen habe.

Was nun das erstere betrifft, so bin ich Augenzeuge, daß der wachsame König nicht überfallen werden konnte, besonders da er wußte, daß man ihn überfallen wollte. Ich selbst habe von Mitternacht bis gegen 4 Uhr früh mit ihm in dem Lager herumgaloppiert, wo die Anstalten, den Feind zu empfangen, gemacht wurden. Und um 5 Uhr sprengten wir schon zum Einhauen heran. Der Trenck konnte folglich den König nicht im Bette fangen. Es war die Bataille bereits entschieden, da er erst mit seinen Panduren in das Lager fiel und des Königs Equipage erbeutete.

Was das andere mit der feinen Fräulein Schwerin betrifft, dieses kann nur in Dorfschulen von Katechismusstudenten erzählt, nur in Lissabon geglaubt, und in Wien allein gegen einen ehrlichen Mann ad protocollum genommen werden.

Es ist aber der ganze Vorfall so lesenswürdig, daß ich in diesem Bande eine besondere Erzählung von dem erschrecklichen Schicksale eben dieses Trenck, und von seinem sogenannten Kriminalprozesse anhängen werde, worüber die aufgeklärte Welt erstaunen muß. Seine Geschichte hat mit der meinigen so viel Verbindung, daß ich dazu berechtigt bin. Besonders da noch viele Ignoranten oder Tugendfeinde in Wien wirklich glauben und erzählen, der Trenck habe den König von Preußen gefangen gehabt.

Noch bis jetzt war aber kein Trenck ein Schurke noch Verräter. Ich will gründlich erweisen und weiß es auch überzeugt, daß er seiner Monarchin ebenso treu diente, als ich meinem Könige. — Die in seinem Falle hintergangene große Maria Theresia sagte mir selbst nach seinem Tode: — Sein Vetter ist besser gestorben, als seine Ankläger und Richter sterben werden. —

Genug hiervon, bis an seinen gehörigen Ort.

Ich komme gegenwärtig auf die erste Szene meines Trauerspiels, welche den Grund zu allen traurigen Folgen bestimmte, die mich bis zum grauen Haare zum wirklichen Märtyrer machte.

Wenige Tage nach der Bataille zu Sorau kam der ordinäre Feldpostbriefträger in mein Zelt und brachte mir einen Brief.

Dieser war von meinem Vetter, dem Pandurenobersten, Baron Trenck, in Essek datiert und vier Monate alt. — Der Inhalt war kürzlich dieser:

„Aus Dero Schreiben de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungrische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herum zu tummeln. Ich habe bereits in voriger Kampagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zu Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungrische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab, oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinem Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird ꝛc.“

Ich erschrak und lachte bei Durchlesung dieses Briefes.

Kornet von Wagnitz, gegenwärtiger General en Chef der hessenkasselischen Armee, und Leutnant von Grotthausen, die beide noch leben, waren meine Zeltkameraden. Ich gab ihnen den Brief zu lesen, wir lachten über den Inhalt, und gleich

wurde beschlossen, ihn dem Eskadronskommandanten von Jaschinsky bei der Parole zu lesen zu geben.

Dies geschah auch kaum eine Stunde nach dem Empfange.

Der Leser wird sich zu erinnern wissen, wie ich oben erzählt habe, daß eben dieser Oberst Jaschinsky am 12. Februar mich in Berlin zum Schreiben bewog und meinen Brief offen empfangen, auch an den Trenck bestellt hatte — worin ich scherzend ungrische Pferde zur Equipage forderte und ihm, Jaschinsky, eines davon versprach, wenn sie ankommen würden.

Kaum hatte er den Brief mit einer gewissen Art von Verwunderung gelesen, so entstand ein Gelächter unter uns allen. Und da das Gerücht eben bei der Armee lief, wir würden nach dieser gewonnenen Bataille mit einem Korps in Ungarn einbrechen, so sagte Jaschinsky: — So wollen wir jetzt die ungrischen Pferde selbst in Ungarn holen. Und hiemit ging ich mit ruhigem Gewissen in mein Zelt.

Nun muß ich hierbei folgende merkwürdige Beobachtungen einrücken.

1) Ich hatte das Datum des erhaltenen Briefes nicht beobachtet. Mein Oberst bemerkte es aber sogleich, daß er über vier Monat alt war.

2) Vermutlich war es also eine Falle, die der in seiner Art böse und falsche Mann mir gelegt hatte. Die Zurückschickung meiner Pferde in der vorigen Kampagne hatte Aufsehen gemacht. Vielleicht hatte er Befehl vom Könige, mich zu beobachten. Vielleicht überredete er mich zum Schreiben, um mir durch eine falsche unterschobene Antwort eine Fallgrube zu machen. Denn sicher ist es, daß der Trenck in Wien bis zu seinem Tode standhaft beteuerte, daß er nie einen Brief von mir empfangen, auch niemals einen beantwortet habe. Ich glaube also noch, daß es ein Uriasbrief war.

Jaschinsky war damals ein Liebling des Monarchen, ein armeekundig falscher, boshafter Mann; ein Kundschafter und heimlicher Zuträger auf Rechnung akkredidierter Verleumdung. Wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit deshalb vom König kassiert und aus seinem Lande gejagt wurde.

Er war damals der Liebhaber der schönen sächsischen Residentin von Bossart in Berlin, und durch sie kann der falsche Trenckische Brief in Sachsen oder Oesterreich auf die Post, auf meine Adresse befördert worden sein. Indessen hatte er alle Tage Gelegenheit, mich bei dem Könige verdächtig zu schildern und seinen Entwurf gegen meine Unschuld auszuführen.

Hierzu kam noch, daß er mir 400 Dukaten schuldig war,

die ich ihm bar geliehen hatte, weil mir niemals Geld fehlte. Dieses Geld war seine Beute, da ich ohne Verhör arrestiert und in ein Gefängnis gesperrt wurde und von meiner Equipage hat er sich auch den größten Teil zugeeignet.

Wir gerieten auch in der ersten Kampagne in Händel, da er meinen Packknecht prügelte, und waren bereits mit Pallaschen übereinander her, da der Oberst Winterfeldt zufällig dazu kam, uns ohne Blut von einander brachte und Frieden stiftete. Der Litauer hartnäckige Kopf ist aber allezeit rachgierig, auch unversöhnlich, und hat vielleicht von diesem Tage an mein Unglück geschmiedet.

Gott weiß, was er dem Monarchen bei allen Gelegenheiten für Stoff zum Argwohne gegen mich eingeflößt hat. Denn sicher ist es unglaublich, wie derselbe mich bei seiner weltbekannten Gerechtigkeitsliebe ohne alle Untersuchung, ohne Verhör nach Kriegsrecht verdammen konnte. Hier steckt demnach der Knoten, den ich nie auflösen konnte. Der König ist allein von der Art seiner Verwickelung überzeugt. Er weiß positiv gegenwärtig, daß ich unschuldig war. Ich habe aber schon zu viel gelitten, zu grausame Strafen überstanden, um eine angemessene Belohnung zu hoffen.

In so wichtigen Uebereilungen, die nunmehr ganz Europa, und jeder Greis, auch Jüngling in meinem Vaterlande kennt, muß der Schwache allezeit Unrecht behalten. Ich bin in unsrem Jahrhundert das überzeugende Beispiel dieses Grundsatzes in despotischen Staaten gewesen.

Sicher aber ist es, daß man einen Mann meiner Gattung, der reden und schreiben kann, dessen ganzer Lebenswandel ohne Tadel ist, entweder für so groß übertragene Drangsale groß belohnen, oder ihn im Gefängnisse heimlich hätte hinrichten sollen. Weil meine nunmehr nicht mehr zu vertilgende Geschichte der Biographie Friedrichs des Großen allezeit ein Beispiel wirklicher Grausamkeit ankleben wird. Besonders bei denen, welche die treue Erzählung in diesem Buche nicht lesen, oder mich vielleicht einer Schmeichelei oder politischen Furcht beschuldigen, wenn ich den König selbst bei allen Vorfällen zu rechtfertigen, auch zu entschuldigen suche.

Unbegreiflich aber bleibt es allezeit, wie der scharfsichtige Monarch, welcher mich täglich um sich sah, welcher mich ganz als Menschenkenner kannte, welcher wußte, daß mir gar nichts fehlte, weder Ehre, noch Geld, noch Hoffnung in die Zukunft — daß er, sage ich, jemals sich einen Argwohn auf meine Treue konnte einflößen lassen.

Gewiß ist es, und ich nehme noch heute Gott und alle Menschen zu Zeugen, die mich im Glücke und Unglücke gekannt haben, daß ich nie einen untreuen Gedanken gegen mein Vaterland empfunden habe.

Ich war meinem Könige ebenso mit Herz und Seele ergeben, als mein Vetter, der Pandurenchef, seiner Kaiserin, und beide waren wir dennoch die schmählichsten Opfer der Verleumdung und Mißgunst.

Wie war es auch möglich, mich damals zu argwöhnen? Im achtzehnten Lebensjahr war ich schon Kornet der Garde du Korps mit Rittmeistersrang, that Adjutantendienste bei dem Könige, und besaß seine Achtung, Gnade und Vertrauen im höchsten Grade.

In einem Jahre hat er mir mehr als fünfzehnhundert Reichsthaler geschenkt. In Berlin hatte ich eine Freundin, die ich verehrte und liebte, die ich für keine Krone, viel weniger für eines Pandurenanführers Versprechen verlassen hätte, und die mir gewiß mehr gab, mehr geben konnte, als alle Panduren der Erde, die ich im Herzen verabscheute.

Sollte mir wohl in meiner Lage ein vernünftiger Mensch einen solchen verfluchten und niederträchtigen Gedanken zumuten wollen, daß ich die brillanteste Aussicht bei dem Könige der Weisen, die Ehre, in seiner Schule ein Meister zu werden, einem Panduren aufopfern sollte, der mir etliche elende ungarische Pferde antrug?

Ich hatte sieben Engländer in meinem Stalle zu Berlin, und sechs Leute in der Livree, war geliebt, geschätzt und distinguiert; im Ministerio wie in der Armee besaßen meine Blutsfreunde die wichtigsten Ehrenstellen. Mein ganzes Herz war lauter bis zum Fanatismus getriebne Vaterlands- und Königsliebe, und mir fehlte gar nichts, was der junge Mensch auf Erden wünschen, auch von Gott erbitten kann. — Wie war es denn möglich, daß ich geargwohnet werden konnte? Ich war ja weder rasend noch verrückt.

Dennoch aber ist es geschehen, und mein Beispiel zeigt, daß gegen sicher schlummernde Tugend der wachenden Verleumdung alles möglich ist, daß auch der erleuchtetste Monarch von bösen Menschen, oder wohl gar durch vorgegaukelten Argwohn könne betrogen werden; weil er aus dem Mittelpunkte seines Thrones als Mensch unmöglich alles Ausgedehnte in seinem Staatskörper übersehen kann, und sich folglich auf Berichte solcher Menschen verlassen muß, die sein Vertrauen entweder verdienen, oder erschlichen haben.

Ueberhaupt ist mein ganzes Schicksal von solcher Art, daß, nachdem einmal dieser erste Vorfall geschehen war, der König wirklich nicht anders mit mir verfahren konnte, als in der Folge geschehen ist.

Monarchen begnadigen lieber einen Uebelthäter, als daß sie einen unschuldig Verdammten belohnen. Mein inneres Bewußtsein hingegen war zu rein, mein Stolz auf meine gerechte Sache zu trotzig, und mein Gewissen zu vorwurfsfrei, um Gnade kriechend zu erbitten. Ich kannte die Welt, den Hof, und willkürlich herrschende Fürsten zu wenig, um eine politische Rolle für mein sicheres Glück zu spielen. Ich fiel durch meine Tugend in die Falle, welche mir die Arglist gelegt hatte, und vertraute meinen Kräften zu viel, um mich aus derselben eigenmächtig loszureißen. Ich hatte die Rechte auf der Universität nur buchstäblich studiert, folglich konnte ich ja nicht wissen, daß der Unterthan sein Recht erbitten, oder als eine Gnade erkennen muß, wenn es ihm widerfährt. Fürsten wollen nie den Vorwurf einer Ungerechtigkeit dulden, wo sie durch Uebereilung geirrt haben. Sie sind unabhängig, sie glauben sich, als Gesetzgeber, über die Gesetze erhaben; und, wo einmal ein Machtspruch über diese allgemeine Gesetze in einem einzelnen Falle gestrauchelt hat, da heißt es: pereat unus pro multis. — Und so, und auf keine andre Art, bin ich bis zum grauen Haare das grausamste Schlachtopfer meiner Tugend und Standhaftigkeit gewesen. Der ganze Zusammenhang dieser tragischen Geschichte wird hiervon die Beweise führen und alle meine Weltmitbürger belehren, wie sie sich in meinem Falle zu verhalten haben, falls sie mein Los treffen sollte. Ich rate gegenwärtig einem jeden treulich, mich nicht zum Vorbilde zu wählen. Die Ehre, durch männlichen Trotz ein rühmlicher Märyrer zu heißen; der Ruhm eines standhaften Mannes in Widerwärtigkeiten, ist bei grauen Haaren ein unwirksamer Lohn für den, welcher vierzig Lebensjahre hindurch gegen Foltern, Schicksalsstürme, böse Menschen, Verleumdung und Fürstenmacht zu kämpfen, auch endlich, aber zu spät, zu siegen die Ehre hatte.

Nein, meine teuersten Leser! Ich bedaure jeden Ruhmsüchtigen, welcher einen Trenck oder Kato zum Muster wählen wollte. Unsre Monarchen denken im Fache der Unfehlbarkeit oder gereizten Leidenschaften ebenso, wie die Mogole und Sultane. Sie sind Menschen, die eine unbegrenzte Unterwürfigkeit fordern; und wer nach geschriebenen Gesetzen allein in unsrer Welt gerichtet sein und gar keine Parteilichkeit noch

Ungerechtigkeit dulden will, der wird sogar in unsern europäischen Republiken, auch in England und Holland, keinen Wohnplatz wählen, wenn er ihre innere Verfassung so wie ich kennt und mit richtiger Schale abgewogen hat.

Besser also, sich der Willkür eines Monarchen unterwerfen; besser, ohne Verbrechen um Gnade, auch ohne Verdienst um Belohnung zu bitten, als ohne eine Armee von dreißigtausend Mann sein Recht und seinen verdienten Lohn von dem fordern, der allein im gebietenden Tone an der Spitze seiner majestätisch unterstützten Macht zu gebieten gewohnt ist.

Ich lehre aus Erfahrung, Brüder! und noch, da ich für euch diese heilsame Lehre schreibe, brütet vielleicht ein ganz neues Hofschwammgeschöpf schon neue Verfolgungen gegen meine wahrheitdonnernde Schriften aus, welche ich gern für edel empfindende Menschen, niemals aber für kriechende und geiferleckende Hofaugendiener schreiben möchte, die leicht zu reizen, aber sehr schwer zu bessern sind, und sich nicht einmal einen wirklichen, uneigennützig redlichen Mann, oder einen altdeutschen Biedermann denken, oder in der Wirklichkeit möglich glauben können.

Meinen oben gemeldeten unglücklichen Brief betreffend, so ist auch nicht einmal wahrscheinlich, daß ich durch denselben hätte unglücklich werden können. Denn: war ich wirklich in verdächtiger Korrespondenz mit einem Verwandten in feindlichen Diensten, so hätte er mir gewiß nicht auf der ordinären Feldkriegspost geschrieben, wo, wie bekannt, alle Briefe geöffnet werden. War es aber nur Privatfamilien-Korrespondenz, so konnte ich nie mehr thun, als geschehen ist; denn mein Chef und Kommandant wußte den Inhalt meines Briefes, hatte ihn selbst gelesen, auch selbst befördert und mit der erhaltenen Antwort habe ich auch keine Minute ein Geheimnis gemacht.

Das mindeste Verhör hätte also meine Unschuld sonnenklar entwickelt; denn die Augenzeugen in beiden Fällen leben noch wirklich. — Das Meisterstück meines Feindes, um mich zu stürzen, bestand demnach allein in der Kunst, die Rolle bei dem Monarchen so zu spielen, daß ich alle Gelegenheit verlor, mich zu rechtfertigen. Und dieses geschah wirklich.

Denn am folgenden Tage, nach Empfang dieses Briefes, wurde ich ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne daß mir jemand ein Verbrechen vorhielt, arrestiert und mit einer Bedeckung von fünfzig Husaren als ein wirklicher Delinquent aus der Armee nach Glatz auf die Festung geführt. Drei Pferde und meine Bedienten durfte ich mit mir nehmen; meine ganze Equipage

blieb aber zurück, die ich nicht mehr wieder gesehen habe und eine Beute des Herrn von Jaschinsky wurde. Meine Stelle war sogleich durch den Fahnenjunker Herrn von Schätzel, gegenwärtigen General der Kavallerie ersetzt, und ich war kassiert, ohne zu wissen warum; auch ein Arrestant auf der Festung Glatz, ohne Untersuchung noch Recht, sondern durch Machtspruch des Königs.

Wehe, wehe dem Volke, wo eine öffentliche Macht über alle Gesetze erhaben ist und folglich den besten, den tugendsamsten Staatsbürger willkürlich verdammen kann, welcher keinen Fehltritt gegen die Gesetze des Landes begangen hat und vielmehr Lohn als Strafe verdiente. Wehe dem Lande, sag' ich, wo noch Machtsprüche gelten und wo das Donnerwort: Allerhöchste Hofresolution, auch sogar die Sprüche der Gerichtsstellen vereiteln und über Leben, Ehre und Güter des wehrlosen Unterthanen entscheiden kann. In solchen Staaten kann endlich Tugend ein Verbrechen werden, sobald sich alle Lasterhafte vereinigen und des besten Fürsten Willen zu fesseln wissen.

Wenige Beispiele meiner Art findet man in des großen Friedrichs Geschichte. Und dieses geschah im Anfange seiner kriegerischen Regierung, ehe er die Menschen so gut kannte, als nach einer vierzigjährigen Erfahrung. Kriegerische, noch nie belebte Vorfälle machten ihn auf allen Seiten unruhig und mißtrauisch, und von Fürsten, die Helden werden müssen, kann man sagen:

In ihren Augen sind die Menschen ihre Bienen,
Die nur geschaffen sind, dem Fürsten blind zu dienen.
Sein Wille ist ihr Recht. Der tapfre Heldenmut,
Der nichts als Waffen kennt, gewöhnt zuletzt die Wut.
Wer mit der Menschen Recht und ihren Köpfen spielet,
Was Wunder, wenn er nichts von ihren Seufzern fühlet?
Wer wenig Bienen hat, schont, wenn er Honig bricht,
Wer viele Körbe raubt, verschont die Bienen nicht.

Kurz und genug gesagt: Ich war unglücklich und wurde als ein wirklicher Uebelthäter nach Glatz auf die Zitadelle gebracht.

Hier saß ich zwar in keinem Kerker, sondern bei dem wachthabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herumspazieren gehen und behielt meine Leute zur Bedienung.

Weil es mir an Geld nicht fehlte und in Glatz auf der Zitadelle nur ein Kommando vom Mitschewalschen Garnisonregimente die Dienste verrichtete, wo die Offiziere alle arme

Ritter waren, so hatte ich bald Freunde und Freiheit genug, und alle Tage war offene Tafel bei dem reichen Arrestanten.

Was aber mein Herz dabei empfand, kann nur der entscheiden, welcher mich im Jugendfeuer auf der Ehrenbahn gekannt, in Berlin in meinen Glücksumständen gesehen und jemals empfunden hat, was ein ehrgeiziges Herz in meiner damaligen Lage empören kann.

Ich schrieb an den König und bat trotzig um Verhör und Kriegsgericht, ohne Nachsicht noch Gnade, wenn ich schuldig erkannt würde. Dieser pochende Ton eines beleidigten feurigen Jünglings gefiel dem Monarchen nicht, ich erhielt also keine Antwort. Und dies war genug, mich zu allen Staffeln verzweifelnder Entschließungen zu erheben, nachdem ich mich nunmehr mir selbst überlassen glaubte.

Durch einen Offizier war die Korrespondenz mit dem Gegenstande meines Herzens bald in Ordnung und Sicherheit gebracht. Dort war man überzeugt, daß ich nie einen untreuen Gedanken gegen mein Vaterland gehegt hatte, noch zu verbergen im stande war. Man tadelte die Uebereilung, den falschen Argwohn des Königs, versprach mir sichere Hilfe und schickte mir tausend Dukaten, damit es mir im Arreste nicht an Geld fehle.

Hätte ich in diesen kritischen Umständen einen aufgeklärten und redlichen Freund gefunden, welcher mein auflodernde Feuer dämpfen konnte, so wäre nichts leichter gewesen, als den Monarchen durch gelassene Demut und gegründete Vorstellungen von meiner Unschuld zu überzeugen, auch meiner Feinde Anschlag zu vereiteln. Die Offiziere der damaligen Glatzergarnison gossen aber alle Oel in meine Glut. Sie glaubten, mein Geld, welches ich unter ihnen so freigebig austeilte, käme alles aus Ungarn von der Pandurenkasse, und jeder munterte mich auf, nicht lange im Arrest zu warten und mir, dem Könige zu Trotz, meine Freiheit eigenmächtig zu verschaffen.

Nichts war leichter, als dieses auszuführen, auch einem Menschen einzuflößen, welcher noch nie unglücklich war und folglich das erste Uebel schon für unübersteiglich hielt. Noch war gar nichts meinerseits entschieden noch beschlossen, weil ich mich nicht entschließen konnte, mein Vaterland, besonders Berlin zu verlassen.

Endlich, nachdem ich ungefähr fünf Monate im Arrest zugebracht, der Frieden erfolgte, der König in Berlin und meine Stelle bei der Garde besetzt war, erbot sich ein gewisser Leutnant von Piaschky, vom Fouquetschen Regimente, und der

Fähnrich Reiz, welcher oft bei mir die Wache hatte, sie wollten die Anstalten machen, daß ich aus Glatz entweichen und sie beide mitnehmen könnte. Alles wurde abgeredet und beschlossen.

Es saß aber eben damals ein gewisser Rittmeister von Manget, vom Natzmerischen Husarenregimente, ein geborner Schweizer, neben mir in den Glatzergefängnissen. Er war kassiert, auf zehn Jahre zum Arrest verurteilt und hatte monatlich nur vier Reichsthaler zu verzehren.

Diesem Manne hatte ich viel Gutes gethan. Aus Mitleiden wollte ich ihn mit mir befreien; es wurde abgeredet, beschlossen und ihm vorgetragen.

Gleich waren wir durch diesen Schurken verraten, welcher hiedurch Gnade und Freiheit erhielt.

Piaschky erhielt in Zeiten Wind, daß Reitz bereits Arrestant war und rettete sich durch Desertion. Ich leugnete, wurde aber mit Manget konfrontiert, und weil ich den Auditeur mit hundert Dukaten gewinnen konnte, kam Reitz mit Kassation und ein Jahr Arrest davon. Ich hingegen wurde nunmehr als ein Verführer der Offiziere des Königs in ein enges Gefängnis eingeschlossen und scharf bewacht.

Hier will ich meine Erzählung etwas unterbrechen und von diesem Rittmeister Manget eine Begebenheit anbringen, die sich im Jahre 1749 in Warschau, folglich drei Jahre nach diesem Vorfalle, ereignete.

Ich traf ihn unvermutet daselbst in einer Gesellschaft an. Es ist leicht zu urteilen, wie ich ihm als einem Erzböswicht und Verräter begegnete.

Er wurde geprügelt, forderte mich auf ein Paar Pistolen; Herr Hauptmann von Heicking von der polnischen Krongarde war mein Sekundant. Und ich schoß ihm mit dem ersten Schusse, welcher mit dem seinigen zugleich fiel, die Kugel durch den Hals, daß er auf der Stelle tot blieb.

Dieses ist der einzige meiner Feinde, welchen ich mit eigner Faust bestraft habe. Er hatte es an den redlichen zwei Offizieren und noch mehr an mir, seinem Wohlthäter, durch seine schändliche Verräterei verdient, und niemals habe ich mir einen Vorwurf machen können, weil ich einen schlechten Kerl im gerechtesten Zweikampf aus dieser Welt expedierte.

Nunmehr komme ich zur Erzählung im Zusammenhange zurück. Mein Schicksal war nun in Glatz unendlich verschlimmert und der Monarch in seinem Argwohne bestärkt, auch äußerst gegen mich aufgebracht, weil ich zu entfliehen gesucht hatte.

Ich war also mir selbst überlassen, betrachtete mein Schicksal nur von den unübersteiglichen Seiten, und sann nur auf Mittel zur Flucht, oder zu sterben, weil das enge Gefängnis meinem feurigen Temperamente in die Dauer unerträglich fiel.

Die Garnison hatte ich immer auf meiner Seite, folglich war es unmöglich, mir Freunde und Beistand zu verhindern. Man wußte, daß ich Geld hatte und bei einem armen preußischen Garnisonsregimente, wo ohnedem die Offiziere alle unzufrieden leben und meistens zur Strafe von den Feldregimentern dahin versetzt werden, war mir alles zu unternehmen möglich.

Der erste Anschlag war folgender.

Mein Fenster war an der Lärmschanze bei 15 Klafter hoch gegen die Stadtseite gelegen. Ich konnte also nicht aus der Zitadelle kommen, und mußte zuvor in der Stadt einen Zufluchtsort suchen.

Dieses wurde zuvor durch einen Offizier bei einem ehrlichen Seifensieder versichert. Dann schnitt ich zuerst mit einem Federmesser, welches schartig gemacht war, drei eiserne Stangen durch, die von ungeheurer Dicke waren. Da aber dieses zu lange aufhielt und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, ehe ich zum Fenster hinauskonnte, so steckte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich sehr vorsichtig arbeiten mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden.

Sobald dieses fertig war, schnitt ich mein ledernes Felleisen in Riemen, nähte sie zusammen, wozu ich einen aufgelösten Zwirnstrumpf brauchte; nahm meine Bettlacken zur Hilfe, und ließ mich von dieser erstaunlichen Höhe glücklich hinunter.

Es regnete, die Nacht war finster und alles ging glücklich. Ich mußte aber durch die Senkgrube der öffentlichen Kloake durchwaten, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und dieses hatte ich nicht vorgesehen. Ich sank nun bis über die Kniee hinein, war aber nicht im stande, mich herauszuarbeiten; alles, was möglich war, geschah; ich steckte aber so fest, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor und der Schildwache auf der Lärmschanze zurief: melde dem Kommandanten, daß der Trenck hier im Dreck steckt.

Nun war zur Vergrößerung meines Unglücks damals der General Fouquet Kommandant in Glatz. Dieser war ein weltbekannter Menschenfeind, hatte mit meinem Vater als Hauptmann duelliert, war von ihm blessiert, und der öster-

reichische Trenck hatte ihm seine Bagage Anno 1744 weggenommen, auch die Grafschaft Glatz in Kontribution gesetzt. Er war also ein Hauptfeind des Trenck'schen Namens, ließ mich dieses bei allen Gelegenheiten empfinden und bei dieser bis gegen Mittag zum öffentlichen Schauspiel der Garnison im Unflat stecken, dann aber erst herausziehen, wieder in mein Gefängnis einsperren und den ganzen Tag kein Wasser geben, um mich zu reinigen. Niemand kann sich vorstellen, wie ich aussah; meine langen Haare waren bei der Arbeit gleichfalls in die Pfütze geraten, und mein Zustand war wirklich erbarmenswürdig, ehe man mir ein paar Arrestanten gestattete, die mich reinigten.

Nun wurde mein Arrest auf alle mögliche Art verschärft. 80 Louisdor hatte ich aber bei mir im Sacke, die mir bei der schmutzigen neuen Einfahrt in einen andern Kerker nicht abgenommen wurden, und diese thaten mir in der Folge gute Dienste.

Nun stürmten auf einmal alle Leidenschaften über mich her, und das jugendliche Blut empörte sich gegen alle Vernunftschlüsse. Ich sah schon alle Hoffnung scheitern, betrachtete mich selbst als das unglücklichste Geschöpf der Erde; meinen Monarchen aber als einen unversöhnlichen und nunmehr durch meine eigenmächtige Unternehmungen beleidigten, auch in seinem Argwohne bestärkten Richter. — Die Nächte wurden schlaflos und die Tage unerträglich. Ruhmbegierde folterte meine Seele, und das Bewußtsein meiner Unschuld war im wehrlosen Kerker ein reizender Trieb, diesem mich nur quälenden Bewußtsein ein Ende zu machen. Der in Welt- und Schicksalsvorfällen noch unerfahrene Jüngling sieht alles Uebel im Vergrößerungsspiegel und verzweifelt bei jeder Widerwärtigkeit, besonders da, wo ein Anschlag sich herauszureißen mißlingt. Den Tod selbst hatte ich allezeit nach Grundsätzen meiner Erziehung verachten gelernt — und Mettrie, mein Freund, der berühmte Verfasser der Schriften — l'homme machine — l'homme plante — hatte alle meine Begriffe von demselben bestätigt.

Bücher zum Zeitvertreibe wurden mir allezeit gestattet. Im Glatzer Arreste habe ich demnach sehr viel gelesen und meine Kenntnisse im gelehrten Fache erweitert. Die Zeit wurde mir auch nicht lange; wenn aber der Freiheitstrieb erwachte, wenn mich Liebe und Sehnsucht nach Berlin riefen und mein Ehrgeiz meinen schimpflichen Zustand mit verächtlichen Farben schilderte; wenn ich betrachtete, daß mich mein geliebtes Vater-

land nunmehr wirklich als einen niederträchtigen Verräter der Wahrscheinlichkeit gemäß beurteilen müßte, dann war ich in jeder Minute bereit, mich in tausend Säbel und Bajonette meiner Wächter zu stürzen, die ich nunmehr als meine Feinde betrachtete, weil sie mir den Weg zur Freiheit verriegelten.

Mit solchen Gedanken schwanger, waren nicht acht Tage seit der letzten fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht verflossen, da sich schon ein Vorfall ereignete, welcher in den Geschichtsbüchern unwahrscheinlich wäre, wenn ich ihn nicht selbst öffentlich zu einer Zeit schriebe und bekannt machte, wo ich als der Hauptakteur bei dieser Rolle noch wirklich lebe, und ganz Glatz, die ganze preußische Armee als Augen- und Ohren- auch Lokalzeugen auffordern kann. Hier ist die treue Erzählung, welche erweist, daß zuweilen einer herzhaften oder verwegenen Entschließung auch unglaubliche Unternehmungen möglich werden, und daß ein kurzer verzweifelter Entschluß manchem Befehlshaber leichter glücken kann, als ein mit aller Klugheit und Vorsicht entworfener Plan.

Ich that vielleicht eben das, was der tollkühne zwölfte schwedische Karl in Konstantinopel unternahm.

Unsre Absicht war aber verschieden; er suchte Ruhm, ich hingegen Freiheit oder Tod.

Der Platzmajor Doo kam in mein Gefängnis mit dem Adjutanten und wachhabenden Offizier begleitet, visitierte in allen Winkeln, und ließ sich mit mir in Unterredung ein, wobei er meine Unternehmungen zur Flucht verdoppelte Verbrechen hieß, die des Monarchen Ungnade gegen mich anfächeln mußten. Das Wort Verbrechen brachte schon mein Blut in Wallung, er sprach von Geduld; ich frug, auf wie lange mich der König verurteilt habe? — er antwortete: ein Verräter seines Vaterlandes, der mit dem Feinde korrespondiert, habe keine bestimmte Zeit, als die Gnade des Königs. — In eben dem Augenblicke riß ich ihm den Degen von der Seite, auf den ich schon lange mein Augenmerk gerichtet hatte, sprang zur Thüre hinaus, warf die erschrockne Schildwache die Stiege hinunter — fand am Stockhausthore die Wache unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablösung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Faust auf den Leib — alles erschrak, war überrumpelt, machte Platz; ich hieb rechts und links, blessierte vier Mann, lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehr des Hauptwalles und geradenweges von der erstaunlichen Höhe hinunter, ohne allen Schaden, behielt auch sogar den Degen in der Faust. Auch den zweiten niedern

Wall sprang ich ebenso glücklich hinunter. Niemand hatte geladen Gewehr, niemand wollte nachspringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Umwege in die Stadt, dann aber erst zum Thore hinaus, folglich hatte ich bei einer halben Stunde im voraus, ehe mir jemand folgen konnte.

Bei einer engen Passage an einem Außenwerke lief mir eine Schildwache entgegen und widersetzte sich meiner Flucht. Bald war sein Gewehr mit dem Bajonette auspariert und er erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andre Schildwache vom Außenwerke kam mir von hinten auf den Leib — ich sprang schleunigst über die Palissaden, blieb aber mit dem Fuße zwischen denselben stecken, wurde mit einem Bajonettstoße in die Oberlippe verwundet, dann aber bei dem Fuße festgehalten, bis andere zu Hilfe kamen, die mich mit Kolben zerstoßen und übel zugerichtet in mein Gefängniß trugen, weil ich mich wie ein Verzweifelter verteidigte.

Sicher aber ist es, daß, wenn ich vorsichtiger über die Palissaden gesprungen wäre und lieber zuvor die auf mich zulaufende Schildwache auch in die andre Welt expediert hätte, weil mir sodann Zeit genug überblieb, mit schnellen Füßen das Gebirge zu erreichen, ehe mir jemand folgen konnte: so wäre ich am hellen Tage um 12 Uhr mittags mitten aus der Festung Glatz durch alle Wachen und Werke entsprungen, auch unfehlbar glücklich nach Böhmen gekommen. Einzelne Nachsetzer hätte ich mit dem Degen in der Faust nicht gescheut, und ich konnte damals so schnell wie der erste Läufer vorwärts kommen.

Das Glück allein, welches mir wirklich mit Wunder bis an die äußerste Palissaden durchhalf, war mir aber bei der Ausführung des verwegensten Unternehmens nicht günstig, und hiermit hatte alle Hoffnung ein Ende. Mein Arrest wurde verschärft, und man gab mir einen Unteroffizier mit zwei Mann in das Zimmer, die mit mir eingeschlossen und von draußen wieder bewacht wurden. Ich war elend mit Kolbenstößen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut, und meine Wunde war erst nach 4 Wochen geheilt*).

*) Nun habe ich in der Folge erst erfahren, daß mich der König nur auf ein Jahr auf die Festung geschickt hatte, um mich zu probieren, ob sein Argwohn gegründet war. Meine Mutter hatte für mich gebeten und zur Antwort erhalten: Euer Sohn muß sein Jahr als eine Strafe für seine unvorsichtige Korrespondenz aushalten. Dieses wußte ich aber nicht, und in Glatz hieß es, ich sei auf Lebenslang verurteilt. — Ich hatte also nur noch drei Wochen zu warten,

Nun war ich wieder im Kerker und fand, da ich suchte, auch bald neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Ich lernte die Soldaten kennen, welche mich bewachten; an Geld fehlte es mir nicht, und mit diesem, auch durch erregtes Mitleiden kann man bei dem mißvergnügten preußischen Soldaten alles ausrichten. Bald hatte ich also ein Komplott von 32 Mann auf meiner Seite, die auf meinen Wink bereit waren, alles zu unternehmen. Keiner wußte vom andern außer zwei und drei, folglich konnten sie alle nie verraten werden. Und der Unteroffizier Nikolai war mein gewählter Anführer.

Die Zitadellgarnison bestand damals nur aus 120 Köpfen vom Garnisonsregimente, welches in der Grafschaft Glatz verteilt war, und 4 Offiziere wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in meinem Verständnis waren. Alles war veranstaltet, und die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für mich in einem Ofenloche an meinem Kerker versteckt. Wir wollten alle Arrestanten befreien und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschieren.

Ein österreichischer Deserteur, dem sich Nikolai auch vertraut hatte, verriet aber die ganze Sache. Und der Gouverneur schickte seinen Adjutanten auf die Zitadelle mit dem Befehl, der wachhabende Offizier sollte sogleich den Unteroffizier Nikolai arrestieren und die Kasematte mit seiner Kameradschaft bewahren.

Dieser war eben auf der Hauptwache, und der Leutnant, welcher mein Freund war, auch das Geheimnis wußte, gab ihm ein Zeichen, daß alles verraten sei. Er allein kannte das ganze Komplott, einige davon waren mit ihm auf der Wache. Im Augenblick war dieses braven Mannes Schluß gefaßt. Er sprang in die Kasematte, rief: Brüder zum Gewehr! wir sind verraten; alles folgte ihm nach der Wache des Stockhauses.

---

um meine Freiheit mit Ehre zu erhalten, da ich diese verzweifelte Unternehmung ausführte. Was mußte der Monarch von mir denken! War er nicht gezwungen, auf diese Art mit mir zu verfahren? Und welcher vernünftige Mensch kann wohl mutmaßen, daß ich wegen drei Wochen Arrest und so kurze Geduld so viel würde gewagt und all das meinige der Konfiskation überlassen haben? wo ich mit Ehre meiner nahen Freiheit, folglich meiner Rechtfertigung versichert war? Mein widriges Schicksal lenkte aber alles zu meinem Nachteil, und eine Wahrscheinlichkeit türmt sich in solcher Verbindung aufeinander, daß ich endlich mit der reinsten Seele einem Uebelthäter vollkommen ähnlich scheinen mußte.

Der wachhabende Offizier behielt nur 8 Mann bei sich, die kein geladen Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten alles niederzuschießen, sprengten an meine eiserne Thüre, die aber zu stark, die Zeit aber zu kurz war, um länger zu arbeiten; er rief mir zu: ich sollte mir heraushelfen — es war unmöglich. — Und so marschierte der beherzte Mann nebst 19 Köpfen, die ihm folgten, mit geschultertem Gewehr zum Feldthore. Der daselbst mit 6 Mann wachhabende Unteroffizier wurde gezwungen, sich mit ihm zu vereinigen. Und auf diese fast unglaubliche Art kam er glücklich bis nach Braunau in Böhmen. Denn ehe Lärm in der Stadt wurde und starke Kommandos ihn zu verfolgen ausrücken konnten, hatte er schon sicher den halben Weg gewonnen. —

Diesen seltsamen Mann habe ich zwei Jahre nach diesem Vorfalle als Schreiber in Ofen mit unbeschreiblicher Freude entdeckt. Er trat sogleich zu mir in Dienste, war mein Freund zugleich, starb aber nach etlichen Monaten in Ungarn an einer hitzigen Krankheit in meinem Quartiere. Ich habe ihn beweint, und sein Andenken ist mir noch so schätzbar als empfindlich.

Nunmehr schlugen alle Wetter über meinem Kopf zusammen. Man wollte mir als einem Komplotteur und Verführer der königlichen Soldaten und Offiziere den Kriminalprozeß machen. Ich sollte die zurückgebliebenen nennen, gab aber auf alle Fragen keine Antwort, sondern erklärte standhaft:

Ich sei ein ohne Verhör nach Kriegsrecht verurteilter unschuldiger Arrestant, ein kassierter Offizier, dem keine Pflichten ferner für das Vaterland abgefordert werden könnten. Das Naturgesetz gebe mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten und meine Freiheit auf alle mögliche Art zu suchen. Dieses sei der einzige Gegenstand aller meiner verzweifelten Unternehmungen, und ich wolle entweder meinen edlen Zweck erreichen, oder in Bearbeitung desselben unerschrocken bei allen möglichen Gefahren und Hindernissen sterben.

Hierbei blieb's; alle möglichen Arrestverschärfungen erfolgten. Nur allein wurden mir keine Eisen angelegt. Weil in Preußen ein Kavalier und Offizier nicht geschlossen werden kann, bis er wegen infamer Verbrechen schon wirklich dem Scharfrichter übergeben ist. Und dieses war mein Fall nicht.

Die Wache wurde mir wieder aus dem Zimmer genommen. Das größte Uebel aber blieb, daß mein Geld ausgeteilt war, und mir meine Freundin aus Berlin, mit welcher

mir die geheime Korrespondenz nie gehindert werden konnte, schrieb:

„Je pleure avec vous: Votre mal est sans remède: voici ma dernière lettre; je n'ose plus risquer – Sauvez-vous si vous pouvez, je suis pour vous la même en tout événement lorsqu'il est possible de vous être utile. Adieu malheureux ami, vous méritez un autre sort."

„Ich traure mit Ihnen; Ihr Uebel ist aber ohne Hilfe. Dies ist mein letzter Brief: ich darf weiter nichts mehr für Sie wagen. Retten Sie sich, womöglich! Ich bin für Sie allezeit und in allen Vorfällen die alte Freundin, wo es nur möglich ist, Ihnen nützlich zu sein. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund! Sie verdienen ein ganz ander Schicksal."

Dieses war der härteste Schlag, der mich noch treffen konnte. Noch dieses war mein Trost, daß man gar keinen Verdacht auf die Offiziere hatte; und da diese laut ihrer Instruktion täglich etlichemal zu mir gehen mußten, um zu visitieren, ob ich ruhig sei — so verlor ich die Hoffnung nicht, mich selber zu retten.

Da nun alles unmöglich schien, ereignete sich folgender merkwürdige Zufall, welcher wirklich unter die alten Abtenteuer sollte gerechnet werden.

Ein gewisser Leutnant von Bach, ein geborner Däne, welcher alle vier Tage die Wache bei mir hatte, war der Schrecken der ganzen Garnison, und ein Erzhändelmacher, der mit allen Kameraden raufen mußte und sie alle zeichnete. Weshalb er auch bereits von zwei Regimentern verwechselt und endlich an das Garnisonsbataillon nach Glatz zur Strafe versetzt wurde. Dieser saß bei mir auf dem Bette und erzählte mir, daß er tags zuvor einen gewissen Leutnant von Schell in den Arm gehauen habe. Scherzend gab ich ihm zur Antwort: Wenn ich frei wäre, würdest du mich doch schwerlich blessieren: ich verstehe meinen Degen auch. — Gleich stieg ihm das Blut in die Höhe, wir machten ein paar Rapiere in der Geschwindigkeit von einer alten Thüre gespalten, die mir zum Tisch diente, und ich stieß ihn auf die Brust. — Hier geriet er in Wut, lief hinaus — wie erstaunte ich aber, da er mit zwei Musketiersäbeln unter dem Rocke in mein Gefängnis trat, mir einen davon übergab und zu mir sprach: Jetzt zeige, was du kannst, Großsprecher! — Ich protestierte, wollte ihm seine Gefahr vorstellen — nichts half — er ging mir auf den Leib, und ich verwundete ihn in den rechten Arm.

Gleich warf er den Säbel weg — fiel mir um den Hals,

küßte mich und blieb weinend an mir hangen. Endlich nach einigen recht konvulsivisch fröhlichen Blicken sagte er: Freund! du bist mein Meister! — und du sollst, du mußt durch mich deine Freiheit erhalten, so wahr ich Bach heiße. Wir verbanden den Hieb im Arme, der ziemlich tief war: er schlich hinaus, ließ heimlich einen Feldscherer holen, der ihn ordentlich verband, und abends war er wieder bei mir.

Hier machte er mir nun den Vortrag: es sei kein andres Mittel in der Welt mich zu retten, als wenn der wachehabende Offizier mit mir ginge. Er selbst wolle gern sein Leben für mich aufopfern, aber einen Schelmenstreich könne er nicht für mich vollziehen und von der Wache desertieren. Inzwischen gab er mir sein Ehrenwort, mir meinen Mann in wenig Tagen zu verschaffen, auch zu allem behilflich zu sein. —

Abends kam er schon wieder zu mir und brachte den Leutnant von Schell mit sich — das erste Wort war: Hier ist dein Mann!

Schell umarmte mich, gab mir sein Wort: der Handel war also geschlossen, und hiermit war ich meiner Freiheit versichert.

Nun kam es nur auf Abrede und Anstalten an. Schell war erst aus der Garnison von Habelschwert nach Glatz gekommen, und sollte in ein paar Tagen die erste Wache in Glatz bei mir auf der Zitadelle verrichten. Bis dahin wurde alles verschoben. Weil ich aber, wie oben erwähnt worden, kein Geld mehr von meiner Freundin erhielt und meine heimliche Kasse nur noch in etwa sechs Pistolen bestand, so wurde beschlossen, daß Bach nach Schweidnitz fahren, und mir daselbst von einem sichern Freunde etwas bringen sollte.

Hier muß ich den Leser unterrichten, daß ich eben damals mit allen Offizieren der Garnison verstanden war. Der einzige Hauptmann von Roeder war streng und ernsthaft, und schikanierte sogar, wo er konnte. Major von Quaadt war mein Verwandter von Mutterseite: ein lieber, menschenfreundlicher Mann, und wünschte mir nur Gelegenheit zur glücklichen Flucht, nachdem das Uebel einmal so verwickelt, so hoch gestiegen war. Die vier Leutnants, die mich wechselweise bewachten, waren Bach, von Schröder, von Lunitz, und von Schell. Der erste machte alle Anstalten und Entwürfe: Schell entfloh mit mir von der Hauptwache; und Schröder und Lunitz folgten uns innerhalb drei Tagen.

Zu verwundern ist es nicht, wenn Offiziere von den Garnisonsregimentern so leicht zur Desertion zu verleiten sind.

Meistens sind es geschickte, lebhafte Leute, Schulden- oder Händelmacher, oder untauglich zum Dienst. Diese werden zur Strafe zu solchen Regimentern geschickt, die der Ausschuß der Armee heißen. Mißvergnügt mit ihrem Zustande, weil geringere Gage als die andern; bei der Armee verachtet, sind solche Leute zu allem zu verleiten, sobald sie nur einen Vorteil ersehen. Den Abschied kann keiner erhalten, arm und dürftig sind sie ohnedem, jeder glaubte Glück durch mich zu machen: ich hatte allezeit Geld — was war leichter, als da Freunde zu finden, wo ein jeder mit seinem Zustande unzufrieden war, und nur Gelegenheit wünschte, sich vom Sklavenjoche loszureißen?

Schell war ein Mensch von ganz außerordentlichen Talenten, sprach und schrieb sechs Sprachen, und besaß den Kern aller schönen Wissenschaften. Er hatte bei dem Fouquettischen Regimente gestanden. — Sein Obrister, der ein Pommer war, hatte ihn schikaniert: Fouquet konnte keinen gelehrten Offizier leiden, und hatte ihn zum Garnisonsregimente promoviert. Er forderte zweimal den Abschied: und der König drohte ihm mit Festungsarrest. Deshalb allein entschloß er sich zu desertieren, und sich zu rächen, wann er mich dem Fouquet zum Trotze aus dem Gefängnis befreite.

Ich werde besser unten noch etwas mehr von diesem ganz besondern Menschen erwähnen, um eine merkwürdige Szene meines Lebens nicht zu unterbrechen. Wir redeten ab, daß bei seiner nächsten Wache alles veranstaltet werden sollte, um sodann bei der folgenden den Anschlag auszuführen. Alle vier Tage zog er auf die Wache, folglich sollte die Flucht binnen acht Tagen bewerkstelligt werden.

Nun war inzwischen wegen des Verdachts, daß die Offiziere zu vertraulich mit mir umgingen, ein Befehl ergangen, laut welchem meine Thüre allezeit verschlossen blieb, und mir das Essen durch ein Fenster in der Mitte derselben hereingereicht wurde. Den Schlüssel hatte der Major, und bei Kassation war verboten, mit mir zu essen.

Die Offiziere hatten aber einen Nachschlüssel machen lassen und saßen den halben Tag und Nächte bei mir.

Gegenüber von mir war das Gefängnis eines gewissen Kapitäns von Damnitz. Dieser war mit Kompaniegeldern aus preußischen Diensten desertiert, wurde Hauptmann bei seines Vetters Regiment in Oesterreich, und da er sich im Feldzuge 1744 als Spion von ihm brauchen ließ, mitten in der preußischen Armee im Bauernkittel gefangen, erkannt, und zum wohl-

verdienten Galgen verurteilt. — Durch Fürbitte der schwedischen Volontäre, die damals bei der Armee waren, erhielt er Pardon, und saß in Glatz auf zeitlebens cum infamia.

Dieser schlechte Mensch, welcher dennoch durch Protektion nach zweijährigem Arrest nicht nur die Freiheit erhielt, sondern sogar bei seines Vetters Regiment Oberstleutnant wurde, war nun damals der vom Platzmajor aufgestellte heimliche Kundschafter über die Arrestanten, und hatte berichtet, daß unerachtet des scharfen Verbots die wachehabenden Offiziere die meiste Zeit bei mir zubrächten.

Nun zog Schell den 24. Dezember auf die Wache: kam gleich zu mir herein, blieb lange bei mir, und alles sollte an diesem Tage abgeredet werden, wie wir bei seiner nächsten Wache entfliehen wollten.

Der Leutnant von Schröder war an eben diesem Tage bei dem Kommandanten zum Essen eingeladen, und hörte zufällig vom Adjutanten desselben, er habe Ordre, den Leutnant Schell von der Wache ablösen zu lassen, und sogleich zu arretieren.

Schröder, der von unserm Geheimnis wußte, glaubte nichts andres, als daß wir verraten wären. (Unerachtet es nichts andres war, wie ich nachher erfahren habe, als daß der Spion Damnitz gemeldet hatte, — daß Schell eben bei mir im Zimmer sitze.)

Schröder läuft mit vollem Schrecken auf die Zitadelle zu Schell, und sagt: Freund, rette dich, alles ist verraten, du wirst sogleich arretiert werden. — —

Schell hätte sich allein ohne Gefahr in Sicherheit setzen können, denn Schröder trug ihm an, sogleich mit ihm Pferde zu nehmen und nach Böhmen zu reiten.

Was thut aber der rechtschaffene Mann in diesem Falle für seinen Freund:

Auf einmal tritt er in mein Gefängnis, zieht einen Unteroffiziersäbel unter dem Rocke hervor, und sagt: Freund! wir sind verraten. Folge mir, und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen.

Ich wollte mit ihm sprechen — er nahm mich eilfertig bei der Hand, und sagte: Folg'! es ist keine Minute zu verlieren. — Gleich warf ich meinen Rock über die Schulter; zog die Stiefel an, und hatte nicht einmal die Zeit, mein noch weniges verborgenes Geld mitzunehmen.

Wir gingen heraus. Und er sagte der Schildwache: Dein Arrestant geht mit mir in die Offiziersstube. Bleib' hier stehen.

Wir gingen auch wirklich hinein. Gleich aber seitwärts hinaus: und mein Freund war willens, mit mir unter dem Zeughause vorbei bis an die äußersten Außenwerke zu gehen, dann über die Palissaden zu steigen und uns weiter zu retten wie wir könnten.

Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major Quaadt nebst dem Adjutanten begegnete.

Schell erschrak — stieg auf die Brustwehre, und sprang vom Walle hinunter, der daselbst eben nicht so sehr hoch ist. — Ich folgte — sprang nach, und kam glücklich hinunter, außer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeschunden hatte. — Mein Freund hatte aber das Unglück, und den Fuß am Knöchel aus dem Gelenke gefallen. Sogleich zog er seinen Degen und bat mich, ich sollte ihn durchbohren, und mir zu helfen, wie ich könnte. Er war ein kleiner schwacher Mensch, ich nahm ihn bei dem Leibe, half ihm über die Palissaden, dann auf meinen Rücken, und lief geradezu mit ihm davon, ohne zu wissen wohin.

Nun ist hier besonders anzumerken, was bei einer so desperaten Unternehmung unser Glück eigentlich beförderte.

Die Sonne war eben untergegangen da wir entflohen, dabei war die Luft neblicht mit Glatteis. Niemand wollte nachspringen — der Lärm hinter uns her war gewaltig — jedermann kannte uns — ehe aber jemand aus der Zitadelle in die Stadt, und von da das Thor erreichen und uns verfolgen konnte, hatten wir eine gute halbe Stunde voraus.

Die Alarmkanonen wurden wie bei Desertion gewöhnlich schon abgefeuert, ehe wir hundert Schritte entfernt waren. Dieses schreckte meinen Freund noch mehr. Weil er wußte, daß von Glatz fast kein Gemeiner glücklich durchgekommen war, der nicht wenigstens zwei Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummten, weil die sogleich alle möglichen Passagen besetzenden Bauern und Husaren viel zu geübt, auch zu wachsam waren.

Denn sobald ein Mann vermißt wird, läuft sogleich der Kanonier von der Hauptwache, und brennt von drei Seiten der Festung die hierzu Tag und Nacht geladenen Kanonen ab.

Wir waren hingegen noch nicht fünfhundert Schritte von den Wällen entfernt, als schon alles in Bewegung hinter uns auch vorwärts stürmte: wir entsprangen am hellen Tage, und kamen dennoch glücklich und wunderbar davon, welches ich einesteils meiner Gegenwart des Geistes, auch dem bereits er-

worbenen Rufe zu danken hatte, daß mich weder zwei noch drei Nachsetzer so leicht aufhalten würden.

Ueberdem vermutete jedermann, daß wir gewiß nicht ohne hinlängliche Verteidigungsgewehre eine so wichtige Unternehmung auf so desperate Art gewagt hätten; niemand wußte, daß wir übereilt entschlossen auch nichts als Schell einen Degen, ich aber einen elenden Unteroffizierssäbel zur Notwehr hatten.

Unter denen zum Nachsetzen kommandierten Offizieren war der Leutnant Bart mein Freund, und der Hauptmann von Zerbst vom Fouquetschen Regimente, der mich allezeit brüderlich liebte, begegnete mir unweit der böhmischen Grenze, wo er mir zurief: Bruder mach', daß du besser links gegen das dort liegende einzelne Haus kommst: dort ist die Grenze — die Husaren sind soeben rechts geritten. Er ritt seitwärts, als ob er uns nicht gesehen hätte; von den Offizieren hatten wir demnach nichts zu besorgen. Ein jeder half gewiß durch wie er konnte. Denn damals war im preußischen Dienste die Bruder- oder Kameradenliebe noch so groß, und das Ehrenwort galt noch soviel, daß ich wirklich im Glatzer Gefängnisse, nebst zwei Offizieren, zu Neurode bei dem Baron Stilfried auf der Jagd und sechsunddreißig Stunden abwesend war. Leutnant von Lunitz war indessen an meiner Stelle im Bette Arrestant, und der Major wußte auch davon. So verließ sich damals einer auf des andern Ehrenwort, und so gut kannte man den Trenck in Glatz, daß man ihn aus dem Kerker auf die böhmische Grenze mit auf die Jagd nahm. Der Kommandant war also trotz allen seinen Befehlen der sicher betrogene: und ein ehrlicher Mann, der dort Kopf, Geld und ein rechtschaffenes Herz hat, findet sicher Freunde, die zu großen Handlungen fähig sind.

Diese kleine wahrhafte Geschichte zeigt den damaligen Nationalcharakter; und mit solchen verbrüderten Offizieren, die soviel auf Ehrenwort bauen, konnte der große Friedrich leicht seine Feinde schlagen.

Ich hatte meinen Freund kaum dreihundert Schritte getragen, so setzte ich ihn auf die Erde, sah mich um und konnte Stadt und Zitadelle nicht mehr sehen, die Luft war zu trübe. Folglich konnten wir auch nicht mehr gesehen werden.

Meine Gegenwart des Geistes verließ mich keinen Augenblick. Tod oder Freiheit war entscheidend beschlossen. Ich frug also meinen Freund: wo sind wir, Schell? wo liegt Böhmen? wo fließt die Neiße? — Der gute Mann konnte sich nicht fassen, wußte sich nicht zu besinnen und verzweifelte an

aller möglichen Rettung; bat nur, ich sollte ihn nicht lebendig zurücklassen, zur Flucht sei keine Möglichkeit.

Nachdem ich ihm heiligst versprach, ihn vom schimpflichen Tode am Galgen zu retten, falls kein Mittel übrig wäre — und ihn durch meinen Mut aufmunterte — sah er sich um und erkannte an einigen Bäumen, daß wir unweit dem Feldthore waren. — Nun frug ich: wo ist die Neiße. Er wies sie seitwärts. Freund! sagte ich, alles hat uns gesehen gegen das böhmische Gebirge laufen, dort ist es unmöglich, durchzukommen. Dort ist der Kordon besetzt, und alles folgt von Husaren und nachsetzenden Feinden dorthin. Ich nahm ihn hiermit auf den Rücken und trug ihn rückwärts an die Neiße, hier hörten wir schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Desertionskordon besetzen, auf allen Seiten laufen und Alarm machen. Und da nicht jedermann die Art bekannt ist, wie man in Preußen in solchen Fällen verfährt, so will ich hiervon einen kurzen Begriff machen.

Sobald die Lärmkanone in der Stadt donnert, sind in derselben schon die Offiziere alle Tage bei der Parole kommandiert, welche zum Nachsetzen fertig sein müssen.

In jedem Dorfe sind täglich gleichfalls die Bauern benannt, welche die Posten um die Stadt herum zu besetzen haben.

Die Offiziere sprengen sogleich hinaus und visitieren, ob alle diese Posten besetzt sind, auch ob die Bauern ihre Schuldigkeit erfüllen. Auf diese Art ist es wunderselten möglich, daß ein Soldat von seinem Posten glücklich desertieren kann, falls er nicht wenigstens eine Stunde auf dem Wege ist, ehe die drei Kanonenschüsse geschehen.

Nun zurück auf meine abgebrochene Erzählung.

Ich kam also an die Neiße; diese war nur wenig befroren. Ich nahm meinen Freund, führte ihn durch, soweit als ich waten konnte. Bei der Tiefe, die eben nicht drei Klafter breit war, mußte er sich an meinem Haarzopfe festhalten, und so kamen wir glücklich an das andre Ufer.

Mein Vater hatte uns alle das Schwimmen lernen lassen, und ihm hab' ich zu danken, daß diese Kunst, die man als Kind leicht lernt, mir verschiedenemal das Leben gerettet, auch bei vielen Vorfällen entschlossener in großen Gefahren gemacht hat. Jeder Landesfürst, welcher Soldaten braucht, sollte aufmerksam auf diesen Rat sein, damit Kinder, die kein Pulver scheuen sollen, auch nicht wasserscheu werden; wie nützlich wäre es zuweilen, wenn man mit Bataillonen, oder wenigstens mit

fünfzig Freiwilligen, über Ströme schwimmen, und sowohl zum Ueberfalle als zur Flucht keine Brücke suchen darf.

Man urteile, wie sanft es that, den 24. Dezember zu schwimmen, und dann noch 18 Stunden unter freiem Himmel zu bleiben. Nebel und Glatteis hörten gegen 7 Uhr abends auf, dann folgte Mondlicht und Frost. Ich hatte an meinem Freunde zu tragen und wurde warm, aber müde. Er hingegen litt alles, was ein Mensch leiden kann — Kälte, Schmerzen am verrenkten Fuße, an dem ich viel vergebens arbeitete, um ihn in die Junktur zu bringen, und dabei Gefahr und Tod bei jedem Schritte vor Augen hatte.

Sobald wir das andere Ufer der Neiße erreichten, waren wir außer Gefahr der Verfolgung, weil uns niemand auf dem Wege nach Schlesien suchte. Ich ging also eine gute halbe Stunde neben dem Ufer fort; sobald ich aber die ersten Dörfer im Rücken hatte, wo der Alarmkordon gezogen ist und den Schell aus Erfahrung genau kannte, fanden wir zufällig einen Fischerkahn am Ufer, sprengten das Schloß los, fuhren hinüber und gewannen in kurzer Zeit das Gebirge.

Hier setzten wir uns auf den Schnee. Der Mut wuchs, wir hielten Rat, was weiter zu thun wäre: schnitten einen Stock ab, womit Schell zuweilen, um mich rasten zu lassen, sich auf einem Fuße vorwärts half, welches aber der tiefe Schnee im Gebirge mit seiner harten einbrechenden Rinde desto beschwerlicher machte.

So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herumwühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Das unwegsame Gebirge war mir hin und wieder unübersteiglich. Der Tag brach heran, wir glaubten schon nahe an der Grenze zu sein, die vier Meilen von Glatz entfernt ist, und hörten mit größtem Schrecken noch die Glatzer Uhr schlagen.

Müdigkeit und Kälte waren bei mir, und bei meinem Freunde die Schmerzen unausstehlich. Den Tag hindurch war es nicht möglich, auszuhalten: der Hunger nagte mich zugleich schon gewaltig. Nach gemachter Ueberlegung und etwa einem halbstündigen Vorwärtsarbeiten kamen wir an ein Dorf, welches am Fuße des Berges lag. Etwa 300 Schritte diesseits dem Dorfe sahen wir aber zwei abgesonderte Häuser. Wir nahmen folgende Abrede und führten sie auch glücklich aus.

Die Hüte hatten wir beide im Wallspringen zu Glatz verloren. Schell hatte aber seine Schärpe und Ringkragen als wachthabender Offizier am Leibe, welches ihm bei Bauern noch Ansehen geben konnte.

Nun schnitt ich mich in den Finger, bestrich Gesicht, Hemd und Rock mit Blut, wie ein schwer Verwundeter, und verband mir den Kopf.

So trug ich den Schell bis an das Ende des Gesträuches unweit den Häusern. Hier band er mir die Hände auf den Rücken, aber so, daß ich sie gleich frei machen konnte, that sich Gewalt an, hüpfte mit seinem Stocke hinter mir her und schrie um Hilfe.

Zwei alte Bauern kamen herausgelaufen. Gleich, rief Schell, lauft in das Dorf, der Richter soll im Augenblick einen Wagen anspannen — ich habe den Spitzbuben eingeholt — er hat mir das Pferd erstochen, wodurch ich ein Bein verrenkte, — ich habe ihn dennoch zusammengehauen und gefangen — geschwind einen Wagen, damit er noch gehenkt werde, ehe er krepiert!

So ließ ich mich halb tot in das Zimmer schleppen. Ein Bauer lief in das Dorf — ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatte großes Mitleiden mit mir, gab uns Milch und Brot — wie erstaunten wir aber, da der alte Bauer den Schell bei Namen nannte, auch versicherte, daß er wüßte, wir wären selbst die Deserteure, weil schon abends vorher ein nachsetzender Offizier im Wirtshause gewesen, uns genannt, unsere Kleidung beschrieben, auch die ganze Geschichte der Flucht erzählt hätte. — Dieser Bauer kannte den Schell, weil sein Sohn unter der Kompanie diente, und er öfters mit ihm in Habelschwerd, wo er in Quartier lag, gesprochen hatte.

Hier war also nichts andres übrig als schleuniger Entschluß und Gegenwart des Geistes. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauern im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war und ihm indessen sogar den Weg sagte, den wir zu nehmen hatten, um Böhmen zu erreichen. Wir waren nur ein und eine halbe Meile von Glatz weg und hatten vielleicht sechs Meilen hinterwärts und vorwärts im Gebirge herumgeirrt. Das Mädchen folgte mir, ich fand drei Pferde im Stalle, aber keinen Zaum. Ich bat sie beweglich, mir zu helfen; sie war gerührt und hätte mir vielleicht auf der Stelle gefolgt. Gleich gab sie mir zwei Zäume: ich führte die Pferde hinaus, rief den Schell; er erschien mit seinem lahmen Fuße: ich half ihm hinauf. — Der alte Bauer weinte und bat um seine Pferde, hatte aber zum Glück keinen Mut, vielleicht auch keinen Willen, uns zu hindern, denn mit einer Mistgabel hätte er uns, die wir fast

wehrlos waren, wenigstens so lange aufhalten können, bis das Dorf herzugeeilt wäre.

So ritten wir ohne Sattel noch Hut auf dem Kopfe davon. Schell in Uniform mit Schärpe und Ringkragen, ich aber in meinem roten Garde du Korps-Rocke. Beinah war alle Hoffnung vereitelt, da mein Pferd nicht von der Stelle gehen wollte.

Als ein guter Reiter fand ich aber Mittel; Schell ritt vor, und kaum waren wir etliche hundert Schritte entfernt, so sahen wir die Bauern schon aus dem Dorfe herbeieilen.

Unser Glück war der Feiertag — alles war in der Kirche, und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Es war etwa 9 Uhr früh, denn wenn die Leute zu Hause gewesen wären, so waren wir ohne Rettung verloren. Ich war müde und Schell lahm, wir hätten also auch nicht davonlaufen können.

Unser Weg ging gerade nach Wünschelburg. Hier war kein Mittel als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch vier Wochen vorher daselbst im Quartier gelegen: jedermann kannte ihn, unsre Equipage stellte ohne Sattel noch Hut nichts andres als Deserteure vor, die Pferde liefen aber ziemlich gut und wir kamen glücklich durch, obgleich in der Stadt 80 Mann Infanterie und 12 Husaren zum Verfolgen der Deserteure in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst alles, folglich ritten wir um die Stadt herum durch die Vorstadt. Und da er von da den Weg nach Bummern kannte, so kamen wir daselbst gegen 11 Uhr vormittags glücklich an, nachdem wir vorher dem Kapitän Zerbst, wie ich bereits erzählte, begegnet hatten. Welche Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, kann nur der denken, aber nicht schildern, der sie wirklich empfunden hat. Ein ehrlicher Mann, welcher im unverdienten Kerker leidet und durch Eigenmacht die Sklavenkette zersprengt, der wirklich sich die verlorne Freiheit trotz aller Fürsten- und Menschenmacht wieder zu geben wußte — fühlt bei einem solchen Vorfalle so viel Abscheu gegen alle Eigenmacht, daß ich selbst noch nicht begreifen kann, wie ich mich jemals wieder entschließen konnte, in einem despotischen Staate zu leben, wo Freiheit, Ehre, Glück, Zufriedenheit und Güter von der Willkür eines Gebieters abhängen, welcher auch mit dem besten Willen das Ganze eines ausgedehnten Staates nicht übersehen kann.

Niemals bin ich auch wohl bei aller meiner in der Welt unternommenen Arbeit so rühmlich, noch mit solcher Herzens-

freude und reiner Wollust müde geworden, als da ich den Freund, welcher für meine Freiheit einen so schändlichen Tod wagte, wenigstens zwölf Stunden auf meinen Schultern getragen und ihn mit mir gerettet habe. Lebendig hätte uns gewiß niemand nach Glatz zurückgebracht. Ich war also, weil diese unmöglich geglaubte Flucht so glücklich gelang, von der Vorsehung bestimmt, noch weit traurigere Rollen in der Welt zu spielen als die erste, aus welcher alle übrigen hervorbrachen.

Wäre damals mein künftiges grausames Schicksal, wäre eine vierzigjährige Kette trauriger Zukunft meinen Augen aufgedeckt gewesen, ich hätte die Flucht aus Glatz gewiß nicht als ein Glück angesehen. Ein Jahr Geduld würde den aufgebrachten König besänftigt haben: und wenn ich alles mit gegenwärtig aufgeklärter Einsicht betrachte, so wäre es besser für mich, auch für den ehrlichen Schell gewesen, wenn wir uns nie gekannt hätten. Denn er geriet hierdurch, wie ich in der Folge erzählen werde, in ein Labyrinth von Widerwärtigkeiten, die er allein durch seinen Tod enden konnte. Was mir aber seitdem noch widerfahren ist, wird man in dieser Geschichte mit Mitleiden und Erstaunen lesen.

Indessen ist es mein Trost, daß die edelste Gattung von Ehrgeiz und das Naturgesetz selbst meine Unternehmung rechtfertigen. Denn

Wer in das Wasser fällt, der schwimmt ja an das Land;
Wenn Mast und Ruder bricht, so sucht der Schiffer Strand.
Ein Vogel, wenn es glückt, wird aus dem Käfig fliegen:
Und wer entfliehen kann, soll nicht in Fesseln liegen.

Uebrigens hatte mich vielleicht mein Schicksal bestimmt, um mehr zu erfahren, zu empfinden, auch heller zu sehen als andre Menschen, welche, da sie kein Uebel kennen, auch im Glücke unzufrieden leben und von der Langeweile überall herumgepeitscht werden. Ich habe wirklich zum Muster gedient, wie sich der Mensch in großer Widerwärtigkeit zur männlichen Standhaftigkeit bilden, den großen Gefahren stolz begegnen, auch gewissen Monarchen beweisen sollte, daß es in Deutschland noch ebenso als in Rom Männer gibt, welche weder vor der unumschränkten Eigenmacht niedrig kriechen, noch vor ihrer Gewalt, die beleidigte Tugend willkürlich zu mißhandeln, zittern.

Ich habe in meiner Lebensgeschichte behauptet, daß der echte Weltweise stärker, unüberwindlicher ist, als ein Weltbeherrscher an der Spitze von hunderttausend Sklaven mit allen seinen Drohungen, Foltern, Scharfrichtern und Bütteln. In

Preußen allein ist meine Unschuld und Standhaftigkeit im wahren Lichte bekannt: dort wo ich am meisten gelitten habe, dort wo ich das verachtetste unter allen Geschöpfen sein sollte, habe ich allgemeine Liebe, Hochachtung und Bewunderung erworben. Dieses ist eigentlich der schönste Lohn für meine Arbeit.

Eine Folge meiner erhaltenen Erziehungsgrundsätze und das einzige Pflaster, meine Wunden zu heilen, die mir der Neid gebissen, und die Verleumdung oder vielmehr die Blödsicht der Großen bisher unheilbar machte.

Es bleibt mir zu wenig Raum zum moralisieren übrig. Die Vorfälle meines Lebens drängen sich zu dick aufeinander, um sie in so wenig Blätter zu fassen.

Ich war also nunmehr in Freiheit, in Braunau auf der böhmischen Grenze und schickte sogleich die zwei Pferde nebst dem mitgenommenen Unteroffiziersäbel dem General Fouquet nach Glatz zurück: mein Brief dabei war ihm so empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Thüre, unter dem Gewehr, auch an den Wällen, wo wir vorbeigingen, gestanden hatten, Spießruten laufen ließ, weil er am Tage vor meiner Flucht noch versichert hatte, daß es nunmehr unmöglich sei, etwas zu unternehmen, und sich dennoch betrogen fand. So rächt sich der Niederträchtige an den Wehrlosen, und der Tyrann an der Unschuld. Nun sah ich zum erstenmal mein Vaterland mit dem Rücken an — ich flüchtete wie ein Joseph aus seiner Mördergrube, den seine Brüder verstoßen und verkauft hatten, und alles, was ich damals verlor, schien mir im ersten Augenblicke der Betäubung noch Gewinn für mich zu sein.

Mein von meinen Voreltern mit Blut und Ehre erworbenes Vermögen wurde mir sogleich konfisziert, und einer der edelsten, der brauchbarsten, der eifrigsten Jünglinge für die Ehre seines Vaterlandes und Königs wurde wie der gröbste Missethäter, Ueberläufer und Verräter auf Befehl des in seiner Gerechtigkeitsliebe hintergangenen Landesvaters mißhandelt.

Ich schrieb an den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der ganzen Sache vor, erwies ihm meine Unschuld ohne Widerspruch und bat um Gerechtigkeit, erhielt aber keine Antwort.

In meinen Augen ist der Monarch hierin entschuldigt. Ein böser Mensch, welcher sein Vertrauen erschlichen, der Oberst Jaschinsky, hatte ihm einmal einen Verdacht gegen meine Treue eingeflößt, in meinem Herzen konnte er nicht lesen. Der erste Schritt zur Ungerechtigkeit war einmal übereilt gemacht, man

hatte mich ohne Verhör, ohne Untersuchung noch Kriegsrecht zum Gefängnis verurteilt und erkannte zu spät für die geglaubte Unfehlbarkeit des Monarchen, daß mir Gewalt und Unrecht geschehen war. Um Gnade bitten wollte ich nicht, weil ich kein Missethäter war, und der König konnte und wollte nicht öffentlich zeigen, daß er sich in einem so wichtigen Falle hatte hintergehen lassen. Mein Eigensinn reizte folglich den seinigen, und mir fehlte Fürstenmacht, um den Prozeß zu gewinnen.

Der Monarch, welcher mich wirklich liebte, hatte mich im Anfange nicht ganz verstoßen. Ich erfuhr, aber leider zu spät! daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt war, um meine Treue zu prüfen. Dieses wurde mir aber nicht gesagt: auch dieses ist ein Rätsel, welches ich in der Folge erst aufgelöst habe. Nämlich:

Der Platzmajor D'oo war ein Liebling des Generals Fouquet. Ein gewinnsüchtiger Mann: er wußte, daß ich Geld hatte, und wollte den Protektor machen. Mir sagte er allezeit, ich sei auf Lebenslang verurteilt und lenkte die Unterredung auf den großen Kredit seines Generals bei dem Könige, auch des seinigen bei dem General. Für ein Geschenk eines Pferdes, worauf ich nach Glatz geritten war, erhielt ich die Erlaubnis, in der Festung spazieren zu gehen, und für ein anderes von 100 Dukaten rettete ich den Fähnrich Reitz, welcher mit mir entfliehen wollte und verraten wurde. Man versicherte mir, er sei an eben dem Tage, da ich ihm den Degen von der Seite riß und von allen Glatzer Wällen als ein Verzweifelter herunterſprang, wirklich in meinen Kerker gekommen, um nach vielen drohenden Vorbereitungen mir erst die freudige Nachricht zu bringen, daß ich durch seine Bemühungen und des Generals Vorbitte nur ein Jahr im Arrest zu bleiben, folglich binnen etlichen Wochen meine Freiheit zu hoffen hätte. — Welche verfluchte Schandthat eines eigennützigen Menschen, um Geld zu erschnappen! Nachdem ich nun die erste ganz rasende Art zur Flucht wählte, wurde gewiß dem Könige die Intrige des Platzmajors nicht gemeldet. Man schrieb ihm nur, ich hätte etliche Tage vor Abwartung der mir zum Arrest bestimmten Zeit eine so verzweifelte Art erwählt, um zu fliehen und zum Feinde überzugehen. — Mußte der Monarch, hierdurch betrogen und in seinem Argwohne bestärkt, nicht glauben, daß meine Sehnsucht das Vaterland zu verlassen unbegrenzt sei? Was konnte er anders thun, als befehlen, den festzuhalten, welcher ihm trotzen und seinen Feinden dienen wollte? Auf

diese Art und durch solche widrig ausgeschlagene Ränke böser Menschen hat sich mein Schicksal immer mehr und mehr verwickelt, endlich aber den allezeit hintergangenen Monarchen unempfindlich und sogar grausam gegen mich gemacht.

Welcher vernünftige Mensch kann aber glauben, daß ich, wenn ich gewußt hätte, daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt sei, nicht würde drei Wochen lang gewartet haben, um meine Freiheit mit Ehre zu erhalten, mein Vermögen von der Konfiskation zu retten und meine Freundin in Berlin, an welcher mein ganzes Herz hing, wieder zu sehen?

Mein Verhängnis hatte es also beschlossen, daß alle mögliche Wahrscheinlichkeit zusammentreffen mußte, um mich aus meinem Vaterlande zu verdrängen. Eines folgte aus dem andern, bis sich endlich mein Schicksalsberg bis zum unübersteiglichen auftürmte.

Ich war nun einmal in Böhmen als ein Fremdling, ohne Geld, ohne Schutz noch Freund, auch meiner eigenen Führung schon im zwanzigsten Lebensjahre überlassen.

Anno 1744 hatte ich in Braunau bei einem Leineweber in Quartier gelegen, und diesem Manne selbst Anschläge gegeben, auch mitgeholfen, seine beste Habseligkeit zu vergraben und vor der Plünderung zu retten.

Dankbar und freudig empfing uns der ehrliche Mann in seinem Hause. Zwei Jahre vorher war ich in demselben unumschränkten Gebiete, mit neun Pferden und fünf Bedienten, voller Hoffnung, und mit der günstigsten Aussicht in die Zukunft. Jetzt hingegen erschien ich bei ihm als Flüchtling, der Schutz sucht, der alles auf einmal verloren hatte, was ein junger Mensch auf Erden verlieren kann.

Ich hatte nur einen Louisdor im Sacke und Vermögen. Mein Freund Schell hatte vierzig Kreuzer, und jetzt sollte er zuerst seinen ausgedrehten Fuß heilen lassen; dann aber in der Fremde Schutz, Brod und Ehre verdienen.

Meine Lage war nicht besser. Zum Trenck nach Wien wollte ich absolut nicht gehen und lieber in Ostindien mein Glück suchen, um nicht in meinem Vaterlande den Argwohn zu bestärken, als ob ich wirklich untreue Gedanken gehegt hätte. Hierzu war mein Ehrgeiz zu neu, zu erhaben, und eben hiedurch mein Zustand hilfloser. Ich schrieb nach Berlin an meine Freundin, erhielt aber keine Antwort, vermutlich, weil ich keinen sichern Weg, um dieselbe zu erhalten, anzeigen konnte. Meine Mutter war vom allgemeinen Rufe eingenommen und hätte mir keine Hilfe geschickt; meine Brüder standen aber noch unter

der Vormundschaft, und mein Freund in Schweidnitz konnte mir nicht antworten, weil er eben nach Königsberg gereist war.

Innerhalb drei Wochen, die wir in Braunau zubrachten, war der Fuß meines Freundes geheilt, hingegen meine Uhr, seine Schärpe und Ringkragen verkauft, und unsre ganze Kassa bestand in weniger als vier Gulden.

Die Zeitung meldete damals, daß der berühmte Panduren-kommandant Trenck in Wien in einem schweren Kriminal-prozesse verwickelt und scharf bewacht sei. Man urteile, wie einem Menschen meiner Gattung damals zu Mute war.

Noch nie hatte ich Mangel am Notwendigen erlitten; überall war ich unter den ersten im Vaterlande, geachtet, geliebt, auch bewundert. Auf einmal aber in einem fremden Lande, hilf-, rat- und schutzlos, unentschlossen, welchen Weg ich wählen sollte, um Ehre und Brot durch mich selbst zu erwerben.

Ich entschloß also den Weg bis nach Preußen zu meiner Mutter zu Fuße zu unternehmen, um von ihr Hilfe zu erhalten, dann aber russische Dienste zu suchen; Schell, dessen Schicksal von dem meinigen abhing, wollte mich nicht verlassen. Wir nahmen demnach Pässe als gemeine preußische Deserteurs, mit umgekehrten Namen. Ich hieß Knert, und Schell hieß Lesch. So gingen wir den 21. Januar abends, ohne gesehen zu werden, aus Braunau, und richteten den Weg auf Bilitz nach Polen. Ein Freund aus Neurode gab uns ein Paar Sackpistolen, mir eine Flinte und drei Dukaten, die noch in Braunau zurückblieben. (Wohl zu merken, daß ich eben diesem Freunde in der Not 100 Dukaten geliehen hatte, die er mir noch schuldig ist, und da ich sie forderte, schickte er mir drei Dukaten als ein Almosen.)

Die umständliche Beschreibung dieser Reise könnte mit allen ihren Begebenheiten einen ganzen Band anfüllen, ich werde aber nur einige davon erzählen. Zugleich aber unser Reise-journal hier einrücken, welches mein Freund Schell noch aufbewahrt, und mir nach dreißigjähriger Trennung, da er mich im Jahr 1776 in Aachen besuchte, in Original hinterlassen hat.

Hier erscheint es treu kopiert, und mit diesem fängt der eigentliche erste Auftritt an, wo ich als Aventürier auf die Weltbühne erscheinen mußte; vielleicht hatte ich in meinem abenteuerlichen Leben noch mehr Glück als Unglück, mich aus Vorfällen und Schlingen zu reißen, worin tausend andre sich auf ewig verwickelt hätten. Gewiß war ich mehr als dreißigmal in Lebensgefahr, in solchen Gefahren, wo die Wage der Wahr-

scheinlichkeit gewiß in hundertpfündigem Gewicht für den Tod gegen ein Lot Hoffnung ausschlug. Gewiß unternahm ich Dinge, die meiner Verwegenheit glückten, wo viele andre, die eben das mit gleichem Mute angegriffen haben, ihr Grab fanden, oder wenigstens außer Stand gesetzt wurden, ihre Geschichte der Welt noch so wie ich öffentlich vorzulegen.

Journal meiner Reise zu Fuße von Braunau in Böhmen über Bilitz durch Polen nach Merenitz, und von da über Thoren nach Elbing: von 169 Meilen, ohne zu betteln noch zu stehlen.

Den 18. Januar 1747 gingen wir von Braunau über Politz bis Nachod drei Meilen. Die Kassa bestand in 3 fl. 45 kr.

Den 19. nach Neustädtl. Hier vertauschte Schell seine Uniform gegen einen grauen Handwerksburschenrock, und erhielt von einem Juden noch 2 fl. 15 kr. heraus. Von da kamen wir nach Reichenau, in allem drei Meilen.

Den 20. auf Leutomischel fünf Meilen; wo ich ein warmes Brot, das erst aus dem Ofen kam, begierig aß und beinahe am Magenkrampf gestorben wäre. Wir mußten hier einen Tag liegen bleiben und der Wirt ließ uns wenig Geld durch eine gottlose Rechnung im Beutel übrig.

Denn 22. über Tribau nach Zwittau in Mähren vier Meilen.

Den 23. bis Sternberg sechs Meilen. Dieser Marsch war dem armen Schell wegen seines noch schwachen Fußes zu stark und dennoch mußte er den folgenden Tag

Den 24. bis nach Leipnick vier Meilen im tiefen Schnee, und mit leeren Magen aushalten. Hier verkaufte ich meine Halsschnalle um 4 fl.

Den 25. bis nach Freiberg über Weißkirch nach Drachotusch fünf Meilen. Auf diesem Wege fanden wir frühmorgens eine Violin im Futteral, die jemand verloren hatte. Der Wirt in Weiskirch gab uns 2 fl. dafür, und versprach sie dem, der sich melden würde, zurückzugeben, weil sie wohl 20 fl. wert war.

Den 26. nach Frideck in Oberschlesien zwei Meilen.

Den 27. auf ein hannakisch Dorf vier und eine halbe Meile, und

den 28. über Scotscha nach Bilitz drei Meilen.

Da dieses die Grenzstadt zwischen Polen und den österreichischen Staaten ist, so forderte uns der daselbst in Garnison liegende Hauptmann Capi, vom marschallischen Regimente, den

Paß ab. Wir hatten in demselben andre Namen und waren gemeine preußische Deserteurs. Ein aus Glatz desertierter Tambour kannte uns aber und sagte es dem Hauptmann.

Dieser Dummkopf und grobe Menschenfeind ließ uns sogleich arretieren, auch mit despotischer Weigerung alles Gehörs nach Teschen zurück und noch dazu zu Fuße mit Verachtung führen. Dieses betrug vier Meilen.

Dort kamen wir zum Oberstleutnant Baron Schwarzer, der ein rechtschaffener Mann war, uns bedauerte, und das grobe Verfahren des Hauptmann Capi bei so sonnenklarer Rechtfertigung tadelte. Ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal offenherzig. Er that alles, um mich von der polnischen Reise abzuhalten, und riet mir den Weg nach Wien ein. Umsonst, mein guter Genius hielt mich damals noch von Wien zurück und wollte Gott, daß ich mich ewig davon entfernt hätte; wie manche Drangsale würde ich weniger erlitten haben und wie glücklich wäre ich den mächtigen Buhlern nach Trenckschen Gütern ausgewichen, die mich verfolgten und bisher dem Staate unbrauchbar machten.

Ich kehrte also nach Bilitz zurück, abermals vier Meilen. Schwarzer gab uns bis dahin seine eigenen Pferde und vier Dukaten auf den Weg, die ich ihm dankbar in der Folge bezahlt habe und ewig nicht vergessen werde, weil sie meinen Zweck beförderten und mir ein Paar neue Stiefel verschafften.

Indessen war mein ganzes Blut gegen den Capi empört. Wir gingen sogleich durch Bilitz nach Biala, auf die polnische Grenze. Von da schickte ich ihm ein Kartel und forderte ihn auf Degen oder Pistolen. Erhielt aber keine Antwort; er erschien nicht und bleibt in meinen Augen ein Schurke in Ewigkeit.

Etwas muß ich doch bei dieser Gelegenheit meinen Lesern von meiner damaligen Lage erinnern.

Da ich mich als einen verächtlichen gemeinen Deserteur, auf Befehl eines elenden Capi, mußte zu Fuße als Arrestant nach Teschen führen lassen und zu unmächtig war, um ihn vor meine Klinge zu bringen, da ich zwar frei in Polen, aber wegen Armut nur als ein umherschwärmender Taugenichts beurteilt wurde. Was nützen Ehrgeiz, Tugend, Wissenschaften und Tapferkeit, wenn die Notdurft fehlt, um in Gesellschaft unsresgleichen mit erhabener Stimme aufzutreten. Armut schlägt den Jüngling nieder, entfernt ihn vom Umgange mit Menschen, die sein Glück befördern würden, wenn er Gelegenheit hätte, zu zeigen was er ist. Ich war in meinen ersten Lebensjahren

allezeit unter den Größten, die größten Männer bildeten mein Herz und waren mein Umgang. Bei dem Hofe des großen Friedrich wurde ich unter die Lieblinge gerechnet und auf einmal stand ich in einem fremden Lande ungekannt, ungeachtet, verächtlich da und mußte bei großer Kälte, Mangel, Hunger und schweren Schritten zu Fuße alles mögliche Ungemach des Leibes, auch der Seele ertragen, mich von da entfernen, wohin das Herz schmachtete, und vorwärts in die Welt gehen, ohne eigentlich zu wissen wohin.

Zu stolz war ich nicht, um mich jemand zu entdecken: aber wem? in einem fremden Lande? Mein Name hätte mir vielleicht genutzt, aber eben in Oesterreich, wo dieser Name bekannt war, wollte ich nicht bleiben, kein Glück suchen, und alle Gelegenheiten meiden, die den Argwohn der Untreue gegen mein Vaterland vermehren konnten.

Wie weit hätte ich aber auf dieser weiten Reise zu Fuße und bei allem möglichen Ungemach durch mein feuriges Temperament in Umstände geraten können, worin sich der in Widerwärtigkeiten noch unerfahrene, zu allen Entschließungen fähige Jüngling leicht verirren kann. Da sie aber einmal beschlossen war, hielt mich auch nichts zurück, und mein treuer Freund Schell, dem alles, auch sogar Hunger oder Ueberfluß, Ehre oder Schande gleichgültig war, that alles was ich wollte.

Nun weiter zum Tagebuch.

Den 1. Februar gingen wir von Biala vier Meilen nach Oswinzin, weil ich beschlossen hatte Zuflucht bei meiner Schwester zu suchen, welche den Herrn von Waldow geheiratet hatte und zu Hammer im Brandenburgischen, zwischen Landsberg an der Warte und Meseritz an der polnischen Grenze auf ihren Gütern lebte. Deshalb ging unser Weg neben der schlesischen Grenze auf Meseritz zu.

Den 2. nach Bobreck und Elkusch fünf Meilen. Auf diesem Wege, wo wir viel vom tiefem Schnee in leichter Kleidung anszustehen hatten, verlor Schell aus Nachlässigkeit unsre noch in 9 fl. bestehende Kassa. Mir aber blieben noch neunzehn Groschen.

Den 3. nach Crumelew drei und den 4. nach Wladowiequb Joreck abermals drei Meilen. Von da den 5. nach Czenstochowa, wo das berühmte reiche Kloster prangt, von welchem ich recht viel Merkwürdigkeiten zur Schmach seiner Bewohner bekannt zu machen hätte, die mein Raum nicht gestattet.

Wir kehrten am Fuße des Klosterberges im Wirtshause bei einem wahren Biedermanne Namens Lazar ein. Dieser

hatte als Leutnant in kaiserlichen Diensten gestanden, viele Schicksale erlitten und war endlich ein armer Gastwirt in Polen. Wir hatten keinen Kreuzer in Kassa, forderten trocken Brot, der rechtschaffene Mann ließ uns aber an seinem Tische essen. Ich vertraute ihm die reine Wahrheit unsrer Umstände, auch die Absicht dieser Reise. Kaum hatten wir gegessen, so kehrte ein Wagen ein und drei Herren, die Kaufleuten ähnlich sahen, kamen in das Zimmer. Sie hatten eigene Pferde, einen Bedienten und einen Kutscher.

Diese Geschichte ist merkwürdig für den Leser. Ich muß sie folglich, so kurz als möglich, umständlich vortragen.

Diesen Wagen hatten wir schon in Elkusch angetroffen. Einer der Herren hatte den Schell befragt, wohin unsre Reise ginge — der ihm Czenstochow genannt; wir waren aber ohne allen Argwohn bei einem Vorfalle, der uns doch alles mögliche Unglück drohte.

Die Herren blieben über Nacht in unserm Wirtshause, sahen uns ganz gleichgültig an und sprachen wenig. Wir gingen schlafen; in der Nacht weckte uns aber der rechschaffene Wirt und erzählte mit Erstaunen, diese Herren wären verkleidete, uns nachgeschickte Preußen und hätten gegen ein ihm angetragenes Geschenk von fünfzig, dann gar von hundert Dukaten von ihm die Einwilligung verlangt, uns in seinem Hause zu überfallen, zu binden und nach Schlesien zu führen. Er hatte es aber standhaft und großmütig geweigert, ob ihm gleich noch überdem eine große Belohnung versprochen wurde, dann aber heilige Verschwiegenheit gegen uns versprechen müssen, wofür man ihm sechs Dukaten in die Hände drückte.

Hieraus sahen wir deutlich, daß es Offiziere und Unteroffiziere waren, welche uns der General Fouquet auf dem Fuße nachgeschickt hatte. Wir dachten zurück, wer das Geheimnis unsrer Reise könnte verraten haben, und fanden, daß es kein andrer als ein gewisser Leutnant von Mollinie könne gewesen sein, welcher uns in Braunau als ein Freund des Schell aus der Garnison zu Habelschwerdt besuchte, zwei Tage bei uns blieb und besonders nach dem Weg forschte, auf welchem wir Zuflucht suchten. Er allein wußte es, folglich war er der Kundschafter des Fouquet und hat eigentlich diese Szene verursacht, welche so glücklich für uns ausschlug.

In der ersten Empfindung einer solchen wider uns entworfenen Schandthat wollte ich sogleich mit dem Gewehr in der Faust in das Zimmer der Verräter einbrechen, Lazar und Schell hielten mich aber zurück und der erstere trug mir sogar

an, so lange bei ihm zu bleiben, bis ich Geld von meiner Mutter erhalten könnte, um weniger Gefahr und Ungemach zu erdulden.

Nichts half, ich hatte einmal beschlossen, sie selbst zu sprechen. Ueberdem war ich nicht gewiß, was mein Brief allein für Wirkung verursachen würde. Lazar versicherte mir, wir würden durch diese Herren gewiß angeriffen werden und sollte es auch auf der Straße geschehen.

Desto besser, sagte ich, so habe ich Gelegenheit sie in die andre Welt zu schicken und Straßenräuber zu strafen. Frühe mit Anbruch des Tages fuhren diese feinen Herren fort und nahmen den Weg nach Warschau.

Wir wollten auch gehen, Lazar hielt uns zwei Tage fast mit Gewalt auf, gab uns die von den Preußen erhaltenen sechs Dukaten. Wir kauften uns ein jeder ein Hemde, noch ein Paar Sackpistolen, Strümpfe und Leibesnotdurft und gingen nach herzlichster Umarmung des redlichen Wirtes, der uns die besten Lehren zur Vorsicht auf diesem Wege gab.

Den 6. Februar von Czenstochow nach Dankow zwei Meilen. Unsre Abrede war für alle möglichen Fälle eines Angriffs auf der Straße genommen. Wir wußten durch den Lazar, daß unsre Verfolger nur eine Flinte im Wagen hatten. Ich hatte auch eine Flinte, einen guten Säbel und jeder von uns ein paar Pistolen unter dem Rocke. Dieses verborgene Gewehr war ihnen unbekannt und bei dem erfolgten Angriffe sicher die Ursache ihrer Bestürzung.

Den 7. gingen wir den Weg nach Parsemechi. Kaum waren wir aber eine Stunde vorwärts, so sahen wir von weitem einen Wagen auf der Straße. Wir kamen näher und erkannten den Wagen unsrer Verfolger, der im Schnee zu stecken schien, und die Herren alle herum. Sobald wir uns näherten, riefen sie uns zu Hilfe. Der Anschlag muß gewesen sein, uns heran zu locken. Schell war ein schwacher Mensch, mir hingegen wäre man in die Arme gefallen und sie hätten uns leicht in den Wagen geworfen, denn der Zweck war, uns lebendig zu fangen. Sogleich traten wir aus der Straße und gingen etwa dreißig Schritte seitwärts vorbei mit der Antwort: wir haben keine Zeit euch zu helfen, meine Herren! Gleich sprangen sie alle vier nach dem Wagen, rissen Pistolen heraus und liefen uns auf den Leib, mit Geschrei — halt! steht, Spitzbuben! — wir fingen abgeredetermaßen an zu laufen; — auf einmal wandte ich mich kurz und schoß den ersten, der mir ganz nahe kam, mit der Flinte auf das Herz. Er fiel; Schell gab Pistolen-

feuer, ein paar Schuß von den letztern fielen zurück, wodurch Schell eine Streifkugel am Halse bekam. Ich griff den andern an, schoß mit beiden Pistolen — er lief davon. Ich verfolgte ihn in der Wut bei 300 Schritte, holte ihn ein und da er sich mit dem Degen in der Faust wandte, sah ich, daß er voll Blut war, fand wenig Gegenwehr und hieb ihn nieder. Gleich wandte ich mich zurück und sah den Schell in der Gewalt der andern beiden nach dem Wagen schleppen. Rasend stürzte ich auf sie los; kaum erblickten sie mich, da ich ihnen schon fast am Leibe war, und liefen beide in das Feld. Der Kutscher sah das Scharmützel, schwang sich auf den Wagen und fuhr davon.

Schell war also gerettet, hatte aber einen Streifschuß am Halse und einen Hieb in der rechten Hand, wodurch er den Degen verlor, mir aber versicherte, daß einer seiner Gegner einen Stoß in den Leib mitgetragen habe. —

Was war nunmehr zu thun? — der erste, welcher auf der Wahlstatt lag, hatte eine silberne Uhr im Sacke, diese riß ich heraus — wollte Geld suchen — Schell rief mir aber zu und zeigte mir einen Wagen, der mit sechs Pferden von der Höhe herunter kam. Sollten wir ihn abwarten und vielleicht gar als Straßenräuber arretiert werden? die zwei Entsprungenen hätten gewiß gegen uns gezeugt; in der Geschwindigkeit zum Entschlusse blieb die eilfertige Flucht zur Sicherheit. Ich erhaschte noch die Flinte des ersten Todten und seinen Hut, hiermit eilten wir dem nahen Gesträuche und von da dem Walde zu, nahmen einen Umweg mit tausend Sorgen und kamen abends nach Parsemechi.

Schell hatte sich sehr verblutet; ich verband ihn so gut ich konnte. In polnischen Dörfern ist kein Feldscherer, es wurde ihm also sehr hart, dies Städtchen zu erreichen. Hier fanden wir nun zwei sächsische Unteroffiziere, die für die Garde in Dresden auf Werbung standen. Meine Größe von sechs Schuh und Person fiel ihnen in die Augen, gleich wurde Bekanntschaft und Antrag gemacht; ich fand an beiden vernünftige Leute, vertraute ihnen also ohne Rückhalt, wer wir waren, auch unsre Tagesgeschichte mit den straßenräuberischen Preußen und fand redliche Männer. Schell wurde verbunden und wir blieben sieben Tage mit diesen guten Sachsen in vertrauter Gesellschaft.

In der Folge habe ich erfahren, daß von denen, die uns angriffen, nur einer nebst dem Kutscher lebendig nach Glatz zurückgekommen ist. Der Offizier, welcher sich zu solcher Schand-

that brauchen ließ, hieß Gersdorft und soll hundertundfünfzig Dukaten bei sich getragen haben, da man ihn tot wegtrug. Welche herrliche und gerechte Beute wäre dieses zu unsrer Reisezehrung gewesen, wenn der verfluchte Wagen mit sechs Pferden uns nicht von der Wahlstatt vertrieben hätte. Das Glück war dem Gerechten diesmal wieder nicht günstig. Ich war der verräterisch Angegriffene und mußte wie ein Straßenräuber davonlaufen. Die erbeutete Uhr verkauften wir einem Juden um vier Dukaten, den Hut um ungefähr dreiundeinhalb Gulden und die Flinte, weil der Schell keine tragen konnte, um einen Dukaten. Das meiste Geld blieb in Parsemechi; der Chirurgus, ein Jude, gab uns teure Pflaster auf den Weg mit. Und wir gingen

Den 15. Februar von Parsemechi über Vielun nach Biala vier Meilen.

Den 16. über Jerischow auf Micorsen vier und eine halbe Meile.

Den 17. auf Osterkow und Schwarzwald drei Meilen.

Den 18. nach Sdune vier und

den 19. zwei Meilen nach Goblin.

Hier hatten wir kein Geld, kein Brot; ich verkaufte einem Juden meinen Rock und erhielt einen grauen Kittel an die Stelle nebst 4 fl. bar Geld. Da wir uns dem vorgesetzten Ziele zu meiner Schwester näherten, achtete ich meinen Rock nicht, in Hoffnung, bald equipiert zu sein. Schell wurde aber täglich elender. Seine Wunden heilten langsam und kosteten überall Geld. Die Kälte war ihm auch schädlich, und weil er ohnehin kein Liebhaber der Reinlichkeit war, so blieb sein Leib eine wirkliche fruchtbare Pflanzschule aller möglichen Gattungen polnischer Läuse. Oft kamen wir naß und müde in die Rauchstuben, mußten die ganze Reise hindurch in eben den Kleidern auf dem Stroh, öfters auch auf der Bank liegen; man kann sich folglich kaum denken, was für Ungemach und Elend wir überstehen mußten. Im Winter durch das unwegsame Polen herumirren, wo Menschenliebe nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, wo nur unbarmherzige Juden dem armen Reisenden das Nachtlager weigern und dabei Mangel an Brot, an Erquickung und Kleidung leiden. Dieses sind Beschwerden, die sich der nur im vollen Gewichte denken kann, welcher sie wirklich empfunden hat. Meine Flinte verschaffte uns dann und wann einen Braten, auch einigemal zahme Gänse und Hühner, wo etwas zu erhaschen war; sonst haben wir nichts gestohlen. Hin und wieder fanden wir sächsische, auch preußische Werber;

alles lief mir nach, weil ich bei sechs Fuß groß und in blühender Jugend war; dieses verursachte mir manchen Zeitvertreib, wenn mir ein Werber das Glück vorstellte, ich könne dereinst noch ein Korporal werden, oder wenn sie alles thaten, um mich zu berauschen und mit Met, Bier und Branntwein hervorkamen. Indessen hatten wir hierdurch manche Gefahr auf den Straßen zu besorgen, auch manche gute Mahlzeit umsonst.

Den 21. gingen wir von Goblin drei und eine halbe Meile nach Pugnitz.

Den 22. vier Meilen durch Storchnest nach Schmiegel.

Hier traf mich ein wunderbares Los, die Bauern tanzten bei einer elenden Violine, ich nahm sie dem Fiedler aus der Hand und geigte ihnen einen Tanz vor, — dies gefiel; da ich aber aufhören wollte, wurde ich gewaltsam und zuletzt gar mit Drohungen gezwungen, ihnen die ganze Nacht bis zum hellen Tage vorzugeigen, so daß ich vor Müdigkeit fast ohnmächtig wurde. Endlich kam es unter ihnen zu Schlägereien; Schell schlief auf der Bank, sie fielen ihm auf die blessierte Hand — er fuhr rasend auf, ich griff im Zorn zum Gewehr, schlug tapfer drein — und da alles durcheinander lag, eilten wir beide zur Thüre hinaus und kamen ohne Schläge davon.

Was hatte ich in dieser Nacht für Gelegenheit, Betrachtungen über mein Schicksal anzustellen! Noch vor zwei Jahren tanzte ich in Berlin mit den Prinzessinnen und Schwestern meines Monarchen und jetzt saß ich in einer polnischen Hütte als Musikant für nackte und noch dazu für polnisch nackte Bauern, mit denen ich mich zuletzt noch herumschlagen mußte.

War ich nicht selbst schuld an diesem Auftritte? Warum wollte ich den Bauern zeigen, daß ich etwas von der Musik verstand? Ohne diesen Ehrgeiz hätte ich ruhig schlafen können. Und wenn ich überhaupt in meiner ganzen Lebensgeschichte nicht hätte wollen, daß ich mehr als viele andre Menschen gelernt habe, würde ich wohl ein Opfer des Neides und der Verleumdung geworden sein? Oder wäre ich mit einem unbedeutenden oder mangelhaften Körper geboren, man hätte mich weniger beobachtet, weniger hervorgesucht, folglich würde mir weniger Abenteuer, weniger Gelegenheit zu Weltvorfällen begegnet sein.

Weil der Bär schön tanzen kann.
Muß er in den Fesseln sterben:
So dient dem geschickten Mann
Sein Verdienst oft zum Verderben.

Wie mancher Widerwärtigkeit wäre ich in der Welt aus-

gewichen, wenn mich Ehrgeiz, Begierde zu gefallen und Vorwitz nicht gereizt hätten. Hingegen habe ich mich aber auch aus Schlingen loszuwickeln gewußt, in welchen tausend andre hilflos gefesselt bleiben. Hiedurch bin ich ein guter Lehrer für die Nachwelt geworden, aber dennoch ein schlechter Praktikant in Hofränken für mich selbst, für meinen Eigennutz geblieben, habe auch überall nur Wunden davongetragen, die, so lange ich lebe, nicht benarben können.

Nun ging den 23. Februar die Reise von Schmiegel weiter fort auf Rakonitz und von da nach Karger Holland vier und eine halbe Meile. Hier verkauften wir ein Hemd und Schell sein Kamisol um achtzehn Groschen oder neun Schostack, um nicht zu verhungern. Tags vorher schoß ich ein Haselhuhn, welches wir vor Hunger roh verzehrten, und weil es gut schmeckte, folgte eine Krähe darauf, wobei Schell aber nicht anbeißen wollte. Junge Leute, die stark gehen müssen, fressen viel — folglich waren unsere Groschen geschwind verzehrt.

Den 24. Februar kamen wir über Benzen nach Lettel, vier Meilen, wo wir uns einen Tag aufhielten, um uns in das Brandenburgische nach Hammer zu meiner Schwester zu wagen. Wir fanden ein preußisches Soldatenweib, die in Lettel wohnte und eine Unterthanin meines Schwagers, aus dem Dorfe Kölschen war. Dieser vertraute ich mich in der Not ohne Mißtrauen und sie führte uns

Den 26. Februar auf Kurschen und Falkenwalde.

Den 27. aber durch Neuendorf über Ost und dann durch einen unwegsamen Wald fünf und eine halbe Meile, glücklich zwei Meilen in das Brandenburgische nach Hammer zu meiner geliebten Schwester, wo wir abends um 9 Uhr an der Thüre anklopften.

Ein Mädchen machte auf und just war diese eine bekannte, die Marie hieß und in unsrem Hause aufgewachsen war. Sie erschrak, einen baumstarken Kerl in Bettlerkleidung vor sich zu sehen. Ich redete sie aber gleich an: Mitsche, kennst du mich nicht? — Sie sagte nein. — Ich entdeckte mich, frug, ob mein Schwager zu Hause sei. — Ja, aber er ist krank im Bette. — Sage meiner Schwester heimlich, daß ich ich hier bin. Sie führte mich in ein Seitenzimmer und gleich war meine Schwester bei uns.

Sie erschrak über meinen Aufzug und wußte noch nicht einmal, daß ich aus Glatz entflohen war; eilte zu ihrem Manne und kam nicht wieder zurück.

Nach einer Viertelstunde kam die ehrliche Maria zu uns,

weinte und sagte: Der gnädige Herr ließ uns sagen, wir sollten sogleich sein Haus verlassen, sonst wäre er gezwungen, uns zu arretieren und auszuliefern. — Meine Schwester sah ich aber nicht wieder, ihr Mann hielt sie mit Gewalt zurück.

Nun urteile man, was ich in diesem Augenblicke empfand. Ich war zu stolz, zu aufgebracht, um Geldhilfe zu fordern, eilte wie ein rasender Mensch unter tausend Bedrohungen aus dem Hause. Das gute mitleidige Mädchen drückte mir weinend drei Dukaten in die Hand — und so waren wir hungrig, müde, matt und verzweifelt wieder in dem Walde, welcher nicht hundert Schritte vom Schlosse entfernt war, durften in kein Haus gehen, weil wir im Brandenburgischen waren, und mußten in dunkler Nacht in demselben bei Regen und Schnee herumsteigen, bis uns unsre Führerin gegen Anbruch des Tages erst wieder nach Lettel brachte, welche selbst über unser Schicksal weinte und für ihre Mühe und ausgestandene Gefahr nur zwei Dukaten von mir erhielt. — Ich vertröstete sie auf die Zukunft; ließ sie auch im Jahr 1751 zu mir nach Wien kommen und habe sie gut gepflegt und versorgt. Sie war etwa fünfzig Jahre alt, und starb bei mir in Ungarn einige Wochen früher, als ich die unglückliche Reise nach Danzig machte, wo ich in die zehnjährige Magdeburger Gefangenschaft geriet.

Kaum waren wir aber vor dem Schlosse meiner Schwester im elendesten Zustande im Walde, so sagte ich im ersten Eifer zum Schell: Bruder! verdient eine solche Schwester nicht, daß ich ihr das Haus über dem Kopfe anstecke? Die Mäßigung, die edle Seele, die wahre Gelassenheit war bei diesem Menschen eine wirklich bis zum Wunderbaren gestiegene Tugend.

In allen Fällen war er mein Mentor, mein treuer Führer, wo mein feurig Temperament in Ausschweifungen losbrechen wollte. Ich verehre deshalb seine Asche, er verdiente ein besser Schicksal als das, welches ihn bis zum Grabe begleitet hat.

Bei dieser Gelegenheit sagte er mir: Freund! deine Schwester kann unschuldig sein, ihr Mann wird sie zurückgehalten haben. Denke nach! wenn der König erführe, daß wir in seinem Hause gewesen wären und daß er uns durchgeholfen hätte, so wäre ja deine Schwester ebenso unglücklich wie du. — Fasse dich! denke größer! — und handeln sie unrecht, vielleicht kommt noch eine Zeit, daß ihre Kinder noch deiner Hilfe bedürfen und du ihnen Böses mit Gutem vergelten kannst. — Welche Freude fühlt hierbei nicht eine gutartige Seele!

Ewig denke ich an diesen treuen Rat. Es war eine wirkliche Weissagung. Mein reicher Schwager starb bald darauf. — Im russischen Kriege wurden ihre Güter alle in einen Steinhaufen verwandelt, und nach meiner Befreiung aus Magdeburg, also neunzehn Jahre nach dieser Begebenheit, ereignete sich wirklich der Fall, daß ich den Kindern eben dieser Schwester habe Dienste leisten können. So wechselt das Schicksal auf Erden und so werden unwahrscheinliche Dinge möglich. Meine rechtschaffene Schwester hat sich bei mir gerechtfertigt, und wirklich hatte Schell die Wahrheit erraten. — Zehn Jahre nach diesem Vorfalle zeigte sie in meinem Magdeburger Gefängnisse, daß sie meine echte Schwester war: sie wurde durch den kaiserlichen Gesandschaftssekretär Weingarten in Berlin schändlich verraten; verlor hierdurch einen Teil ihres Vermögens, und endlich auch das Leben als ein unschuldiges Schlachtopfer für ihren redlichen Bruder.

Im zweiten Teile werde ich diesen schaudererregenden Auftritt in Verbindung mit meiner Trauergeschichte vortragen; mein Herz blutet und meine ganze Fühlung empört sich, wenn ich an diese erschreckliche Szene denken muß. Gott lohne sie vollwichtig — ich bin zu arm gemacht, um es ihren Kindern zu vergelten, und der Gegenstand meiner gerechten Rache ist bereits im Grabe. Auf Erden hätte er sicher bluten müssen, wenn er zu finden gewesen wäre.

Nun weiter zum Tagebuch dieser unglücklichen Reise. Ich mußte nunmehr meinen Entwurf ändern, weil ich keine Hilfe am ersten Zufluchtsorte fand, und mich entschließen, zu meiner Mutter nach Preußen zu fliehen, die neun Meilen hinter Königsberg auf ihrem Gute lebte.

Den 28. blieben wir unermüdet und bestürzt in Lettel.

Den 1. März gingen wir drei Meilen bis Pleese und von da den 2. März nach Meseritz ein und eine halbe Meile.

Den 3. über Wersebaum nach Birnbaum drei Meilen.

Den 4. aber auf Zirke, Wruneck, Obestschow bis Stubnitze, folglich sieben Meilen in einem Tage, wovon wir drei Meilen zu fahren Gelegenheit fanden.

Den 5. kamen wir drei Meilen bis Rogosen, hatten keinen Heller, um das Nachtquartier zu bezahlen. Der Jude trieb uns hinaus, und wir gingen die Nacht durch mit wütendem Hunger irrend herum, so daß wir bei Anbruch des Tages nur zwei Meilen außer der Straße uns befanden.

Wir gingen in ein Bauernhaus, wo ein altes Weib eben Brot aus dem Ofen zog; bezahlen konnten wir keines, und in

eben diesem Augenblicke empfand ich wirklich, daß es möglich sei, eine Mordthat um ein Stück Brot zu begehen. Bei dem Gedanken, wovor ich zurückschauderte, gingen wir eilfertig zur Thüre hinaus und noch zwei Stunden weit, bis nach Wongrofze.

Hier verkaufte ich in der äußersten Not meine Flinte, die uns manchen Braten verschafft hatte, um einen Dukaten. Wir aßen uns satt, nachdem wir in vierzig Stunden keinen Bissen genossen, auch ohne Schlaf gegen zehn Meilen in Kot und Schnee herumgestiegen waren, rasteten den 6. daselbst, und kamen den 7. durch Genin auf ein Dorf, vier Meilen im Walde.

Hier gerieten wir unter eine Bande von Zigeunern, die bei vierhundert Mann stark war und mich absolut mit in ihr Lager schleppten; die meisten waren preußisch, auch französische Deserteurs; man sah mich für ihresgleichen an, ich sollte Dienste nehmen; nachdem ich aber mit ihrem Anführer aufrichtig gesprochen hatte, schenkte er mir noch einen Laubthaler, gab uns Fleisch und Brodprovision und ließ uns im Frieden weitergehen, nachdem wir bei vierundzwanzig Stunden in ihrer Gesellschaft zugebracht hatten.

Den 9. gingen wir bis Lapuschin drei und eine halbe Meile, und den 10. vier Meilen bis Thoren.

Hier folgt abermals ein merkwürdiger Auftritt, welcher beweist, daß mich nunmehr mein Schicksal zum wirklichen Aventürier bestimmt hatte, weil fast bei jeder möglichen Gelegenheit neue Widerwärtigkeiten zu bekämpfen vorfielen und fast unwahrscheinliche Feenmärchen in meinen Lebensvorfällen zu erzählen sind.

Es war eben Jahrmarkt in Thoren, da wir durch die Stadt gingen. Man stelle sich einen jungen baumstarken Menschen von meiner Größe vor in einer elenden Kleidung, mit einem großen Pallasch an der Seite, mit ein Paar Pistolen im Gürtel und von einem Kameraden begleitet, welcher Hals und Hand verbunden hat und mehr einem Gespenste als lebenden Menschen ähnlich sieht, gleichfalls mit Pistolen im Gürtel.

Wir gingen in ein Wirtshaus, wo man uns nicht einmal aufnehmen wollte; ich erkundigte mich um das Jesuitenkollegium, ging hinein und verlangte den Pater Rektor zu sprechen. Anfangs sah man mich für einen Dieb an, welcher Freistatt sucht. Nach langem Warten und ernsthaftem Sollizitieren erschien ich endlich vor Seiner Jesuitenmajestät, der mich wie ein Mogol

seinen Sklaven empfing. Mein Vortrag war gewiß rührend; ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal, auch die Absicht dieser Reise, und bat, er möchte meinen Erretter, den Schell, welcher nicht mehr weiter gehen konnte und dessen Wunden bei solchem Elende nicht heilen wollten, indessen versorgen und in Thoren behalten, bis ich den Weg zu meiner Mutter vollendet, Hilfe geholt hätte und ihn in dankbarer Zahlung aller Unkosten wieder in Thoren abholen könnte.

Ewig denke ich mit Schmach und Verachtung an diesen hochmütigen und unempfindlichen Pfaffen. Er wollte mir nicht einmal den Vortrag mit Geduld anhören, hieß mich Er und sagte mir öfters: Mache Er's nur kurz, ich habe notwendigere Geschäfte. Kurz gesagt, ich wurde gänzlich trocken ohne alle Hilfe abgewiesen und habe die Großmut der gepriesenen Jesuiten durch Erfahrung kennen gelernt. Gott tröste den ehrlichen Mann, welche im Unglücke ihres Beistandes bedarf. Sie sind wie alle Mönche gegen alles Menschengefühl gepanzert und trösten noch dazu den Bedrängten im satirischen Tone.

Viermal suchte ich in meinem Leben Hilfe oder Rat und Freistatt bei Klöstern, und habe sie wirklich so gefunden, daß jeder ehrliche Mann Holz, Oel und Feuer zutragen sollte, um sie alle von der Erde zu vertilgen.

Spitzbuben und Mörder finden bei ihnen alles, um ihre Macht gegen die Landesgesetze bei dem Pöbel und liederlichen Gesindel zu vergöttern und geltend zu machen. Der Bedrängte und tugendsam Bedürftige flieht aber vergebens dahin, wo solche Staatsblutegel nur wie die hungrige Leoparden auf Raub lauern, den Blödsichtigen betrügen, den Erleuchteten hingegen zu unterdrücken suchen; dem rechtschaffnen Manne aber gewiß keinen Beistand leisten, weil sie selbst für rechtschaffene Handlungen gar keinen Beruf empfinden, keine Grundsätze noch Pflichten gelernt haben, keine Triebfeder angespannt fühlen, um selbst rechtschaffene Männer zu werden, auch wirklich nach Klostergrundsätzen Erbfeinde aller bürgerlichen Tugenden und vaterländischen Pflichten sind.

Man mißdeute mir diesen Seitenschritt aus meinem Geleise nicht. Mein Haß gegen alle Betrüger steckt schon in der Natur, in der ganzen Anlage und Bildung meines Herzens, auch aller meiner Begriffe. Und da ich den Jesuiten auch eigentlich den Verlust meiner großen ungarischen Güter zu danken habe, weil damals Pater Kampmüller, des Grafen Grashalkowitz Busenfreund, Beichtvater bei Hofe war. — Da

keine mögliche Verfolgungsart zu erdenken ist, welche ich nicht durch Priesterargliſt erlitten habe, so kenne ich sie auch wirklich als Menschen, die im Staate nicht für die allgemeine Wohlfahrt da sind, sondern als Betrüger, welche durch privilegierte oder verjährte Vorurteile für sich allein leben, auch alle Menschen- und Bürgerpflicht den Absichten der römischen Hierarchie aufopfern, welche auf unsrer Verwirrung und Blödsicht ihre alles verschlingende, auch alle moralische Tugenden zernichtende Macht gründet.

Diese wenigen Worte bei dieser Gelegenheit einzurücken, konnte ich meiner Feder, meinem wider diese Vipernbrut empörten Herzen nicht weigern. Nun weiter zum Zusammenhange.

Ich ging traurig und aufgebracht aus diesem Jesuitenkloster in mein Gasthaus, daselbst fand ich einen preußischen Werboffizier, der auf mich wartete und mit allen möglichen Künsten mich gerne zum Rekruten haben wollte. Er trug mir sogar fünfhundert Thaler Handgeld und den Korporalsstock an, falls ich schreiben gelernt hätte. Ich gab mich für einen gebornen Livländer aus, welcher aus österreichischen Diensten desertiert sei, um nach Hause zu gehen, eine Erbschaft anzutreten. Nach langen Ueberredungen brachte er endlich als Geheimnis vor, ich sei ja ein Dieb, würde in wenigen Augenblicken vom Magistrat arrestiert werden; sobald ich aber sein Rekrute wäre, könnte mich niemand mehr strafen.

Diese Sprache verstand ich gar nicht; in dem Augenblicke war ich Trenck, gab ihm eine Ohrfeige und zog den Säbel. Anstatt der Gegenwehr lief er aber zur Thüre hinaus und befahl dem Wirt, mich nicht herauszulassen. Weil ich nun wußte, daß die Stadt Thoren Kartell hatte und dem Könige in Preußen Deserteurs heimlich auslieferte, wurde mir bange; ich stellte mich an das Fenster und sahe gleich darauf zwei preußische Unteroffiziere in das Haus treten — im Augenblicke war Pistol und Säbel in der Hand; Schell folgte und wir begegneten den Preußen an der Zimmerthüre. Ich rief mit gespanntem Pistol: Platz! Die Preußen erschraken, zogen die Säbel und sprangen zurück. Vor der Thüre rückte just der preußische Leutnant mit Stadtwache begleitet heran; ich fand Raum überall, Pistole in einer und Säbel in der andern Faust schreckten jeden zurück. Alles schrie: Dieb! Dieb! halt auf! Der Pöbel lief nach, ich kam aber glücklich in das Jesuitenkloster. Mein Freund Schell wurde aber übermannt, gefangen und als ein Dieb und Räuber in das Stadtgefängnis geschleppt.

Ich war fast außer Fassung, weil ich ihn nicht retten konnte, und bildete mir schon ein, man würde ihn ausliefern. Im Jesuitenkloster wurde ich jetzt weit besser empfangen als das erste Mal, weil man mich wirklich für einen Räuber hielt, der Schutz suchte. Ich sprach sogleich mit einem Pater, welcher ein freundlicher Mann war, sagte ihm in Kürze alles, was mich rechtfertigte, und bat mir nur die Ursache dieser Arrestierung zu entdecken. Er ging fort, kam nach einer Stunde zurück und brachte mir die Antwort: Daß uns niemand kenne, wer wir sind; es wäre aber tags vorher ein großer Diebstahl durch gewaltsamen Einbruch in die Kaufmannsläden auf dem Jahrmarkte geschehen, man arrestiere alle verdächtige Leute; wir wären in der Stadt in solcher Gestalt mit Pistolen im Gürtel gesehen worden. Der Wirt, wo wir eingekehrt, sei ein preußischer Werber und habe uns als verdächtige Leute denunziert; der preußische Leutnant sei mit Klagen dazu gekommen, deshalb allein sei unsre Arrestierung beschlossen worden.

Wer war froher als ich? Unsern mährischen Paß, auch unser Reisediarium hatte ich in der Tasche, welche uns von diesem Verdachte rechtfertigten. Ich sagte, man solle nach den Orten schicken, wo wir tags vorher auf unsrer Reise durchgewandert, auch geschlafen hatten. Kurz, ich überzeugte den Jesuit, daß ich die Wahrheit sagte. — Er ging fort, kam wieder und brachte einen Stadtsyndikus mit; mit diesem sprach ich gründlich. Er examinierte den Schell im Arrest, fand alles einstimmig; unsre Schriften, deren man sich im Wirtshause bemächtigt hatte, erwiesen wer wir waren. — Ich blieb die Nacht hindurch im Kloster, schloß kein Auge bei immerwährenden Betrachtungen, wie tief mich das Schicksal fallen lassen. Schell bekümmerte mich noch mehr, denn er wußte nicht, wo ich geblieben war, und hatte sich fest vorgestellt, wir würden beide nach Berlin geliefert werden, war auch schon gefaßt, sich in diesem Falle zu erdrosseln.

Früh um zehn Uhr war meine Freude und Bestürzung aber ohne Schranken, da mein braver Jesuit zu mir eintrat, mir den Schell mitbrachte und meldete, wir wären im Verdacht unschuldig gefunden worden und könnten frei hingehen, wohin wir wollten; sollten uns aber vor den preußischen Werbern hüten, die uns nachstellten. Ihr Leutnant hätte gehofft, durch meine Arrestierung als Räuber würde ich als Rekrute in seine Hände geraten; dies sei der Schlüssel der gestrigen Begebenheit.

Ich umarmte den Schell, welcher bei der Arrestierung er-

staunliche Stöße gelitten, weil er sich mit seiner linken Hand auch verteidigen und mir folgen wollte. Der Pöbel warf ihn mit Kot und im Arrest hieß ihn jeder einen Spitzbuben, der wegen Einbruch an den Galgen gehörte. Kurz gesagt: der arme Mensch war außer stande, weiterzugehen; seine Wunde am Halse war benarbt, aber die Hand noch gar nicht. Der Pater Rektor schickte uns einen Dukaten, ließ sich aber nicht sehen, und der regierende Herr Bürgermeister gab uns für die unschuldige Arrestierung einem jeden einen Laubthaler; hiermit waren wir expediert, gingen in unser Wirtshaus, nahmen unser Packel und wollten aus Thoren eilen.

Mir fiel aber bei, daß wir, um nach Elbing zu kommen, preußische Dörfer auf dem Wege hatten. Wir erkundigten uns also bei einem Laden, wo Landkarten zu finden wären. Ein altes bucklichtes Mütterchen stand gegenüber an der Thüre; der Ladendiener wies uns an sie und sagte, sie hätte Landkarten genug, weil ihr Sohn studiere, und könne sie uns sehen lassen. Wir redeten sie an — mein Vortrag gefiel, da ich sagte, wir wären unglückliche Reisende, die in der Landkarte den Weg nach Rußland suchen wollten.

Sie führte uns in das Zimmer, trug einen Atlas auf den Tisch, stellte sich vor mich, da ich nachsuchte und meine schmutzigen Manschetten an den Händen vor ihrem forschenden Auge verbergen wollte; sie betrachtete mich mit durchdringender Aufmerksamkeit, hob endlich mit weinender Stimme an: Ach Gott! wer weiß, wie es meinem lieben einzigen Sohne in der Welt geht. Ich sehe dem Herrn wohl an, daß er auch von guten Eltern ist. Mein Sohn ging mir auch in die Fremde; nun habe ich in acht Jahren keine Nachricht, er soll bei den Oesterreichern Reiter geworden sein. — Ich frug, bei welchem Regimente. — Bei Hohenems. — Er sieht dem Herrn natürlich gleich. — Ich frug: ist er nicht beinahe von meiner Größe? — Ja, wohl eben so groß. — Hat er nicht blonde Haare? — Ja, ebenso wie der Herr. — Wie heißt er denn? — Will. — O liebes Mütterchen! rief ich aus. Will ist nicht tot, er lebt und ist mein bester Kamerad bei dem Regimente gewesen. — Nun erstaunte mein Mütterchen, fiel mir um den Hals, hieß mich einen Engel Gottes, welcher ihr gute Nachricht brächte, machte tausend Fragen, die ich ihr leicht beantworten konnte, weil ihre voreilige Freude sie mir allezeit in den Mund legte. Ich war also diesmal ein Betrüger in der Not und zwar durch besondern Zufall.

Mein Vorteil war dieser: ich sagte, ich sei gleichfalls Sol-

dat bei Hohenems, und reise nur mit Urlaub nach dem Ermländischen zu meiner Mutter, würde aber binnen vier Wochen zurückkommen, dann ihre Briefe mitnehmen und ihr den lieben Sohn nach Hause befördern, falls sie ihn loskaufen wollte.

Nun erzählte sie, der Stiefvater habe ihn vom Hause verdrängt und wünsche ihm nur den Tod, um ihrem kleinen Sohne, den er mit ihr gezeugt, alles Vermögen zuzuwenden. Er sei just nach Marienburg verreist 2c. 2c.

Hier ergriff ich nun den Vorteil, und bat sie beweglichst, sie möchte meinen kranken, unterwegs von preußischen Werbern verwundeten Kameraden, der nicht weiter gehen könnte, indessen bei sich behalten und versorgen, bis ich ihm sogleich Geld zum Nachfolgen schicke, oder ihn selbst mit Dankbarkeit auslösen könne. Das Jawort folgte freudig; sie besorgte sogleich, daß Schell bei einem Bürger und Freunde in der Nachbarschaft verpflegt wurde, damit ihr Mann nichts davon erführe. Wir mußten bei ihr essen, sie gab mir ein neues Hemd, Strümpfe, Provision auf drei Tage zu essen, auch sechs Lüneburger Gulden mit auf den Weg, segnete, küßte mich — und so schied ich abends von Thoren und meinem lieben Schell, der nunmehr versorgt war, und sich in allem auf meine Hilfe ruhig verlassen konnte. Wir schieden mit Wehmut und Bruderliebe; ich ging also den 13. noch zwei Meilen bis nach Burglow.

Niemals kann ich aber die Unruhe, die Empfindungen, den sinkenden Mut lebhaft genug schildern, die ich fühlte, die meine ganze Seele aus ihrer Fassung brachten, da ich ganz allein, ohne Freund vorwärts wanderte; diese waren gewiß unter die bittersten Stunden zu rechnen, welche von meinen Lebenstagen zurückgeblieben sind. Ich war sogar schon auf dem Wege zurückzukehren und ihn mit mir zu schleppen; die Vernunft wurde aber Meister im Kampfe der Leidenschaft, ich war schon nahe am Ziele und die Hoffnung trieb mich vorwärts.

Den 14. ging ich bis Schwetz.

Den 15. bis Neuburg und Möwe, folglich in zwei Tagen dreizehn Meilen. In Möwe lag ich auf dem Stroh unter vielen Fuhrleuten; da ich aber aufstand, waren meine Pistolen, auch all mein Geld bis auf den letzten Heller aus dem Sacke gestohlen, die Herren Schlafkameraden waren aber schon alle auf der Reise.

Was war zu thun? Vielleicht hatte mich auch der Wirt beraubt; ich hatte achtzehn polnische Groschen verzehrt und mußte bezahlen. Der Wirt war noch grob und stellte sich, als

ob er glaube, ich habe gar kein Geld in sein Haus gebracht. Ich mußte ihm also mein vorrätiges Hemd und ein halbseidenes Tuch geben, welches mir die alte Frau in Thoren geschenkt hatte, und ohne einen Heller weitergehen.

Den 16. kam ich nach Marienburg.

Auf dem Wege dahin war es aber unmöglich, sicher nach Marienburg zu kommen, ohne in preußische Hände zu fallen, wenn ich nicht die Weichsel passierte.

Ich hatte kein Geld, die Ueberfuhr zu bezahlen, welche nur zwei polnische Schillinge kostete. — Betrübt nachdenkend, wie ich's machen sollte, um hinüberzukommen, erblickte ich zwei Fischer in einem Kahne; ich trat hinzu, zog den Säbel, und zwang sie, mich umsonst hinüberzuführen. Am andern Ufer nahm ich diesen furchtsamen Leuten die Ruder weg, stieg hinaus, stieß den Nachen in das Wasser zurück und ließ sie schwimmen.

Man betrachte hier, daß zwei polnische Schillinge, die mir damals fehlten und die nur einen halben Kreuzer betragen, hätten Ursache sein können, daß ich bei etwaiger Gegenwehr dieser Fischer mein Leben verloren, oder in Verteidigung desselben unschuldige Menschen umgebracht hätte, und lerne aus dieser wirklichen Begebenheit folgendes:

1. Daß nicht die Tausende, sondern auch in manchen Fällen wenige Pfennige zum Glücke oder Unglücke des Menschen beitragen.
2. Da der Mangel an zwei Pfennig eben die Entschließung abzwingen und verursachen kann, als der Mangel an tausend Dukaten, so lerne man den Wert des Geldes kennen, und verachte den nicht, dem wenig fehlt, um sich aus der Dürftigkeit zu reißen.
3. Man achtet zuweilen im Wohlstande auch hundert Dukaten nicht, und wenn uns zwei Pfennige fehlen, sind wir ebenso unglücklich, eben solchen Folgen ausgesetzt, als wenn man Tausende bedarf. Da ich zwei Jahre vorher in Berlin im Wohlstande lebte, dachte ich gewiß nicht, daß es möglich sei für mich, binnen so kurzer Zeit in einen Notfall zu geraten, wo ich wegen zwei Pfennig eine verzweifelte Unternehmung ausführen müßte.
4. Man sei auch gegen keinen scheinbaren Uebelthäter unempfindlich und betrachte meinen Fall. In die preußischen Dörfer durfte ich mich nicht wagen, ich mußte über die Weichsel; um hinüberzukommen griff ich zwei Menschen an, die ich in der Gegenwehr hätte nieder-

hauen können. Wenn ich nun in einem fremden Lande deshalb arrestiert, torquiert und gerädert worden wäre, starb ich deswegen wie ein Uebelthäter?

In Marienburg fand ich sächsische, auch preußische Werber, hatte kein Geld, aß und trank mit ihnen, hörte ihre Vorträge an, machte Hoffnung auf morgen, und ehe der Tag anbrach, war ich zur Thüre hinaus und ging

Den 17. März vier Meilen nach Elbing.

Hier fand ich meinen gewesenen, lieben Instruktor Brodowsky als Hauptmann und Auditeur bei der polnischen Kronarmee, unter dem Golzischen Regimente, der mir eben, da ich in die Stadt ging, entgegenkam; ich erkannte ihn, er mich auch; im Triumphe folgte ich ihm in sein Quartier, und hier hatte meine gefahrvolle, mühselige Reise ein Ende.

Dieser ehrliche Mann behielt mich bei sich, verschaffte mir sogleich alle Notdurft, und schrieb nebst mir meiner Mutter in solchem Tone, daß sie nach ungefähr acht Tagen schon wirklich selbst bei mir in Elbing eintraf und mir als eine echte Mutter Trost und Hilfe mitbrachte.

Man kann sich die Empfindungen bei einer solchen Zusammenkunft denken. Sie besaß einen durchdringenden Verstand; ich aber eine gefühlvolle dankbare Seele. Sie verschaffte mir auch sogleich einen Kanal zur sichern Korrespondenz mit meiner Freundin in Berlin. Diese schickte mir einen Wechsel auf Danzig von vierhundert Dukaten, und meine Mutter gab mir tausend Reichsthaler und ein diamantenes Halskreuz für den Notfall, von etwa fünfhundert Thalern im Werte; sie blieb vierzehn Tage bei mir, und zwang mich aller Gegenvorstellungen unerachtet, daß ich nach Wien reisen müßte, um dort mein Glück zu suchen. Ich wollte absolut nach Petersburg, und alle meine Ahnungen waren gegen die Wiener Reise, welche wirklich all mein folgendes Unglück verursacht hat. — Meine Mutter riet anders, die mir nur in diesem Falle Unterstützung versprach, ich mußte gehorchen; sie verließ mich, reiste nach Hause, und seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Sie starb im Jahre 1751, und ihr Andenken regt meine ganze Ehrfurcht. Glück für eine so wahrhafte Mutter, daß sie mein großes Unglück im Jahre 1754 nicht erlebte!

Nachdem ich mich equipiert und meinen Wirt beschenkt hatte, reiste ich eilfertig nach Thoren.

Wie entzückend war meine Zusammenkunft mit dem ehrlichen Schell! Das alte Mütterchen hatte ihn mütterlich versorgt. Wie erschrak aber die gute Frau, da ich bei ihr als

Offizier und mit zwei Bedienten begleitet eintrat; ich küßte ihr in wärmstem Danke die Hand, bezahlte alles reichlich, was der Schell genossen, welcher sich indessen wie ein Kind im Hause bei ihr eingeschmeichelt hatte; erzählte ihr, wer ich eigentlich war, sagte ihr aufrichtig, wie ich sie in der Geschichte ihres Sohnes hintergangen hätte, und versprach, sogleich bei meiner Ankunft in Wien ihr positive Nachricht von diesem verlornen Sohne zu geben. Der Vater war ein Goldarbeiter. Binnen drei Tagen war der Schell equipiert, und so reisten wir von Thoren ab und kamen nach Warschau, und von da über Krakau nach Wien.

In Bilitz suchte ich den Hauptmann Capi, welcher uns so grob mißhandelt und damals meine Aufforderung ausgeschlagen hatte. Er war aber nicht mehr da, und erst nach etlichen Jahren begegnete ich ihm, wo der feine Italiener mir die demütigste Entschuldigung machte. So geht's! Von meiner Rückreise aus Danzig bis nach Wien wüßte ich nicht eine Seite in dieser Erzählung anzufüllen. Hingegen von der Reise hinauf und zu Fuß hätte ich dreimal soviel vorzutragen als geschehen ist, wenn ich den Leser auch mit Kleinigkeiten beschäftigen wollte.

Im Elende und Unglücke folgt eine Begebenheit aus der andern; man sieht auch die Welt und lernt sie besser kennen, wenn man sie zu Fuß durchwandert und mit allen Gattungen von Menschen umgehen muß, als wenn der gnädige Herr in einer bequemen Kutsche wollüstig eingewiegt schlummert, da indessen sein Kammerdiener die Postillone bezahlt, damit sie recht geschwind ein ganzes Königreich durcheilen, wo der Herr im Wagen nur etliche Gasthöfe gesehen hat. Das heißt reisen, und eben deshalb habe ich auf der meinigen von hundertneunundsechzig Meilen, die ich jetzt nach dem erhaltenen Journal treu kopierte, soviel wirklich romanhaft klingende Vorfälle beschrieben, die mir in viel tausend Meilen, welche ich in der Folge durch die Welt mit guter Equipage gemacht habe, nicht begegnet sind.

Hiermit hat also dieses Tagebuch ein Ende, wobei es allezeit merkwürdig bleibt, daß ich im rauhen Winter im unwegsamen Polen eine Reise zu Fuß von hundertneunundsechzig Meilen unternahm, auch glücklich endete, wo ich bei dem Antritte derselben nicht vier Gulden in der Tasche hatte. Dennoch habe ich weder gebettelt noch gestohlen, aber desto mehr Ungemach und Hunger überstanden, auch weit mehr gelitten, als ich in diesen Blättern bekannt machte. Ich war auf der-

selben ein wahrhafter Robinson, wo das Schicksal schon alle mögliche Tücke an mir zu versuchen anfing, um mich durch wiederholte Versuche, durch kleine Angriffe abzuhärten und stark genug zu bilden, wodurch ich die folgende ungeheure Bürde aller möglichen Unglücksfälle standhaft zu ertragen vorbereitet wurde, und gegenwärtig als ein wahrer praktischer Lehrmeister in der hohen Schule aller Leidenden mit allgemeinem Beifall aller echten Weltweisen, Schicksalskenner und Verdienstschätzer auftreten kann.

Nun folgt also ein neuer Aufzug in meinem Trauerspiele.

Die erste Ankunft in Wien im Jahre 1747 im Monat April.

Nach Abzug der Reisekosten und Equipierung für mich und meinen Freund Schell, (für dessen wunderbare Lebensgeschichte ich im zweiten Teil noch einen kleinen Raum suchen werde), blieben mir noch ungefähr dreihundert Dukaten im Beutel, ich teilte dieselben mit ihm redlich. — Er blieb nur vier Wochen in Wien und reiste nach Italien, wo er bei dem Pallavizinischen Regimente als Oberleutnant angestellt wurde.

Ich fand meinen Vetter, den berühmten Pandurenobristen Franz Freiherr von der Trenck in Wien im Arsenalarrest und eben im schwersten Prozeß verwickelt.

Dieser Trenck war meines Vaters Bruders Sohn. Sein Vater war Obrister und Kommandant in Leitschau, besaß auch in Slavonien die Herrschaften Pleternitz, Prestowacz und Pakraz, und hatte seit der Belagerung Wiens die brandenburgischen Dienste verlassen und dem Hause Oesterreich sechzig Jahre gedient.

Ich werde, um den Zusammenhang meiner Geschichte nicht zu unterbrechen, im zweiten Teile meines Romans auch den merkwürdigen Lebenslauf dieses in dem Successionskriege berühmten Trenck konzentriert erzählen, welcher wirklich das schmählichste Opfer des Neides und der ruchlosesten Habsucht war, den Lohn seiner großen und treuen Dienste aber auf dem Spielberge erhielt.

Die Ehre meines Familiennamens fordert mich auf, auch von ihm etwas zu sagen; und was ich sagen werde, ist so wahr, daß mir gewiß niemand auf Erden das Schweigen gebieten soll, besonders da die schon im Grabe liegen, welche den besten Patrioten ihren Privatabsichten aufgeopfert haben.

Hier berühre ich nur was einen Einfluß auf mich selbst hat, und schweige von wirklich wichtigen Vorfällen bis am gehörigen Orte.

Mein Vetter war eben im Revisionsprozesse begriffen.

Kaum war ich in Wien angelangt, so führte mich sein Agent Herr von Leber nach Hofe zu Seiner Majestät dem Kaiser und dem Prinzen Karl. Beide kannten seine Verdienste, auch die boshaft gespielten Ränke seiner niederträchtigen Feinde, und sogleich erhielt ich offene Erlaubnis, ihn im Arreste zu besuchen, auch alle Aufmunterung, ihm auf alle mögliche Art beizustehen. Bei der zweiten Audienz sprach der Monarch mit mir auf eine Art, die mich ganz in das Interesse meines bedrängten Blutfreundes verwebte, und befahl mir bei allen Vorfällen Zuflucht bei ihm zu suchen. Er selbst hieß seinen Kriegsrechtsrichter einen boshaften Mann; dieser war der Graf Löwenwalde, der ärgste Feind des Trenck, welchen man sowohl als seinen Beisitzer gewählt hatte, um als Männer ohne Verdienst den besten Patrioten zu mißhandeln. Gleich gewann die Sache eine andre Gestalt; die hintergangene beste Monarchin wurde aufgeklärt, Trencks Unschuld erschien im Revisionsprozesse im vollen Lichte. Man erwies, daß sein angeordnetes Kriegsrecht, welches siebenundzwanzigtausend Gulden gekostet, parteiisch und ungerecht verfahren und daß sechzehn Offiziere, die er meistens wegen schlechten Handlungen von seinem Regimente kassiert, falsche Juramente abgelegt hatten.

Merkwürdig ist dieses, daß man in der Wiener Zeitung ankündigte: „Alle diejenigen, welche wider den Trenck etwas zu klagen hätten, sollten sich melden und täglich, solange der Prozeß dauert, einen Dukaten Diäten empfangen."

Man kann sich hieraus leicht vorstellen, wie groß die Zahl der Kläger anwuchs und aus was für Leuten sie bestand.

Diese Diäten haben siebzehntausend Gulden gekostet.

Nun fing ich aber an mit dem Doktor Gerhauer im Revisionsprozesse zu arbeiten; die Sache gewann bald ein andres Aussehen. — Da sie aber soweit kam, daß man das ganze Kriegsrecht nebst dem damaligen allgewaltigen Hofkriegsrate von Weber hätte kassieren müssen, mischte sich leider die Staatsklugheit in den Prozeß.

Die Monarchin ließ dem Trenck antragen, er solle um Gnade bitten; in diesem Falle sollte alles abgeschnitten sein und er sogleich seine Freiheit erhalten. Prinz Karl, der Wien kannte, riet mir, ich solle meinen Vetter zu diesem Schritte bewegen. Umsonst! er fühlte seinen Wert und seine Unschuld zu

gut und forderte trocken weg Recht. Eben dieses erzwang sein Unglück.

Bald wurde ich gewahr, daß mein Vetter das Opfer sein würde; er war reich, seine Freunde hatten bereits über achtzigtausend Gulden ausgeteilt; das ganze Vermögen war durch Sequestration in ihren Händen, man hatte ihn bereits zu grob mißhandelt und kannte ihn zu gut, um nicht alles von seiner Rache zu fürchten, sobald er seine Freiheit erhalten würde.

Mein Herz war über sein Schicksal gerührt, und da er bereits seinem feurigen Temperamente gemäß bei herannahendem Siege öffentliche Drohungen bemerken ließ, seine Gegner hingegen den Hofbeichtvater auf ihrer Seite hatten, Hofränke zu spielen wußten, auch alles für sich fürchten mußten; so machte ich ihm bei guter Laune den brüderlich gemeinten Vortrag, er solle aus dem Arrest entfliehen und dann in Freiheit sein Recht der Monarchin erweisen; ich machte ihm den ganzen Plan dazu, welcher mir leicht auszuführen möglich war, und er schien vollkommen entschlossen.

Etliche Tage nach dieser Unterredung wurde ich zu dem Feldmarschall Grafen Königseck, Gouverneur in Wien, gerufen. Dieser ehrwürdige Greis, dessen Asche ich noch verehre, sprach und handelte in diesem Vorfalle als Vater und Menschenfreund. Er riet mir, meinen Vetter zu verlassen und gab mir deutlich genug zu verstehen, daß mein eigener Vetter mich selbst verraten, den ganzen Anschlag gemeldet und mich seinem Ehrgeize aufopfern wollte, um hierdurch sein reines Gewissen zu rechtfertigen und zu zeigen, daß er nicht entweichen, sondern sein Recht und Schicksal abwarten wollte.

Bestürzt über die unedelste Handlung meines Blutfreundes, für den ich mein Leben freudigst gewagt hätte und den ich mit dem redlichsten Herzen von seinem Untergange zu retten suchte, entschloß ich mich, ihn zu verlassen; glücklich war ich noch, daß der rechtschaffene Feldmarschall die Sache mit einer väterlichen Vermahnung unterdrückte.

Ich erzählte diesen schwarzen Undank Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Karl von Lothringen, der mich aber bewog, neuerdings zu meinem Vetter zu gehen, mir nichts merken zu lassen und mich seiner Sache nach Möglichkeit anzunehmen.

Hier muß ich meinen Lesern eine kurze Schilderung vom eigentlichen Charakter dieses Trenck beibringen.

Er war ein Mann von außerordentlichen Talenten; seine Ruhmsucht war unbegrenzt, sein Diensteifer für die Monarchin sogar fanatisch; seine Kühnheit im Unternehmen unnachahmlich,

sein Verstand arglistig, sein Herz böse, rachgierig und unempfindlich. Sein Geiz aber bis zum höchsten Gipfel glaubbarer Möglichkeit schon im dreiunddreißigsten Lebensjahre, da er starb, herangewachsen.

Verbindlichkeit wollte er niemand auf Erden schuldig sein, und wirklich war er fähig, seinen besten Freund in die Ewigkeit zu befördern, wenn er sich ihm verpflichtet glaubte oder sich seines Gutes bemächtigen konnte.

Nun wußte er, daß ich ihm werkthätige Dienste geleistet hatte, seinen Prozeß glaubte er bereits gewonnen, weil er mit den Revisionsrichtern einen Kontrakt für 30,000 Gulden geschlossen, wohin ich die vom Baron Lopresti, seinem Freunde, empfangenen Gelder getragen hatte. Ich kannte alle seine Geheimnisse, folglich war in seinem mißtrauisch bösen Herzen mein Untergang beschlossen.

Kaum vierzehn Tage nach diesem mir gespielten Verräterstreiche geschah folgende merkwürdige Begebenheit.

Ich ging abends von ihm aus dem Arsenale nach Hause und trug einen Stoß Prozeßakten unter dem Rocke, die ich für ihn ausgearbeitet hatte. Gegen 25 Offiziere, die gegen ihn klagten, waren damals in Wien, die mich alle als ihren ärgsten Feind ansahen, weil ich ihn zu verteidigen arbeitete, folglich mußte ich in allen Winkeln auf meiner Hut sein: man hatte ohnedem in ganz Wien ausgesprengt, ich sei heimlich vom König in Preußen geschickt, um meinen Vetter aus seinem Arreste zu befreien. Er hingegen hat bis zu seinem Tode standhaft behauptet, daß er niemals in seinem Leben an mich nach Berlin geschrieben habe, folglich war der Brief, welcher mich daselbst unglücklich machte, unfehlbar unterschoben und von meinem Feinde Jaschinsky geschmiedet worden.

Nun ging ich aus dem Arsenal über den Hof spazieren, bald folgten mir zwei Leute in grauen Kaputröcken auf dem Fuße nach, sie traten mir vorsätzlich auf den Fuß, sprachen laut und schimpflich von dem hergelaufenen preußischen Trenck und ich merkte deutlich genug, daß sie Händel suchten, wozu ich damals leicht zu bewegen war, denn niemals ist man aufgeweckter zum Raufen, als wenn man nichts zu verlieren hat und mit seinem Zustande unzufrieden lebt. Ich sah sie beide für Trenckisch kassierte Offiziere, und von der Zahl seiner Kläger an, suchte aber dennoch auszuweichen und ging auf den Judenplatz zu.

Kaum war ich in der Straße, so folgten sie mir mit starken Schritten nach, ich wandte mich um und in eben dem

Augenblicke empfing ich einen Degenstoß auf die linke Brust, wo die Prozeßakten, die ich unter dem Rocke trug, mir allein das Leben retteten, der Stich ging durch das Papier und hatte nur etwas mehr als die Haut durchstochen. Gleich sprang ich zurück, zog den Degen; die beiden Herren liefen aber davon. Ich folgte — einer strauchelte und fiel, ich packte ihn bei dem Kragen, die Wache kam herzu, er sagte, daß er Offizier vom Kollowratischen Regimente sei, wies die Uniform, ich hingegen mußte in Arrest.

Der Platzmajor kam tags darauf zu mir und hielt mir vor, ich habe mutwillig Händel mit zwei Offizieren, dem Leutnant v. F . . g und dem Leutnant K . . . n, gesucht. Freilich hatten die feinen Herren nicht gesagt, daß sie mich meuchelmörderisch in die andre Welt schicken wollten.

Ich war allein, hatte keine Zeugen gegen zwei, mußte also unrecht haben und blieb sechs Tage im Arrest. Kaum war ich zu Hause, so ließen sich zwei Offiziere bei mir melden und forderten Satisfaktion für die ihnen zugefügte Beleidigung; gleich war ich bereit und versprach binnen einer Stunde vor dem bestimmten Schottenthore zu erscheinen. Da man mir nun die Namen nannte, erkannte ich zwei starke Fechter, die oft zum Trenck in das Arsenal kamen, wo fast täglich mit Rapieren gefochten wurde; ich ging also zu meinem Vetter, um Hilfe zu suchen, erzählte ihm den Vorgang, und weil ich meine Gegner kannte und folglich ernsthafte Auftritte erwartete, so bat ich ihn, mir hundert Dukaten zu geben, damit ich allenfalls entfliehen könnte, falls einer auf dem Platz bliebe.

Bis dahin hatte ich mein eigen Geld für ihn verwendet und noch keinen Groschen von ihm verzehrt noch erhalten. Wie erstaunte ich aber, da der böse Mann mir mit höhnisch-lächelndem Tone gleichgültig zur Antwort gab:

„Haben Sie Händel ohne mich angefangen, mein lieber Vetter, so führen Sie sie auch ohne mich aus."

Im Herausgehen rief er mir noch nach: den Nasendrücker will ich noch für Sie bezahlen, — weil er sicher glaubte, ich würde nicht vom Platze zurückkommen.

Nun lief ich halb verzweifelt zum Baron Lopresti; dieser gab mir 50 Dukaten und ein paar Pistolen; hiermit eilte ich fröhlich zum bestimmten Kampfplatze.

Ich traf daselbst ein Halbdutzend Offiziere von der Garnison an. Weil ich wenig Bekanntschaft in Wien hatte, folgte mir ein 80jähriger Spanier, ein Invalidenhauptmann namens Pereira, als Sekundant mit, dem ich bei dem eilfertigen Hin-

auslaufen zufällig begegnete, auf Befragen die Ursache sagte, und der nicht von meiner Seite gehen wollte. Der Leutnant K . . . n war der erste und wurde in wenig Augenblicken stark am rechten Arme verwundet. Hierauf bat ich die Augenzeugen, weitere Folgen zu verhüten — ich hätte Satisfaktion genug. — Herr Leutnant F . . . g trat aber mit Drohungen hervor und wurde mit einem Stoße in den Unterleib expediert. Hierauf erbitterte des ersten Sekundant, der Leutnant M . . . f, und sagte, ich würde sie anders empfangen, wenn sie mit mir zu thun hätten! Gleich sprang mein 80jähriger Sekundant mit spanischen Augenbrauen, die ihm bis über die halbe Nase hingen, mit braunem Rock und Strümpfen, mit bebendem Kopf und Händen hervor und rief mit drohender Stimme: Halt! der Trenck hat gezeigt, daß er ein braver Kerl ist, wer ihn ferner angreift, der hat mit mir zu thun. — Alles lachte über den drohenden Ohnmächtigen, der kaum den Degen in der erstorbenen Hand eines zum Grabe taumelnden Greises halten konnte. — Ich sagte: Freund! noch bin ich gesund und kann mich selbst verteidigen. Bin ich hierzu hier unfähig gemacht, dann vertritt erst meine Stelle. So lange ich den Degen führen kann, werde ich mit Vergnügen alle diese Herren, einen nach dem andern nach Möglichkeit bedienen. Ich wollte einige Augenblicke rasten, der stolze und durch die Niederlage seines Freundes erbitterte M . . . f griff mich aber an und ging mir so wütend auf den Leib, nachdem er bereits an der Hand verwundet war, daß ich ihm noch einen Stoß im Unterleibe anbrachte, und da er mir einlief, um mit mir zu sterben, schlug ich ihm die Klinge nieder und warf ihn mit der Hand auf die Erde.

Nun hatte niemand mehr Lust zu raufen. Meine drei Feinde fuhren blutig in die Stadt, und da M . . . f tödlich verwundet schien und mir die Jesuiten und Kapuziner die Freistatt versagten, flüchtete ich mich auf den kalten Berg in das Kloster.

Hier schrieb ich sogleich an den Oberst Baron Lopresti. Dieser kam zu mir, ich erzählte ihm den Vorgang und durch seine Vermittlung durfte ich binnen acht Tagen frei in Wien erscheinen. Der Leutnant F . . . g hatte venerisch Blut im Leibe, seine eben nicht gefährliche Wunde wurde hierdurch bedenklich und er ließ mich bitten, ihn zu besuchen. Er bat mich um Verzeihung und gab mir deutlich genug zu verstehen, ich solle mich künftig vor meinem Vetter hüten. In der Folge habe ich erfahren, daß dieser böse Mann ihm eine Kompanie

und 1000 Dukaten versprochen hatte, wenn er mit mir Händel suchte und mich in die Ewigkeit schicken wollte. Der Mensch steckte in Schulden, suchte sich einen Gehilfen an dem Leutnant K . . . n, und wenn mich nicht zufällig die Trenckschen Prozeßakten schützten, die ich unter dem Rocke trug, so hätte mich der erste Verräterstoß in die Ewigkeit geschickt. Freilich hatten also diese beiden feinen Herren Ursache, die Schandthat zu leugnen und vorzuschützen, ich habe sie in der Straße angegriffen und nach fehlgeschlagenem Meuchelmord hätten sie mich erst auf die Klinge gefordert.

Nun konnte ich mich nicht mehr entschließen, meinen undankbaren und gefährlichen Vetter wieder zu sehen, welcher meinen Tod beschlossen hatte, weil ich alle seine Geheimnisse wußte, weil er sich schon im Triumphe seines Prozesses, den ich geführt, frei glaubte und mir keine Verbindlichkeit schuldig sein wollte. Dieses war eigentlich bei allen seinen großen Eigenschaften sein Gemütscharakter, alles seine Privatabsichten, besonders seinem Geize aufzuopfern, der bereits in seinem 33. Lebensjahre, da er starb, so hoch gestiegen war, daß er bei einem Vermögen von ein und einer halben Million täglich nur dreißig Kreuzer verzehrte.

Kaum wurde nun in der Stadt bekannt, daß ich ihn verlassen hatte, so suchte der General Graf Löwenwalde, sein ärgster Feind und Präsident seines ersten Inquisitionskriegsrechtes, mich zu sprechen; versprach mir alles Glück und alle Protektion, wenn ich ihm die Geheimnisse entdecken wollte, welche im Revisionsprozesse vorgefallen waren. Kurz gesagt, er wollte mich sogar mit 4000 Gulden bestechen, um mich zum Prozesse gegen ihn zu bewegen. Hier lernte ich nun den akkreditierten Bösewicht und schändlichen Blutrichter in Wien kennen, fertigte ihn mit Verachtung ab, entdeckte Verrätereien und Spitzbubenstreiche boshafter Richter und böser Menschen in diesem so arglistig verwickelten Prozesse, und beschloß lieber in Indien Brot zu suchen, als in einem Lande zu bleiben, wo unter dem Szepter der besten Monarchin die rechtschaffensten Männer, die besten Soldaten und Patrioten von eigennützigen oder mißgünstigen Bösewichtern unglücklich gemacht werden konnten. Denn sicher ist es, und ich kann es noch gegenwärtig erweisen, daß eben der Trenck, welcher wirklich mein ärgster Feind war, dessen ganze Gemütsanlage meine ewige Verachtung verdiente, in sich selbst der beste Soldat in der kaiserlichen Armee gewesen ist, der Gut und Blut mit dem standhaftesten Diensteifer für seine Monarchin aufgeopfert hätte; der mehr

als seine Pflicht für sie erfüllte und wirklich bis zum schmählichsten Tode große Dienste dem Staate geleistet hat, auch unverrückt würde geleistet haben, wenn sein Reichtum und seine Verachtung gegen den H. K. R. v. W . . . r und Löwenwalde ihn nicht in die Klauen solcher Leute gestürzt hätte, die offenbare Feinde aller echten Verdienste und patriotischen Tugenden waren und ihr Ansehen, ihre Habsucht nur durch Ränke bei Hof zu erhalten wußten. Hätte mein Vetter diesen einen Teil seiner Beute mitgeteilt und der Arglist besser auszuweichen gewußt, er wäre gewiß nicht auf dem Spielberge gestorben. Seine Kläger waren meistens schlechte und bestochene, oder halb verzweifelte Leute, und die Klagen selbst, die man gegen ihn anbrachte, waren nie von solcher Art, daß man einen so brauchbaren Mann auch nur eine Stunde mit Arrest hätte bestrafen sollen. Seinen ganzen Prozeß habe ich geführt; sein ganzes Herz, alle seine Handlungen lagen vor meinen Augen aufgedeckt, folglich darf ich diese Versicherung meinen Lesern öffentlich in meinen Schriften mitteilen, wo Ehre und Wahrheit gegen alle Parteilichkeit Bürgschaft leisten. Dieser Trenck hat mein ganzes Unglück verursacht; die Folge meiner Geschichte wird die Beweise führen. Er lebte und starb als mein ärgster Feind; folglich wird meine trockene Erzählung im zweiten Teile dieses Werkes nicht verdächtig sein, wo ich zeigen werde, daß sowohl er als ich in diesem Staate ein besser Schicksal verdient hätte.

Nun war ich aber einmal entschlossen, Wien auf ewig zu fliehen. Alle Freunde meines Vetters mißtrauten und verließen ihn wegen des mir bezeugten Undanks. Ihre königl. Hoheit der Prinz Karl wollten mich zur Aussöhnung überreden; er gab mir ein Empfehlungsschreiben an den General Brown, welcher damals die Armee bei Genua kommandierte. Ich wollte aber in Indien mein Glück suchen und reiste im August 1748 von Wien nach Holland. In Wien wollte ich niemand Verbindlichkeit schuldig sein. Nun hatten inzwischen die Feinde meines Vetters keinen Widerstand zum Siege; er wurde folglich verurteilt und auf den Spielberg gebracht, wo er zu spät bereute, daß er den treuen Rat eines scharfsichtigen Freundes verachtet und verraten hatte. Ich habe ihn bedauert; sicher ist es auch, daß vielmehr seine Richter und Feinde ein so verächtliches Schicksal verdient hätten. Er selbst hat aber auch noch in der letzten Todesstunde mir einen ewigen Haß gezeigt und noch jenseits seines Grabes durch sein Testament mein Unglück zu gründen, auch listig zu befördern gesucht, welches die Folge meiner Begebenheiten aufdecken wird.

Ich floh Wien, und wollte Gott, ich hätte es auf ewig geflohen; mein Schicksal führte mich aber durch Umwege wieder dahin, wo ich schon von der Vorsehung zum Gefäß des Zornes, der Ungerechtigkeit und der Verfolgung bestimmt war. Meine Rolle sollte in Europa und nicht in Asien gespielt werden. Deshalb traf ich auf meiner Reise in Nürnberg das russische Korps an, welches damals nach Holland marschieren und auf deutschem Boden Friede machen sollte. General Liewen, ein Verwandter meiner Mutter, war der kommandierende General. Major Butschkow, den ich in Wien als russischen Residenten kennen gelernt, überredete mich, ihm meine Aufwartung zu machen, und präsentierte mich. Mein Vortrag gewann sein Herz; von diesem Augenblick an war er mein Freund und Vater; er überredete mich, in russische Dienste zu gehen, ernannte mich zum Hauptmann im Tobolskischen Dragonerregimente. Ich mußte aber bei ihm bleiben, in seiner Kanzlei arbeiten, und sein Vertrauen, seine Achtung für mich war unbegrenzt.

Der Frieden erfolgte; wir marschierten nach Rußland ohne Schwertstreich zurück und blieben mit dem Hauptquartier zu Prosnitz in Mähren.

Hier begegnete mir ein Zufall, den ich mir selbst zuzog, den ich allein deshalb erzähle, weil er mir zur Warnung für meine ganze Lebenszeit gedient hat, und wünsche, daß sein aufrichtiger Vortrag eben dieselbe Wirkung im Herzen, in der Entschließung meiner noch unerfahrenen Leser verursache.

In Prosnitz, wo wir Winterquartiere hielten, war am Krönungstage der Kaiserin Elisabeth ein Fest bei dem kommandierenden General Liewen, wo der Medikus der Armee am Pharotisch eine Bank hielt.

Mein ganzes Vermögen bestand damals in 22 Dukaten. Gewinnsucht oder die Gesellschaft oder vielleicht die Begierde, meinen Zustand zu bessern, lockten mich herbei, und mein Vorsatz war nur, zwei Dukaten zu wagen. Ich verlor sie, wollte sie wieder zurück gewinnen, und in kurzer Zeit hatte ich keinen mehr im Beutel. Schamrot und bestürzt über meine Thorheit ging ich nach Hause; es blieben mir noch ein paar schöne Pistolen übrig, für die mir der General Woyckow 20 Dukaten geboten hatte. Auf den Verkauf derselben stützte ich meinen Ersatz des Verlustes, nahm sie von der Wand, und da alles in der Stadt, wo Russen lagen, aus den Fenstern Freudenschüsse machte, feuerte ich gleichfalls tapfer mit. Nach etlichen Schüssen zersprang mir eine dergestalt in Stücke, daß ich

beinahe die Hand hätte verlieren können, und ein Stück vom Schlosse verwundete meinen treuen Bedienten am Backen. Im Augenblicke entstand in mir eine Kleinmut, die ich noch nie empfunden hatte, und es fehlte nicht viel, daß ich die andre im ersten Feuer des verdienten innern Vorwurfes auf meinen Kopf losgedrückt hätte. Ich dachte nach, faßte mich wieder und frug meinen Bedienten, wie viel er Geld habe? Dieser gab mir drei Dukaten, und hiermit ging ich mit dem wirklich gefühlten Leichtsinne eines verzweifelten Spielers über den Markt, abermals in den Ball des General Liewen, fing wieder an zu spielen und verlor fast keine Karte mehr. Sobald ich mein Geld zurück hatte, versteckte ich's in den Beutel, spielte mit dem Gewinne fort und debankierte wirklich den Herrn Doktor. Es wurde eine neue Bank gemacht, auch diese geriet meistens in meine Hände, so daß ich gegen 600 Dukaten Gewinnst nach Hause trug.

Wie mir hierbei zu Mute war, kann nur der denken, welcher einen solchen Fall wirklich erlebt hat.

Von diesem Augenblicke faßte ich nach reifer Ueberlegung den ernsthaften Entschluß, ewig kein Hazardspiel zu wagen, und habe mein Gelübde auch, da ich in der Folge reich wurde, wirklich bis zum grauen Haare heilig gehalten. Möchten doch junge unerfahrene Leser bei Durchblätterung dieses Buches einige Augenblicke stille stehen und aus meinem Beispiele Vorteile saugen; in meiner großen Welterfahrung habe ich die tugendsamsten, rechtschaffensten Jünglinge durch die Spielseuche in das tiefste Unglück geraten gesehen. Ich sah sogar ehrliche Männer Spitzbuben werden, wenn sie alles verloren hatten, und dann von Bösewichten zum Betrügen verleitet wurden. Ich sah Offiziere der besten Art am Spieltische erst ihr eigen Geld, dann aber auch die ihnen anvertrauten Kompaniegelder verlieren, wodurch sie kassiert und auf lebenslang unglücklich wurden. Vielleicht hätte ich in Prosnitz eben das gewagt, wenn ich eine Kassa in Händen gehabt hätte; man meide den ersten Schritt, sonst geht es im Spielen ebenso wie in der Liebe. Wenige werden in solchem Augenblick mein Glück erleben, denn wenn der Jüngling bei dem ersten Spielversuche gewinnt, so wird er meistens spielsüchtig, leichtsinnig und liederlich, verläßt sich auf das Glück und wird entweder ein glücklicher Betrüger oder ein verlorener Sohn. Ich bitte deshalb auch meine Kinder beweglichst, wenn sie diese Schriften noch lesen und ich nicht mehr ihr Führer sein kann; ich bitte sie sowohl als alle meine Leser, sich an mir zu spiegeln und

alle Seelenkräfte bei so gefährlicher Lockspeise anzuwenden, damit sie nicht in die Grube fallen, aus welcher mich ein blinder Zufall oder vielleicht die Vorsicht rettete, die mich noch zu andern Auftritten auf unsrer Weltbühne bestimmt hatte. Monarchen können aber die Spielgesetze niemals streng genug vollziehen, wenn sie Uebeln vorbauen wollen, die wie die Pest um sich greifen, wenn die Heilungsmittel nicht gewaltsam sind. Wer Spiel liebt, der muß gar kein öffentliches Amt, keine Ehrenstelle erhalten, und folgt allgemeine Verachtung dem Spielgeiste auf dem Fuße nach, sind alle Hazardspieler wie Uebelthäter bestraft; darf der Reiche in den sogenannten Kommersspielen nicht höher setzen als der Arme, dann ist ein krebsartiges Uebel im Staate geheilt, welches in Paris, London, Spaa, Petersburg und Wien viele Menschen unglücklich machte.

Nun weiter zum Zusammenhange.

In Krakau schickte mich der kommandierende General Liewen, mein besondrer Protektor, mit 140 Kranken auf der Weichsel nach Danzig, von da wir mit russischen Schiffen nach Riga transportiert wurden.

Ich bat ihn um diese Gnade, weil ich gerne mit meiner Mutter und Geschwistern in Preußen sprechen wollte. Bei unsrer Ankunft in Elbing übergab ich mein Kommando dem Leutnant von Platen und ritt nebst einem Bedienten in das Bistum Ermeland, wo ich in einem Grenzdorfe die Zusammenkunft bestimmt hatte.

Hier widerfuhr mir aber eine Begebenheit, welche mir bald das Leben gekostet hätte. Die Preußen hatten einige Tage zuvor einen Bauernsohn aus diesem Dorfe als Rekruten fortgeschleppt. Alles war in Gährung, ich trug lederne Hosen und den blauen russischen Dragonerrock. Man hielt mich für einen Preußen; die Bauernbursche tanzten, ich ging vor die Thüre hinaus, im Augenblick fielen aber etliche mit allerhand Mordprügeln über mich her. Ein ungefähr daselbst eingekehrter vazierender Jäger und der Wirt kamen mir zu Hilfe. Mein eigner Bedienter im Zimmer kroch aber mit den Pistolen in der Faust in den Backofen. Zwei hielt ich bei den Köpfen fest und zerstieß sie auf dem Steinpflaster unter dem Thore; endlich halfen mir die zwei Schutzengel aus dem Gedränge, ich erhaschte ein Stück Holz und wir wurden Meister vom Schlachtfelde. Indessen hatte ich etliche Mordschläge auf den Nacken, einen auf den linken Arm und einen andern über die Nase erlitten, in welcher das Bein zerschlagen war. In

dieser betrübten Lage rief mir der Wirt zu, ich solle eiligst fliehen, ehe das ganze Dorf zusammenkäme und mich unfehlbar erschlüge. Mein tapferer Bedienter kroch aus dem Ofenloch heraus, wir warfen uns auf die Pferde und ritten davon.

Im nächsten Dorfe ließ ich mich verbinden, der Kopf und die Augen waren verschwollen; ich mußte also 2 Meilen weit in diesem Zustande bis in das Städtchen Ressel reiten, dort fand ich einen geschickten Chirurg, der mich binnen 8 Tagen so weit herstellte, daß ich nach Danzig zurückkehren konnte. Inzwischen kam mein Bruder in Ressel zu mir, meine rechtschaffene Mutter hingegen hatte das Unglück auf der Reise zu mir unweit ihrem Gute umgeworfen zu werden, brach den Arm, kehrte mit meiner Schwester zurück, und ich habe sie in der Welt nicht mehr wiedergesehen.

So verfolgte mich das Schicksal in allen Unternehmungen, und in diesem 1749. Jahre begegneten mir allein so viel Zufälle, so viel Glücksveränderungen, die für einen Robinson schon Stoff genug zum weitläufigsten Roman geben würden.

Nun war ich in Danzig bei meinem Krankentransporte. Hier nun ereignete sich eine Begebenheit, die eine der merkwürdigsten meines Lebens ist und mir noch Freude macht, so oft ich an diese Szene denke.

Ich machte daselbst Bekanntschaft mit einem preußischen Offizier, der ein geborner Preuße war, dessen Namen ich aber hier wegen seiner Familie nicht nennen will, die ich verehre. Dieser besuchte mich täglich, und wir ritten bei schönem Wetter oft in die Vorstädte spazieren.

Mein treuer Bedienter hatte Freundschaft mit dem seinigen gemacht. Wie erstaunte ich aber, da derselbe mir eines Tages mit Freude und Verwirrung sagte: Herr, hüten Sie sich vor der Falle, die Ihnen gelegt wird. Der Leutnant N*** will Sie vor das Thor locken, sodann fangen, in einen Wagen werfen und in die preußischen Hände liefern. Ich frug, woher er das wisse; er gab zur Antwort, der Bediente des Offiziers habe ihn davon benachrichtigt, weil er mich lieb habe und mich vor Unglück warnen wolle.

Nun kam ich bald hinter das Geheimnis, und ein paar Dukaten Geschenk entdeckten mir den ganzen Anschlag, wozu bereits Tag und Stunde bestimmt waren. Nämlich:

Der preußische Resident Reimer hatte den Leutnant überredet, das größte Schelmstück an mir, seinem Freunde und Wohlthäter, auszuüben.

Er sollte mich nämlich in die Vorstadt, Langfuhr genannt, hinauslocken, daselbst liegt an der Straße ein Wirtshaus auf preußischem Grunde und Jurisdiktion; hier sollten 8 Werbeunteroffiziere im Hofe auf mich lauern; sobald ich in das Haus treten würde, sollte ich überfallen, in einen Wagen geworfen und nach Lauenburg in Pommern geführt werden. Zwei Unteroffiziere waren beritten, um den Wagen bis an die Grenze zu begleiten, — und die andern hätten mich geknebelt, damit ich im Danziger Territorium nicht um Hilfe rufen könne.

Durch meinen treuen Bedienten erfuhr ich nun alle gemachten Vorkehrungen genau; ich wußte auch, daß meine Feinde nur mit ihren Säbeln bewaffnet, ohne Schießgewehr auf mich hinter dem Thore des gemeldeten Wirtshauses warten würden, um mir sogleich in die Arme zu fallen und alle Gegenwehr zu hindern. Die berittenen zwei Unteroffiziere sollten sich aber meines Bedienten bemeistern, falls er mit den Pferden davonsprengen und Lärm machen wollte.

Nun hätte ich alle diese Anstalten leicht vernichten können, und durfte nur den Spaziergang abschlagen, wenn er mir angetragen würde. Mein Ehrgeiz reizte mich aber zu thun, was wirklich geschah, um mir zugleich selbst an Verrätern eine entzückende Genugthuung zu verschaffen.

Gegen Mittag erschien nun Herr Leutnant N***, speiste bei mir wie gewöhnlich und war tiefsinnig, auch ernsthafter als gewöhnlich. Ging gegen 4 Uhr weg, nachdem ich ihm vorher versprechen mußte, am folgenden Tage früh nach Langfuhr zu reiten; meine positive Zusage machte seine Gesichtszüge fröhlich, weil ich den Verräter genau beobachtete, dessen Schicksal schon in meinem Herzen beschlossen war. Kaum war er fort, so ging ich sogleich zum russischen Residenten Herrn von Scheerer, einem redlichen Schweizer, meldete ihm, was vorging, und frug an, ob ich zu meiner persönlichen Verteidigung 6 Mann von meinem Kommando brauchen dürfe, entdeckte ihm auch zugleich meinen ganzen Entwurf. Er widerriet ihn; da ich aber nicht abzuwenden war, sagte er: thue was du willst, ich weiß aber nichts davon, und will nichts verantworten.

Gleich eilte ich zu meinen Leuten, wählte 6 Mann und führte sie im Dunkeln dem preußischen Wirtshause gegenüber, wo sie sich im Korn versteckten und Befehl hatten, auf den ersten Schuß mit gespanntem Gewehr mir zu Hilfe eilen (diese Gewehre führte ich ihnen heimlich im Wagen hinaus), dann

sollten sie alles fangen, was sie könnten, bei Gegenwehr aber Feuer geben.

Indessen war ich in allem auf meiner Hut, um nicht etwa durch falsche Nachricht in das Garn gelockt zu werden. Durch aufgestellte Kundschafter erfuhr ich früh um 4 Uhr schon alles, auch daß der preußische Resident Reimer mit Postpferden hinaus gefahren sei.

Ich selbst hatte meine und meines Bedienten Pistolen sicher geladen, meine Terzerole im Sacke und meinen türkischen Säbel bereit. Den Bedienten des Leutnants hatte ich zur Dankbarkeit in meine Livree aufzunehmen versprochen, und ich war seiner Redlichkeit versichert.

Gegen 6 Uhr früh trat nun der Herr Leutnant mit fröhlichen Blicken in mein Zimmer, lobte das schöne Wetter und versicherte mir viel Vergnügen bei einer schönen Wirtin in Langfuhr.

Ich war gleich fertig; wir setzten uns zu Pferd und ritten jeder mit seinem Bedienten zum Thore hinaus.

Wir waren noch etwa 300 Schritte von dem Wirtshause entfernt, wo man auf mich lauerte; da mein edler Freund mich aufmunterte, bei so schönem Wetter zu Fuße zu gehen und die Pferde führen zu lassen. Vermutlich, damit ich sicherer zu fangen wäre. Gleich war ich bereit, stieg vom Pferde und sah des Verräters Auge bei gesicherter Beute vor Freude funkeln.

So gingen wir vorwärts, im Wirtshause lag der Herr Resident von Reimer am Fenster, rief mir zu: Guten Morgen, Herr Hauptmann, herein, herein da, soeben ist das Frühstück fertig! —

Ich lachte ihn höhnisch an, antwortete, ich habe keine Zeit und ging vorwärts. Mein Führer wollte mich nötigen, nahm mich bei dem Arm, um mich hineinzuführen. Nun verließ mich die Geduld, und ich gab ihm eine Ohrfeige, daß er fast zur Erde sank, sprang hierauf gegen meine Pferde zurück und wollte aufsitzen.

Gleich prellten die Preußen aus dem Thore heraus und liefen mit Geschrei auf mich los; ich schoß aber den ersten, der sich mir näherte, auf die Haut. In eben dem Augenblick brachen meine Russen hervor und schrieen mit gespanntem Gewehr — stuy stuy Jebionnamat! — Der Schrecken der wehrlosen Preußen, die unerwartet überfallen wurden, ist leicht zu erachten. Alles lief davon, ich bemeisterte mich in der ersten Bestürzung des Anführers, sprang in das Haus, um den Re-

sidenten zu fangen; dieser wischte aber zur Hinterthüre hinaus und ließ mir seine weiße Perrücke zurück; meine Russen hatten indessen 4 gefangen gemacht. Gleich ließ ich meine Mannschaft die Straße besetzen und einem jeden 50 Prügel geben. Ein Fahnenjunker Namens Cassеburg gab sich zu erkennen, sagte, daß er mit meinem Bruder studiert habe, und bat um Gnade, weil er zu diesem Straßenraub beordert war. Sein Vortrag rührte mich und ich ließ ihn gehen. Hierauf zog ich den Degen und rief dem Leutnant zu, er solle sein Leben verteidigen. Der Mensch war aber so bestürzt, daß er den Degen zog, aber nur um Verzeihung bat, alles auf den Residenten schob, und sich gar nicht verteidigen konnte. Zweimal warf ich ihm den Degen aus der Faust, endlich nahm ich den russischen Korporalsstock und prügelte ihn, so lange ich konnte, ohne daß er an Gegenwehr dachte. So ist der Verräter allezeit zaghaft, wenn sein Anschlag fehlt. Uebel zugerichtet, verließ ich ihn kniend auf der Erde zu meinen Füßen, rief ihm zuletzt zu: Schurke! jetzt erzähle deinen Kameraden, wie der Trenck Straßenräuber zu züchtigen wisse.

Das Volk war inzwischen zusammengelaufen, ich sagte ihnen kurz den Vorfall, denn der Angriff war wirklich auf Danziger Gebiet geschehen; die elenden Menschen wären beinahe vom Pöbel gesteinigt worden. Ich hingegen marschierte mit meinen Russen siegreich vom Schlachtfelde, aber gleich in den Hafen. Wir gingen zu Schiffe, die bereits unsrer warteten, und drei oder vier Tage hernach mit meinem ganzen Kommando unter Segel nach Riga.

Zu verwundern ist es, daß dieser so wichtige Vorfall sowohl von den Danzigern als Preußen verschwiegen gehalten wurde. Keine Zeitung sprach davon; keine Satisfaktion ist gefordert worden und vermutlich war man schamrot über einen so schimpflich ausgeschlagenen Angriff.

Nachderhand habe ich erfahren, daß der große Friedrich durch den unfehlbar falschen Bericht des Residenten Reimer gewaltig gegen mich aufgebracht war, und die Folge hat gezeigt, daß sein Zorn mich in allen Winkeln der Erde suchte, bis ich endlich drei Jahre nach dieser Begebenheit dennoch in Danzig in seine Gewalt geriet und mit allen möglichen Martern bestraft wurde, die eine gerechte Notwehr gewiß nie verdiente.

Es hat zwar damals gleich der preußische Minister Herr von Holz bei dem Kanzler Graf Bestuchef Klage über dieses Danziger Scharmützel geführt, aber keine Satisfaktion erhalten,

weil mein Verfahren in Rußland gebilligt wurde, da ich mich als russischer Hauptmann gegen Räuber verteidigte.

Uebrigens wird mich bei Durchlesung dieser Geschichte mancher vernünftige Leser tadeln, weil ich der Fallgrube des Leutnant von N*** hätte ohne Geräusch ausweichen und ihn mit dem Degen in der Faust zur Verantwortung zwingen können. Ich habe aber in allen Fällen viel lieber die Gefahr gesucht, als daß ich ihr ausgewichen wäre. Mein Ehrgeiz war dabei gekitzelt, ich wollte mich zugleich an treulosen Freunden rächen, und da ich überall von Preußen verfolgt wurde, auch zeigen, daß ich keinen fürchte und mich selbst zu verteidigen weiß.

Den Bedienten meines Verräters nahm ich in meine Dienste, er war ein rechtschaffener Mensch; ich verschaffte ihm im Jahre 1753 eine gute Heirat in Wien, fand ihn nach meinem zehnjährigen Magdeburger Gefängnisse im Elend, nahm ihn wieder zu mir, und er ist im Jahr 1779 bei mir in Zwerbach gestorben.

Nun war ich in offener See auf der Reise nach Riga, hatte viel gegessen, ehe ich zu Schiffe ging; wir waren kaum von der Danziger Rhede abgesegelt, so stieg ein Wetter auf, es stürmte gewaltig; ich arbeitete die halbe Nacht mit, wurde seekrank, legte mich in mein Lager, war aber kaum eingeschlummert, da mich der Schiffer weckte und die vergnügte Botschaft brachte, daß wir sogleich in den Hafen von Pillau einlaufen würden. Wie erschrak ich über diese Nachricht! Ich lief auf das Verdeck, sah die Festung vor mir und die Lotsen bereits nahe an unserm Schiff. Hier war nun kein ander Mittel, als im Sturm mit Gefahr See halten oder in preußische Hände geraten, weil mich die ganze Garnison in Pillau persönlich kannte.

Ich redete dem Schiffer zu, er sollte das Schiff in die hohe See wenden und nicht einlaufen. Er wollte absolut nicht; ich eilte in das Schiffszimmer, ergriff meine Pistolen, trat an das Steuerruder und zwang ihn mit Bedrohung des Todes, die See zu halten.

Meine Russen fingen an zu murren, keiner wollte im Sturm der Gefahr entgegengehen, aber keiner wagte mich anzugreifen, die Pistolen schreckten und meine beiden Bedienten standen mir redlich bei.

Kaum hatten wir eine halbe Stunde mit dem Sturme gekämpft, so legte sich derselbe und wir liefen am folgenden Tage glücklich in dem Hafen zu Riga ein.

Der Schiffer war aber unversöhnlich und verklagte mich bei dem damaligen Gouverneur, dem alten ehrwürdigen Feldmarschall Lacy. Ich mußte erscheinen und verantwortete mich mit der trockenen Wahrheit. Worauf der Gouverneur erwiderte, ich hätte aber durch meine Tollkühnheit können Ursache sein, daß hundertundsechzig Russen ersoffen wären, — worauf ich lächelnd antwortete: „Ew. Exzellenz! ich habe sie alle lebendig hierher gebracht und für mich war es ratsamer in die Hände Gottes, als in die Gewalt meiner Feinde zu geraten, überdem dachte ich in eben dem Augenblicke, da ich für meine Selbsterhaltung entschloß, gar nicht an die Gesellschaft, die bei mir war, und ich wußte auch, daß sie alle Soldaten sind, die den Tod so wenig fürchten als ich."

Die Antwort gefiel; ich war absolviert und der edle Greis gab mir selbst eine Rekommandation nach Moskau an den Kanzler mit.

General Lieven war indessen bereits mit der Armee in Rußland eingerückt und eben in Riga; ich ging zu ihm, er empfing mich liebreich, nahm mich mit sich auf sein Gut vier Meilen von Riga, Annaburg genannt. Ich blieb einige Tage bei ihm, er gab mir Anschläge und alle möglichen Vorschriften, um in Moskau, woselbst damals der Hof war, mein Glück zu befördern. Ich sollte nämlich suchen, eine Kompanie bei einem Kürassierregiment zu erhalten, die Rittmeister derselben hatten damals Majorsrang in der Armee; niemals riet er mir aber, bei dem sibirisch tobolskischen Dragonerregimente zu bleiben, wo er mich indessen angestellt hatte.

Gott lohne diesem wackern Mann vollwichtig! sein Name, sein Andenken wird mir allezeit verehrungswürdig und seine Asche heilig sein. Er ruhe im Frieden unter den Geistern der ehrlichen Männer und meiner Wohlthäter.

Ich reiste nun nach Riga und von da in Gesellschaft des Ingenieur-Oberstleutnants von Oettinger und des Leutnants von Weismann nach Moskau. Eben dieser ist der Weismann, welcher im letzten Türkenkriege als General so rechtschaffene Dienste geleistet hat.

Bei meiner Ankunft in der Residenz wurde ich, nach Behändigung meiner Empfehlungsschreiben, vom Kanzler Grafen Bestuschef auf das beste empfangen; Oettinger war sein Hausfreund, dessen Freundschaft ich auf der Reise gewonnen hatte. Dieser trug das seinige bei und ich bemerkte gleich, daß ich Achtung und Beifall gefunden hatte.

Kaum war ich etliche Tage in Moskau, so begegnete ich

dem Grafen Hamilton, der als Rittmeister von Bernes in Wien mein Freund war und dessen General damals als kaiserlicher Botschafter am russischen Hofe akkreditiert war.

Eben dieser Graf Bernes war im Jahr 1743 kaiserlicher Gesandter in Berlin, da ich bei dem großen Friedrich in höchster Gnade stand, und hatte mich daselbst schon bei Hofe persönlich gekannt. Hamilton präsentierte mich diesem echten und aufgeklärten Menschenfreunde, welcher nach einigen Unterredungen mich so lieb gewann, daß er mich von russischen Diensten abreden und mit bester Empfehlung nach Wien schicken, auch mir eine Kompanie bei seinem Regimente geben wollte. Meines Vetters Schicksal hatte mich aber bereits abgeschreckt und ich wäre damals lieber nach Indien, als nach Oesterreich gereist.

Der Gesandte lud mich zum Essen ein und sein Busenfreund, der englische Gesandte Lordt Hyndfordt, war gleichfalls bei der Tafel.

Welch ein Glück für mich! Dieser erhabene Staatsmann kannte mich genau aus Berlin und war gegenwärtig, da mich der König mit dem Ausdruck beehrte: C'est un matador de ma jeunesse. Er wußte, wozu ich taugte und fähig war, und da er Menschen kannte, auch zu suchen und zu prüfen wußte, so war er auch mein Freund, mein Vater und Lehrer. Er nahm mich gleich auf die Seite und fragte mich: Was machen Sie in diesem Lande, Trenk? — Ich suche Brot und Ehre, war meine Antwort, weil ich in meinem Vaterlande beides verlor, ohne ein Verbrechen begangen zu haben. — Er frug weiter: Haben Sie Geld? — Nein, mein ganzes Vermögen, welches ich gegenwärtig besitze, besteht in ungefähr dreißig Dukaten.

Nun sagte er: Folgen Sie meinem Rate, Sie besitzen alle Eigenschaften, um in Rußland ein großes Glück zu machen. Man verachtet aber hier den Armen und sieht nur auf den äußern Glanz, ohne Verdienste noch Talente und Fähigkeit zu achten. Sie müssen reich scheinen; ich werde Sie nebst Bernes in die hiesigen großen Gesellschaften einführen und in allem unterstützen, was Sie brauchen. Schöne Livree, Handpferde, Brillanten auf den Fingern, in Gesellschaften groß mitspielen, stolz, trotzig mit den Ministern sprechen, bei den Damen frei sein und sich Ihrer natürlichen Gaben bedienen, um gefällig zu werden. Dieses sind die Mittel für einen Fremden, um hier alles zu erhalten, was man will. Für alles übrige lassen Sie mich sorgen; die Unterredung und Instruktion dauerte lange. Bernes kam dazu und kurz gesagt — beide wirklich große Männer entschlossen, mich glücklich zu machen.

Wie wenig junge Leute, die in fremden Staaten außer ihrem Vaterlande Brot suchen, können sich eines so günstigen Zufalls rühmen! Vereinigte sich hier nicht alles wunderlich, um mir die bisher erlittenen Drangsale zu vergüten und mich wieder so hoch zu erheben, als ich tief gefallen war? Zufällig mußten die beiden Männer in Moskau zusammentreffen, die in Berlin den Gesandtschaftsposten ihrer Höfe zu eben der Zeit bekleideten, da ich unter die Günstlinge des großen Friedrich gerechnet, daselbst wegen meiner erlernten Wissenschaften schon die Aufmerksamkeit fremder Minister reizte. Beide Männer waren auch zugleich Busenfreunde unter einander, beide waren Menschenkenner, großmütig und wohlthätig, standen zugleich im ersten Kredit bei Hofe und ihr Ausspruch entschied über Verdienst, ihre Höfe waren mit dem russischen alliiert und der Staatskanzler Graf Bestuscheff lebte mit ihnen in unbegrenzter Vertraulichkeit.

Nun wurde ich sogleich in allen Gesellschaften nicht als fremder Dienstbettler oder Tobolskischer Hauptmann, sondern als der künftige Millionenerbe des reichen Trenck in Ungarn, als ein ehemaliger Liebling des Königs in Preußen, zugleich auch als ein würdiges Mitglied der ersten Gelehrten präsentiert.

Ich verfertigte ein Gedicht auf den Krönungstag der Kaiserin Elisabeth, Hyndfordt wußte es anzubringen, präsentierte mich sodann selbst nebst dem Kanzler bei der Monarchin, die mir alle Gnade versicherte, mich selbst dem Kanzler empfahl und mit einem goldenen Degen, der tausend Rubel wert war, beschenkte.

Gleich wurde die Achtung für mich allgemein in allen Häusern von der Bestuscheffischen Partei.

Damals waren die Sitten noch so roh in Rußland, daß jeder fremde Gesandte, welcher Ball oder Tafel gab, zum Kanzler Bestuschef schicken mußte, der die Gesellschaft aufschrieb, welche er einladen durfte. Alles entschied sich nach Familienfaktionen und wo Bestuschef war, durfte kein Woronzoffscher Freund sich sehen lassen. Ich war Hausfreund bei dem österreichischen und englischen Gesandten, folglich in allen Gesellschaften gesucht, auch geschätzt; bald wurde ich der Liebling der Kanzlerin, wie ich besser unten erzählen werde, es fehlte mir also nichts mehr, um alles zu erhalten, was ich suchte.

Da ich zugleich in der Ingenieurkunst sehr fein zeichnete und freien Zutritt in des Kanzlers Haus, auch bald im Kabinette mit dem vollkommensten Vertrauen hatte, arbeitete ich

mit dem Oberstleutnant Oettinger, welcher damals der erste Architekt in Rußland war. Ich zeichnete den eben neu zu erbauenden Bestuscheffischen Palast in Moskau im verschobenen Perspektiv so schön, daß ich mir allgemeine Ehre erwarb und war noch nicht einen Monat in Rußland, da ich bereits mehr Ehre, mehr Achtung genoß, mehr Nationalkenntnisse besaß, mehr Bekanntschaften hatte, als viele, die jahrelang in Hauptstädten Kapitalien verschwendeten.

Lord Hyndfort war mein Vater, mein treuester Führer. Ihm brachte ich an jedem Tage redliche Nachricht von meinen Handlungen und Beschäftigungen. Er gab sich die Mühe mich zu unterrichten, und da er in Staatsgeschäften grau wurde und in mir den Keim zur Erweiterung dieser Kenntnisse entdeckte, so habe ich ihm allein das Licht zu danken, wozu er in mir die ersten Funken anfächelte; er kannte die Ränke aller europäischen Höfe, alle Familien- und Parteikabalen, die Schwächen der Monarchen, auch die Triebfeder aller Regierungsformen; von ihm lernte ich Rußland im Grunde kennen. Des großen Peters Entwürfe für die Zukunft waren ihm bekannt, den schlesischen Frieden im Jahr 1742 hatte er gemacht. Er war Friedrichs vertrauter Freund und kannte sein Herz und alle Quellen seiner Größe genau; sein Verstand war durchdringend, seine Seele erhaben, britisch groß, ohne Nationalstolz, und seine praktische Welterfahrung wußte das Gegenwärtige mit der Zukunft so zu verbinden, daß ich als sein aufmerksamer Schüler seit sechsunddreißig Jahren fast alle Hauptrevolutionen im europäischen Staatskörper habe vorhersagen können. Und wenn ein Minister an irgend einem Hofe fiel, so konnte ich bestimmen, wer seine Stelle ersteigen werde.

Kurz gesagt, dieser große Mann war mein Führer und Lehrmeister; fast täglich brachte ich einige Stunden in seinem liebreichen muntern Umgange zu und den größten Teil der Bildung meines Herzens, der tiefen Einsichten im Ursprunge der Vorurteile und dessen, was man persönliche Verdienste heißt, alles dieses habe ich meistens dem rechtschaffenen Hyndfort zu danken.

Er weissagte mir zwar oft bei Gelegenheit, daß mein Vorwitz, mein brausendes Geniefeuer, mein Haß gegen Eigenmacht und Laster und besonders die sicher auf ewig beschlossene Verfolgung des unversöhnlichen Königs Friedrich gegen mich, besonders sein verborgener Einfluß in die Lenkung der meisten Höfe, der Gebieter und Gebieters-Gehilfen in Europa, mich noch mit mancher zornschwangern Wolke bedrohten. Er be-

dauerte mein vorhergesehenes grausames Schicksal im voraus, versicherte mir, daß der Monarch, welcher meine Talente, aber nicht mein Herz kannte, mich überall hindern würde Glück zu machen, damit ich ihm in keinem Falle schaden könne. Ein despotischer Fürst ist mißtrauisch, scheut den, welcher seinen innern Wert, sein Menschenrecht empfindet und aus diesem Grunde den Nacken nicht unter die Sklavenpeitsche biegen will. Offene Köpfe heißen bei solchen Königen unruhige, gefährliche Köpfe, und Tugend wird da als das gefährlichste Verbrechen gestraft, wo man keiner Tugend bedarf, um ein mächtiger Mitgebieter über unterthänigste Knechte zu werden.

Hyndfordt bildete überhaupt mein Herz ganz republikanisch, lehrte mich den Wert erhabener Seelen schätzen, Tyrannen verachten, allen Schicksalen trotzen, um wahre Seelengröße bestreben, großen Gefahren mutig entgegengehen und nur solche Männer verehren, die Mut genug haben, sich dem Strome der Eigenmacht, des Fanatismus oder der Unwissenheit stolz entgegenzustellen.

Graf Bernes war ein Philosoph mit piemontesischer Scharfsicht, mehr zurückhaltend, aber nicht weniger ein ehrlicher Mann als Hyndfort, auch er liebte mich unbegrenzt und keine Minute wurde versäumt, welche ich in ihrer Gesellschaft zubringen konnte. Mein aufgeweckter Geist, meine Wißbegierde, meine theoretischen großen Kenntnisse gefielen. Der Stoff zu unsern Unterredungen war demnach unerschöpflich und ich lernte in Moskau wirklich mehr praktische Kenntnisse, als in der Berliner hohen Schule unter den Voltaire, Maupertuis, Jordane und Mettrie.

Kaum war ich sechs Wochen in Moskau, so ereignete sich eine Begebenheit, die ich hier erzählen kann, weil von den Hauptpersonen dieser gespielten Rolle niemand mehr lebt, als ich allein. Liebesintrigen gehören in einen Roman — deshalb verschweige ich alles Abenteuerliche in diesem Buche, welches zum Nachdenken, nicht aber zum Lachen reizen soll. Niemand wird glauben, daß ich ein Weiberfeind war, ich würde mich in diesem Falle des Lebens unwürdig glauben. Aus Liebesgeschichten entstanden vielmehr alle meine Glücks- und Unglücksfälle.

Die schwersten Eroberungen waren für mich die reizendsten und die edelsten und schönsten überall die Wahl für meine Gesellschaft. Weiber der ersten Klasse bildeten mich als Jüngling und hielten mich in Ehrfurcht von Ausschweifungen zurück. Weiber lehrten mir männliche Sitten im verfeinerten Welt-

geschmacke, Weiber unterstützten mich mehr als Männer im Unglücke. Meine wenig verlebten guten Tage habe ich Weibern zu danken, Weiberumgang empfehle ich meinen Kindern, um ihre persönlichen Eigenschaften herauszuarbeiten und sich für die wichtigsten Geschäfte fähig zu bilden. Weiber, schöne und muntere Weiber, erquicken noch gegenwärtig meine mit Altersschwächen, Weltekel und Schwermut kämpfende Seele. Und wenn ich diese Seele von mir hauche, so wird mein sterbendes Auge gewiß lieber unter der Hand eines schönen Mädchens, als eines stinkenden Kapuziners erstarren.

Genug hiermit in meiner ganzen Lebensgeschichte von der Liebe, vom ganzen Genuß derselben, in allen meinen gespielten Szenen; ob ich gleich vielleicht den schönsten Roman in diesem Fache von meinen eigenen Rollen schreiben könnte. Nur allein mein russisches Glück, im Labyrinthe der Venus, muß ich hier erzählen, weil die Bekanntmachung zur Aufklärung und Verbindung meiner Geschichte notwendig ist.

Bei einer großen Tafel in Lord Hyndfordts Palast saß ich neben dem schönsten Mädchen des Landes, von einer der ersten Familien, welche eben einem sechzigjährigen, bei dreihundert Pfund wägenden russischen Minister in ihrem siebzehnten Lebensjahre heiraten sollte. Ihr Auge verriet mir, daß ihr Herz mich an die Stelle ihres feisten Bräutigams wünschte. Ich war kühn, beklagte ihr Schicksal und erhielt mit Erstaunen die erste Antwort: O Gott, können Sie mich von diesem Unglück erretten? Ich entschließe alles, was Sie wollen. Man urteile, wie einem Manne meiner Gattung im vierundzwanzigsten Jahre bei einer solchen Erklärung zu Mute war. Der Gegenstand war göttlich schön — die Seele, das Herz noch ganz Unschuld; eine Kneſin oder Fürstin aus den ersten Häusern; aber die Verlobung war bereits bei Hofe geschehen und kein andres Mittel zum Besitze als Flucht, Entführung und alle mögliche Gefahr. Der Ort war nicht günstig zur Unterredung; genug, unsre Seelen waren schon vereinigt. Ich forderte Gelegenheit zur näheren Erklärung, und schon am folgenden Tage wurde sie mir im Troitzergarten bestimmt; wie unruhig verstrich die wartende Nacht. Das schlaue Mädchen hatte alles so gut veranstaltet, daß wir durch Hilfe ihrer Kammerjungfer, die eine Georgianerin war, über drei Stunden ganz frei und allein miteinander sprechen konnten.

Wie geschwinde verflossen diese! Wie viel tausend Trauerstunden im Magdeburgergefängnis hat mir aber die Erinnerung und Wiederkäuung dieser glücklichen drei Stunden versüßt! Ein

ehrfurchtwürdiges Mädchen mit schauderndem Hasse gegen ihren künftigen Mann erfüllt, die sich mit weinenden Augen, mit feurigem Temperamente und mit der ersten unwiderstehlichen Empfindung einer auflodernden Liebe, mit unbegrenztem Vertrauen meiner Leitung, meinen Armen, meiner Willkür überließ, und zwar mit der Bedingung, daß ich sie entführen und von ihrem verabscheuten Bräutigam retten sollte. Welche Feder kann eine solche Szene mit der Beredsamkeit schildern, die uns beide damals alles entschließen und endlich in berauschter Betäubung schweigen machte!

Ich ziehe den Vorhang zu, hinter den ich allein sah. Genug, unser ewiges Bündniß wurde geschlossen und von diesem glücklichen Tage an hatte ich offene Gelegenheit durch Beistand ihrer treuen Georgianerin und durch einen Eingang in ihren Garten, ganze Nächte in ihrer entzückenden Gesellschaft zuzubringen.

Die Abreise des Hofes von Moskau nach Petersburg war aber erst für das nächste Frühjahr bestimmt und der Hochzeitstag mit ihrem Ungeheuer schon für den 1. August beschlossen. Von Moskau ist es aber unmöglich aus dem Reiche zu entfliehen und wenn wir es wagten, so war unser Unglück unausweichlich. Die Vernunft und die Lage der Sache zwang uns zur Geduld.

Indessen war fest beschlossen, daß wir in Petersburg keinen Tag verschieben wollten, um uns in einem Lande auf ewig zu vereinigen, wohin keine Nachspähung verfolgen könnte.

Dem fatalen 1. August konnten wir auf keine mögliche Art, trotz allen Ränken ausweichen. Die Hochzeit wurde mit Pracht vollzogen, die Braut aber blieb mein und der Bräutigam lag im Lehnstuhle, denn im Bett konnte der Speckwanst gar nicht liegen.

Meine Freundin wußte auch die Sache so listig einzurichten, daß mir der Zutritt ebenso offen blieb, als in ihrer Mutter Hause. Sie hatte ihr Schlafzimmer so gewählt, daß ich in allerhand Gestalten mich demselben nähern und zwar selten bei der Thüre, wo Portier und Schildwachen standen, wohl aber bei dem Fenster, welches gegen den Garten zu, zu fast ebener Erde war, den Zutritt fand.

So lebten wir gegen drei Monate im ungestörten Glücks- und Freudenhafen, allein mit den Anstalten zu unsrer künftigen Flucht beschäftigt. Sie gab mir allen Schmuck, auch etliche tausend Rubel, die sie im ledigen Stande besaß, nebst den Hochzeitsgeschenken ihres Gemahls allgemach in Verwahrung,

und wir sehnten uns nur nach der Petersburgerreise, um alles Abgeredete zu vollziehen, welches auch unfehlbar erfolgt wäre, wenn mein widriges Schicksal mir nicht abermals den tödlichen Streich, der nur zu erdenken möglich war, hätte wollen empfinden lassen. Meine Freundin hatte mit mir in dem Hause der Kanzlerin L'hombre gespielt. Sie klagte sehr über Kopfschmerzen, bestellte mich auf den folgenden Tag in den Troitzergarten, drückte mir beim Einsteigen in den Wagen die Hand außerordentlich stark — und von diesem Augenblicke habe ich sie nur auf der Totenbahre wieder gesehen.

Sie war in eben der Nacht in Phantasie geraten, kam auch nicht mehr zum Verstand; starb am sechsten Tage, da eben die Blattern ausbrechen wollten; hatte in ihrer Raserei unsre ganzen Liebeshändel entdeckt, nur mich um Hilfe und Rettung von ihrem Ungeheuer angerufen; und kurz gesagt! das edelste Geschöpf der Erde starb. — Ich verlor alles, was möglich zu verlieren ist, und mußte nunmehr auch alle meine Entwürfe ändern.

Der einzige Lord Hyndfordt wußte das ganze Geheimnis; ihm allein verhehlte ich nichts, und der ehrwürdige Greis bestärkte mich immer in meinem Vorsatze, er sagte: für ein solches Mädchen würde er vielleicht als Hyndfordt eben das thun, was ich beschlossen hatte.

Er war bei diesem Vorfalle fast ebenso gerührt wie ich. Er empfand meinen Schmerz im vollen Gewichte eines Freundes; und ohne seinen Zuspruch hätte ich mir unfehlbar bei ihrem Grabe die Kugel vor den Kopf geschossen. Nie war ich so bestürzt als bei diesem Streiche des gegen mich rasenden Schicksals; wir liebten uns wechselseitig mit unbegrenztem Feuer, mit einer Zärtlichkeit, die nur große Seelen empfinden können. — Bei ihrem Verluste schien mir die ganze Welt öde, und bei keinem Menschen auf der Erde kann man wohl die Tücke, den Wechsel des Glückes gewaltsamer bemerken, auch bewundern lernen, als bei mir. Es erhob mich allezeit schnell bis zum höchsten Gipfel glänzender Hoffnung, um mich wieder desto tiefer fallen zu machen. Und wenn man meine ganze Geschichte wird durchgelesen haben, dann bleibt es sicher noch unentschieden, ob ich wirklich bei allen meinen erlittenen Widerwärtigkeiten mehr unglücklich als glücklich war. Ich mußte aber durch alle diese Versuche vorbereitet werden, um die hernachfolgenden großen Schicksalsschläge mit Standhaftigkeit erdulden zu können. Denn hätte ich nicht zuvor auch große Freudenstunden genossen, deren Andenken mich in betrübten

Tagen angenehm beschäftigte, wenn ich fähig war, meine herumirrenden Gedanken aus dem Labyrinthe der Trübsal loszureißen und sie in träumender Berauschung an dieselbe als eine noch denkendfühlende Wirklichkeit zu heften, so würde ich gewiß nicht in der Folge zehn ganze Jahre hindurch ein Sokrates im Magdeburger Kerker gewesen sein.

Genug hiervon! Noch rollt mein Blut in meinen Adern geschwinder, da ich dieses niederschreibe. Ruhe sanft, edle Seele meiner russischen Freundin, für dich allein hätte der Schöpfer ewige Jugend und Unsterblichkeit mit so schönen Gliedern, mit einem so edeln Gefühle vereinigen sollen. Dieses sei mein letztes Opfer, für die durch dich empfundenen kurzen Freudenstunden in meinem 60jährigen traurigen Lebenslaufe. Dein Name bleibt in dieser Geschichte aus Ehrfurcht auf ewig verschwiegen, und ich habe im Weltlaufe erfahren, daß alte Wunden wieder benarben, auch daß man nur selbst ein Herz edler Art besitzen, auch zeigen dürfe, um überall seinesgleichen zu finden und folglich auch den Verlust des besten Freundes oder des liebenswürdigsten Mädchens zu ersetzen. Ich sage deshalb in meinen Gedichten:

Im Uebel selbst steckt noch ein Preis,
Wenn man ihn nur zu finden weiß.

Die Geschichte mit dieser Dame wurde nun in Moskau ziemlich ruchbar; der dicke Herr Gemahl hat mir aber nichts vom mindesten Unwillen bemerken lassen. Er war auch zu dumm, um die Ausdrücke in ihrer letzten Phantasie im wahren Verstande zu begreifen.

Das, was ich von ihr in Händen hatte und mir mit vollem Rechte zufiel, betrug im Werte gegen 7000 Dukaten. Lord Hyndfordt und Graf Bernes sprachen mir das Eigentumsrecht zu und ihr Herz hatte mir gewiß mehr zugedacht.

Nun folgte aus dieser Begebenheit sogleich eine andre, die für mein Glück weit wichtiger war.

Die Gräfin B . . . war die klügste und geschickteste Dame des damaligen Hofes. Sie entschied viele Staatssachen, und ihr zwar arglistig und eigennützig, aber dabei schwach und kleindenkender Gemahl war nur der Namensträger ihrer unumschränkten Gewalt, weil die mehr als gute Elisabeth vieles unbedenklich ihrem Ministerium überließ. Es war also die Gräfin damals eigentlich die wichtigste Person in der Monarchie, auf welche besonders alle Augen der fremden Minister gerichtet waren.

Uebrigens war ihr Ton gebieterisch, ihr Betragen maje-

stätisch, und sie war die einzige verheiratete Dame, welche den Namen führte, daß sie ihrem Manne treu sei, vielleicht, weil sie als eine geborne Deutsche klüger und vorsichtiger als die russischen Damen zu genießen wußte; sowie ich aber in der Folge erfuhr, war ihre Tugend nur eine Folge des Stolzes und der Kenntnis des Nationalcharakters. Der Russe will herrschen, er will seiner Sklavin Geld, Vermögen und demütige Dankbarkeit; findet er Widerstand, so droht er gleich mit Prügeln, oder dem Manne das Geheimnis zu entdecken. Fremde durften unter Elisabeths Szepter gar nicht, ohne vom Kanzler aufgeführt, weder bei Hof noch in Gesellschaft erscheinen. Ich und der Kammerjunker Sievers, wir waren damals die einzigen Deutschen in russischen Diensten, welche die Erlaubnis hatten, überall einzutreten. Meine besondere Protektion, die ich vom englischen und österreichischen Gesandten genoß, gab mir doppelte Vorteile dazu, und der seltsame Vogel wird am meisten gesucht, auch bewundert.

Graf Bestuschef war unter der vorigen Regierung russischer Resident in Hamburg; in dieser kleinen Gestalt hatte er die junge schöne Witib des Kaufmanns Böttger geheiratet. Unter Elisabeths Szepter stieg er bis zur Würde des ersten und mächtigsten Staatsministers; Madame Böttger wurde also die erste Dame in Rußland. Sie war zur Zeit, da ich sie kannte, im 38. Jahre, folglich nicht mehr Schönheit, aber ein liebenswürdiges, aufgewecktes Weib, die einen durchdringenden Verstand besaß, keinen Russen leiden konnte, die Preußen besonders protegierte, und vor deren Haß damals jedermann zitterte.

Ihr Umgang war so, wie er gegen Russen in ihrer Lage sein mußte, hochmütig, zurückhaltend und mehr satirisch als liebreich. Sie zeigte mir in allen Gelegenheiten ganz besondre Achtung; ich war zur Tafel eingeladen, so oft ich wollte; hatte auch die vorzügliche Ehre, oft allein mit ihr und mit dem Oberstleutnant Oettinger den Kaffee zu trinken, wobei sie mir allezeit zu verstehen gab, daß sie mein Verständnis mit der jungen Knesin N . . . bemerkt habe. Ich leugnete allezeit standhaft, ob mir gleich Geheimnisse vorgehalten wurden, die sie von niemand als von meiner Freundin selbst konnte ausgekundschaftet haben. — Meine Verschwiegenheit gefiel, wogegen der Russe gern prahlt und großspricht, wenn er das Glück hat, einer Dame zu gefallen.

Sie wollte mir glauben machen, daß sie uns in Gesellschaft nachgespäht, unsre Augensprache verstanden und unser Geheimnis längst erraten habe. Ich wußte aber nicht, daß die

Kammerjungfer meiner Freundin bereits wirklich in ihre Dienste getreten und schon längst eine von ihr bezahlte Kundschafterin war.

Ungefähr acht Tage nach ihrem Tode geschah der Hauptauftritt, wo mich Ihre Exzellenz in ihr Zimmer nach dem Essen zum Kaffee führte. Immer bedauerte sie meinen Schmerz, meinen Verlust, meinen mitleidswürdigen Zustand, der mir alle meine gewöhnliche Lebhaftigkeit entrissen und meine ganze Gestalt geändert habe; sie äußerte einen so lebhaften Anteil an meinem Schicksale, so viele und so nachdrückliche Wünsche es zu verbessern und mich glücklich zu sehen, daß ich an dem Eindrucke nicht zweifeln konnte, den ich auf ihr Herz gemacht hatte. Die Gelegenheit ereignete sich bald, mich dessen zu versichern; aus ihrem Munde erfuhr ich, was sie für mich empfand; unsere Vereinigung war in einem Augenblicke geschlossen. Bescheidenheit, Treue und Verschwiegenheit waren die Bedingungen; und feuriger bin ich in meinem Leben nicht geliebt worden, als von dieser scharfsichtigen Frau, die mich ganz an sich zu fesseln wußte.

Behutsamkeit war hier die Hauptsache; sie wußte aber schon Gelegenheit zu machen. Der Kanzler schätzte mich und vertraute mir wirklich alles. Er gab mir Arbeit in seinem Kabinett; ich war den ganzen Tag im Hause, und nunmehr war kein Gedanke mehr, daß ich zum Regimente als Rittmeister gehen sollte. Man bestimmte mich für Staatsarbeit; der erste Schritt sollte die Kammerjunkerstelle bei Hof sein, welches in Rußland schon sehr bedeutend ist, und kurz gesagt! meine Aussicht in die Zukunft war so glänzend als möglich. Dem Lord Hyndfordt allein hielt ich nichts verborgen; er gab mir alle Anschläge, freute sich mit mir, wollte aber von allem, was er mir zur ersten Equipierung beigetragen hatte, auch da ich im Wohlstande lebte, nichts zurücknehmen.

Bald wurde man meinen Kredit im Hause des ersten Ministers gewahr, und die auswärtigen Gesandten suchten meine Bekanntschaft und Freundschaft. Herr von G . . . that wirklich alles Mögliche, um mich zu gewinnen, fand aber einen ehrlichen Mann.

Eben damals fing man an, nach der russischen Allianz zu buhlen, Preußens Untergang sollte geschmiedet werden; alle Höfe arbeiteten, und niemand kannte die Ministerial- und Familienparteien besser als ich bei diesem Hofe.

Meine Freundin wurde gleichfalls ein Jahr nach meiner Bekanntschaft in das Garn gelockt, in welchem sie nebst ihrem

Manne zuletzt in des Büttels Hände geriet. Denn sicher ist es, daß der Kanzler Bestuschef im Jahr 1756 auf der Folter mit der Knutpeitsche zum Geständnis gezwungen wurde. Apraxin, der Kriegsminister, hatte gleiches Schicksal: seines Bruders Gemahlin, der damals Gesandter in Polen war, wurde durch falsche Verräterei eines gewissen Leutnants Berger nebst drei andern und ersten Damen des Hofes vom Büttel an einen Pfahl gebunden, gepeitscht, gebrandmarkt, und ihre Zunge aus dem Halse geschnitten. Dieses geschah im Jahr 1741 bei Elisabeths Regierung, Thronbesteigung.

Ihr Mann diente dennoch treu, und im Jahr 1751 habe ich ihn als russischen Gesandten in Wien gekannt. Das heißt fürwahr sein Vaterland lieb haben. Dies widerfährt den ersten Männern im Staate: was hat der Fremde nun wohl zu erwarten, falls er von einem Mächtigen verfolgt wird und seiner Willkür überlassen ist?

Niemand hatte gewiß in so kurzer Zeit bessere Gelegenheit, alle Geheimnisse eines Staates zu entdecken, als ich; besonders unter der Anleitung eines Hyndfordt und Bernes unter der Regierung einer guten, aber kurzsichtigen Monarchin, deren erster Minister Graf Bestuschef, ein schwacher Kopf war, dessen ganzen Willen seine witzige und herrschsüchtige Frau unumschränkt lenkte, die hingegen aus wirklich rasender Liebe für mich, für einen Fremden, welchen sie nur seit etlichen Monaten kannte, alle ihre Wohlfahrt aufgeopfert hätte. Man konnte sie damals mit vollem Rechte als die wirkliche Regentin von Rußland betrachten: Friede und Krieg war in ihrer Hand, und wenn ich klüger oder weniger aufrichtig gewesen wäre, dann hätte ich mir in solcher Lage Schätze sammeln und in Sicherheit bringen können. Sie war freigebig wie eine Königin, und ob sie gleich in einem Jahre über hunderttausend Rubel für ihren liederlichen Sohn an seine Schuldner bezahlen mußte, wovon der Vater nichts erfuhr, so hätte ich für mich doch noch mehr an die Seite legen können. Die Hälfte von den Geschenken, die sie mir gewaltsam aufdrang, habe ich gewiß ihrem Sohne geliehen und auch verloren. Eigennutz war nie mein Fehler, und je reicher ich war, je mehr verwendete ich im Wohlthun an Hilfsbedürftige, wurde betrogen und vergaß mich oft selbst dergestalt, daß ich Mangel litt.

In diesem Wohlstande, in dieser glänzenden Lage und Aussicht in meinem 24. Lebensjahre zeigte mir nun das Schicksal abermals seine Tücke. Mein Glück in Rußland mißfiel dem großen Friedrich, der mir nunmehr in allen Winkeln der

Erde nachspähte und dem mein Betragen in Moskau für sein Interesse verdächtig schien.

Folgender Streich widerfuhr mir, den ich umständlich vortrage, weil er im ganzen Reiche und bei allen auswärtigen Ministern öffentlich bekannt wurde und damals viel Bewegung bei Hof machte.

Lord Hyndfordt bat mich einst, ich möchte ihm den Riß von Kronstadt schön zeichnen und in Ordnung bringen. Er gab mir dazu den gestochenen Grundriß und drei andre gezeichnete von Kauffahrtei-, Kriegsschiffen und abgetakelten oder sogenannten Mittelhafen mit Benennung eines jeden Schiffes.

Dies geschah ohne allen Verdacht noch Gefahr, weil der Hafen von Kronstadt kein Geheimnis ist und seine gravierte Zeichnung in allen Läden zu Petersburg öffentlich verkauft wird, auch weil England Rußlands genauester Alliierter war. Lord Hyndfordt sitzt eben bei Betrachtung meiner Arbeit, da Herr von Funk, der sächsische Gesandte, sein Hausfreund, zu ihm eintritt; er zeigt ihm meine Zeichnung, Funk ersucht ihn, ihm die Kopierung zu erlauben, die er persönlich verrichten wolle. Hyndfordt gibt ihm meinen Plan, welcher mit meinem Namen bezeichnet war.

Funk trägt ihn nach Hause, und da er etliche Tage nachher mit der Kopierung beschäftigt ist, so kommt Herr von Golz, der preußische Minister, der unweit seines Hauses wohnte und öfters freundschaftliche Besuche abstattete, zu ihm: Funk trägt kein Bedenken, zeigt ihm meine Arbeit, und beide bedauern, daß der König einen brauchbaren Mann an mir verloren habe.

Nun bittet Golz den Funk, er möchte ihm erlauben, diesen Riß auf ein paar Tage nach Hause zu nehmen, um den seinigen nach diesem auszubessern.

Funk, der in sich selbst der edelste Menschenfreund, der rechtschaffenste Mann war und nichts Böses vermutete, der mich zugleich brüderlich liebte, auch in allen möglichen Fällen meine Gesellschaft suchte, gab ihn ohne Bedenken her.

Kaum hatte ihn Golz in der Tasche, so fuhr er zum Kanzler, dessen Schwäche er kannte, und gab vor, die Hauptabsicht seines Vortrags sei ihn zu überzeugen, daß ein Mensch, der einmal seinem Vaterlande, seinem Könige untreu war, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte, auch sicher für seinen Eigennutz einen jeden Monarchen betrügen werde, der ihm etwas vertraue. Nun rückte er näher zum Zwecke: er sprach von der allgemeinen Achtung, vom unbegrenzten Zutritt, den ich binnen wenig Monaten im ganzen Reiche dadurch erhalten hätte, weil

ich als Kind und Hausfreund des Bestuschefischen Kabinetts angesehen würde.

Endlich, da er mich in allem verteidigte, suchte er ihn durch Eifersucht in Empörung zu bringen, und erzählte ihm, daß man überall von meinen geheimen Zusammenkünften, sogar im Schloßgarten mit seiner Gemahlin ungescheut spräche. Das letztere hatte er ausgekundschaftet, um mir die sichere Falle zu legen.

Er brachte sogar den Herrn von S . . . n, des Ministers damaligen Hausfekretär, in Verdacht des Verständnisses, und kurz gesagt, der Kanzler geriet in Unruhe und Zorn; gleich zog er meine Zeichnung von Kronstadt aus der Tasche mit den Worten: Euer Exzellenz nähren eine Schlange im Busen. Hier, diesen Plan habe ich gegen Bezahlung von 200 Dukaten vom Trenck aus Dero Kabinett kopiert erhalten. Der böse Mann wußte, daß ich zuweilen mit dem Oberstleutnant Oettinger im Kabinett arbeitete, welcher den Bau und die Reparation aller russischen Festungen unter sich hatte. Der Minister sah, erstaunte und geriet in Wut — gleich rückte Herr von G . . . näher zum Zwecke. Er vermehrte den Verdacht gegen mich, weil Graf Bernes, der österreichische Botschafter, mich gewiß nicht ohne Absichten für seinen Hof so besonders protegiere und schätze. Der Minister sprach sogleich von Prozeß und Knutpeitsche. G . . . erwidert, ich hätte zu viel große Freunde, man würde mich sicher losbitten, und dann wäre das Uebel ärger. Es wurde also beschlossen, mich heimlich aufzuheben, und mit aller möglichen Vorsichtigkeit nach Sibirien zu schicken.

Nun schwebte ein Wetter über meinem unschuldigen Kopf, da ich in der stolzesten Ruhe und Zufriedenheit ein glänzendes sicheres Glück erwartete, und nur Gottes gerechte Vorsehung oder ein ebenso glücklicher Zufall rettete mich vom Verderben.

Kaum war G . . . siegreich aus dem Palaste getreten, so ging der aufgebrachte Kanzler, der Zorn und Rache gegen mich im erbitterten Herzen entschieden hatte, in das Kabinett seiner Frau, warf ihr mit Erbitterung meinen Umgang vor und erzählte ihr (weil sie ihn auszulocken wußte) die Golzsche Denunziation. Sie besaß mehr Scharfsicht als ihr Mann, und merkte gleich, daß ein Betrug dahinter stecke, weil sie mein Herz kannte, auch besser als jemand wissen konnte, daß ich keine elende 200 Dukaten bedurfte.

Der Kanzler war aber nicht zu besänftigen, und meine Arrestierung blieb beschlossen.

Gleich schrieb sie mir ein Billet ungefähr folgenden Inhalts:

„Freund! es droht Ihnen ein großes Unglück, schlafen Sie heute nicht zu Hause; bleiben Sie in Sicherheit bei Lord Hyndfordt bis zu näherer Aufklärung."

Herr von S . . ., ihr Sekretär und Vertrauter (eben der, welcher unlängst russischer Gesandter in Regensburg war) hatte den Auftrag, mich aufzusuchen. Er fand mich nach dem Mittagessen bei dem englischen Gesandten; man rief mich heraus. Ich las — erschrak über den Inhalt — zeigte ihn dem Lord Hyndfordt. Mein Herz, mein Betragen war vorwurfsfrei; wir vermuteten also eine Verräterei meines Verständnisses mit der Kanzlerin: eine Wirkung der Eifersucht, und Mylord befahl mir, in seinem Hotel zu meiner Sicherheit zu bleiben, bis sich das Rätsel entwickele.

Wir stellten Kundschafter in der Nacht bei meiner Wohnung; nach Mitternacht wurde nach mir gefragt und der Polizeimeister visitierte wirklich das Haus.

Gegen zehn Uhr früh fuhr Lord Hyndfordt zum Kanzler, um Kundschaft einzuziehen. Kaum war er eingetreten, da ihn derselbe schon mit Vorwürfen überfiel, daß er ihm einen Verräter in das Haus geführt habe. Was hat er gethan? war die Frage. Er hat dem preußischen Minister einen geheimen Plan von Kronstadt aus meiner Kanzlei treulos kopiert, und ihm denselben für zweihundert Dukaten zugesteckt.

Hyndfordt erstaunte; er kannte meine Seele. Er selbst hatte von mir in Geld und Schmuck über achttausend Dukaten in Verwahrung. Er wußte, daß ich kein Geld achtete, kannte auch die Quelle, aus welcher ich nach Gefallen schöpfen konnte.

Nun fragte er: Haben Eure Exzellenz diese Zeichnung des Trenck wirklich gesehen? — Ja, Herr von Golz hat sie mir vorgezeigt. — Ich möchte sie auch sehen, ich kenne des Trenck Arbeit, ich bin Bürge für ihn, daß er kein Schelm sein kann; hier steckt eine Intrige verborgen, ich bitte, lassen Sie den Herrn von Golz mit seinem Kronstadter Risse hierher rufen. Der Trenck ist in meinem Hause, ich schütze ihn nicht, wenn er ein Betrüger ist. Gleich soll er hier erscheinen.

Der Kanzler schrieb an Herrn von Golz ein Billet, er möchte ihn gleich besuchen, auch die bewußte Zeichnung mitbringen. Golz roch den Braten, wußte als ein schlauer Fuchs vermutlich schon, daß der Polizeimeister mich nicht erhascht hatte und ich in Sicherheit war. Er erschien also nicht und brachte Entschuldigung vor. Indessen trat ich in das Zimmer.

Hyndfordt fuhr mich mit britischem Trotze an und fragte: Trenck! sind Sie ein Betrüger, so verdienen Sie meinen Schutz nicht, Sie sind hier ein Staatsgefangener. Haben Sie dem Herrn von Golz den Riß von Kronstadt verkauft?

Man urteile, was ich hierauf antwortete. — Hyndfordt fing an sich aufzuklären, nachdem ihm der Kanzler den ganzen Golzischen Vortrag mit kaltem Blute erzählt hatte. Man ließ mich abtreten und den Herrn von Funk rufen. Beim Eintritt in das Zimmer fragte Hyndfordt: Freund! wo haben Sie meinen Riß von Kronstadt, den mir der Trenck kopiert hat? Funk stammelte: Ich will ihn gleich holen. Hyndfordt fragte: Auf Ehre, ist er bei Ihnen zu Hause? Nein, Mylord! ich habe ihn dem Herrn von Golz auf etliche Tage zur Kopierung geliehen.

Hyndfordt bebte vor Neugierde der Entwicklung entgegen, erkannte sogleich den gespielten Streich und erzählte dem Kanzler den Vorgang, daß nämlich dieser Plan ihm zugehöre und er ihn dem Herrn von Funk geliehen habe. Er verlangte einen Vertrauten aus der Staatskanzlei mit. — Der Kanzler befehligte den ersten Sekretär; mit diesem, mit Herrn von Funk und dem holländischen Gesandten Herrn von Schwert, der eben ungefähr dazu kam, um den Kanzler zu sprechen, fuhren sie zum Herrn von Golz. Bei dem Eintritte in sein Zimmer forderte Funk den Riß von Kronstadt zurück. Er brachte ihn hervor und Funk stellte ihn dem Lord Hyndfordt zurück.

Nun fragte der Staatssekretär und Hyndfordt zugleich: Wir bitten, uns auch den Riß von Kronstadt zu zeigen, welchen Ihnen der Trenck verkauft hat. — Hier war seine Bestürzung unbegrenzt. Hyndfordt drang auf kategorische Erklärung mit britischem Trotze, für die Ehre des Trenck, den er für einen ehrlichen Mann halte. Hierauf sagte Herr von Golz:

„Ich habe Befehl von meinem Könige, zu verhindern, daß der Trenck kein Glück in Rußland mache, und habe die Pflicht eines Ministers erfüllen wollen."

Hyndfordt spie vor seine Füße auf die Erde, sagte ihm mehr als ich hierher zu schreiben wage. Und mit dieser Nachricht kamen die vier Herren zum Kanzler zurück. Ich wurde vorgerufen, alle wünschten mir Glück, umarmten mich, entdeckten mir das Rätsel und der Kanzler selbst versprach mir Belohnung, mit dem schärfsten Befehl, den Gesandten nicht zu beleidigen, weil ich im ersten Feuer des Schmerzes, der gerechtesten Rache und der öffentlich siegenden Tugend drohte, dem Herrn von Golz auch vor dem Altare den Hals zu brechen.

Ich wurde besänftigt, speiste zu Mittag bei dem Kanzler. Mein Blut blieb empört, er that alles mich aufzumuntern. Seine Gemahlin stellte sich gleichgültig, fragte mich aber, ob viele Preußen so zu handeln gewöhnt wären, wie Herr von Golz? Funk und Schwert waren mit bei der Tafel. Jedermann wünschte mir Glück zum Siege; aber noch wußte niemand den Zufall, welcher mich vom Jähzorne und von der ungehörten Verdammung des voreiligen Kanzlers gerettet hatte. Diese Retterin saß am Tische und durfte nichts merken lassen. Am folgenden Tage schickte mir der Kanzler ein Geschenk von zweitausend Rubeln in das Haus mit Befehl, mich bei der Monarchin zu bedanken, welche mir dieses Pflaster für die unschuldig erlittene Verfolgung als ein Zeichen ihrer besonderen Gnade schickte.

Dies geschah einige Tage nachher; das Geld achtete ich zu der Zeit nicht, aber die liebreichste Monarchin der Welt machte mir durch die bezaubernde Menschenliebe alles vergessen. Die Geschichte wurde in ganz Moskau kundbar, und der Herr von Golz erschien weder in Gesellschaft noch bei Hofe. Die Kanzlerin beschimpfte ihn persönlich auf eine Art, die ich hier aus Bescheidenheit nicht melden will. Graf Bernes, der schlaue Piemonteser, versicherte mir Rache, ohne daß ich mich darum bekümmern dürfte.

Und was weiter vorgegangen ist weiß ich nicht; Golz ist seit dieser Zeit wenig in Gesellschaft erschienen. Nach meiner Entfernung aus Rußland wurde er krank und starb an der Abzehrung. Requiescat in pace!

Sicher aber ist dieser böse Mann schuld an allen meinen in der Folge noch erlebten Unglücksfällen gewesen. Ich wäre in Rußland einer der ersten Männer im Staatsgebäude geworden. B . . f selbst wäre gewiß nicht in das Unglück geraten, welches ihm und seiner Familie einige Jahre nach dieser Begebenheit begegnete. Ich selbst hätte gewiß niemals das dem Trenckschen Namen so gefährliche, so fatale Wien gesehen; durch Vermittlungen des Petersburger Hofes würde ich auch meine in der Folge ererbten großen slavonischen Güter gewiß nicht verloren haben. Ich hätte angenehme, ruhmvolle Tage anstatt der Wiener Verachtung und Verfolgung durchlebt; auch gewiß nicht zehn Jahre im Magdeburger Kerker geschmachtet, viel weniger gegenwärtig um das tägliche Brot in Zwerbach auf meinem einzigen, von der Raubsucht geretteten Dorfe Gedichte und Lebensgeschichte schreiben, ein invalider Major heißen,

noch einen armseligen, verachteten Schulmeister für meine acht Kinder abgeben müssen.

Die Folge meiner Erzählung wird dieses aufklären. Sicher aber ist es, daß ich bis zu diesem Vorfalle nie den mindesten Haß gegen mein Vaterland noch den Monarchen empfand, auch bei keiner mir wirklich günstigen Gelegenheit dazu habe wirken lassen.

Wie wenig kannte der große Friedrich mein Herz! Er hatte mich ohne Verbrechen unglücklich gemacht, mich zum Kerker nach Glatz unverschuldet, auf bloßen Argwohn gegründet, verurteilt... Ich floh aus demselben nackt und bloß. Er konfiszierte mir mein väterliches Erbteil. Nicht zufrieden mit diesen Drangsalen, wollte er mir auch nicht gönnen, daß ich in einem andern Reiche glücklich werden sollte.

Noch kann gewiß kein Jüngling auftreten, welcher in so kurzer Zeit durch sich selbst, durch angestrengte Arbeit, eignes Verdienst und Fähigkeit, aus seinem Vaterlande vertrieben, so viel Ehre und Beifall erwarb, sich so große Freunde machte, auch in so wichtigen Geschäften mit unbegrenztem Vertrauen gebraucht wurde. Aufgebracht über den Golzschen Streich hätte ich aber damals mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelt, falls die Gelegenheit sich zum Willen gefügt hätte. Ich leugne auch gar nicht, daß ich von diesem Augenblicke an in Rußland alles that, um die Absichten des kaiserlichen Gesandten Grafen Bernes zu befördern, welcher mein einmal angefachtes Feuer zu ernähren und mich zu brauchen wußte.

Kaum fing ich an, laut Unterricht tiefer in die Geheimnisse einzusehen, so entdeckte ich bald alle Faktionen am Hofe, und daß Bestuschef und Appraxin schon wirklich im preußischen Solde dienten, um der österreichischen Partei die Wage zu halten.

Hieraus allein kann man die Ursache einsehen, welche im Jahre 1762 die Petersburger Auftritte verursachte, hingegen auch im siebenjährigen Preußenkriege so verschiedene Befehle, Ränke und Widersprüche in der russischen Hilfsarmee hervorbrachte.

Die Kanzlerin selbst, welche seit dem Golzschen Streiche weit vorsichtiger mit mir umgehen mußte, sah als ein schlaues Weib alle Kunstgriffe ein, in welche ihr Mann verwickelt war. Meine Begebenheit riß sie ganz von der alten Partei. Sie liebte mich mit Herz und Seele, entdeckte mir alle Geheimnisse ohne Rückhalt noch Mißtrauen, und blieb bis zu ihrem Unglücke, welches während meines Magdeburger Gefängnisses im

Jahre 1758 erfolgte, allezeit meine beste Freundin und Korrespondentin. Hier steckt also der Schlüssel verborgen, wodurch ich alles, was bis zum Jahre 1754 und 1756 gegen Preußen geschmiedet wurde, besser wußte, auch wissen konnte, als viele Minister der interessierten Höfe, welche den projektierten Ausbruch ihrer geheimen Entwürfe ganz allein zu wissen glaubten. Wie manches hätte ich damals vorhersagen können.

Die wunderbare Verbindung meines Schicksals hat es aber so fügen wollen, daß ich eben da, wo ich die meiste Achtung, wo ich am eifrigsten hätte sollen gesucht werden, den besten Lohn verdient habe, am wenigsten gekannt noch geachtet wurde.

Da ich vierundzwanzig Jahre alt war, glaubte gewiß niemand, daß ich im sechzigsten ohne großen Titel leben würde. In Berlin, Petersburg, London, Paris, war ich allezeit unter den ersten des Staates und wurde von großen Männern gesucht. Hier hingegen bin ich nunmehr bis zur Staffel der Invaliden herabgesunken. Welch ein wunderbares Spiel des tückischen Glücks, wenn es Männer meiner Gattung in ein Land, wohin sie gar nicht gehören, verbannt.

Rußland hätte ich nie verlassen sollen. Dieses war der Hauptfehler aller meiner Unternehmungen, den ich noch gegenwärtig bereue. Dort habe ich in einem Jahre mehr gelernt, mehr Freudentage und Ehre genossen, als in meinem übrigen ganzen Leben.

Ich habe auch allezeit mehr verrichten können als andre junge Leute, weil ich niemals länger als vier bis fünf Stunden schlief. Noch jetzt ist dieses meine Gewohnheit. Wenn ich mich nun auch einen Teil des Tages meinem Vergnügen, auch dem Hofleben überließ, so blieb mir doch allezeit viel zur Kopfarbeit, zum Umgange mit gelehrten Männern übrig. So war Hyndfordt in Rußland mein Lehrer in Staats-, Welt- und Menschenkenntnis; Boerhaave hingegen, der damalige Hof-Leibmedikus, mein Busenfreund in physischen, auch gelehrten Untersuchungen, und die Weiber bildeten meine persönlichen Eigenschaften für die Ränke des witzigen Hoflebens, welches ich aber als Weltweiser allezeit floh und verachtete. In des Kanzlers Betragen fand ich viel Veränderung seit dem letzten Vorfalle. Seine Blicke verrieten Aufmerksamkeit auf meine Worte und ganzes Betragen. Er schien mir mißtrauisch und rachgierig; seine Frau beobachtete eben das und es war Zeit andre Entwürfe zu machen. Ich fing wirklich an, eine künstliche, aber zugleich höchst gefährliche Rolle zu spielen, da auf einmal ein

ganz neuer Auftritt in meiner Komödie hervorbrach und der Vorhang zu meinem Trauerspiele aufgezogen wurde.

Mein Vetter, der bekannte Pandurenkommandant, war den 4. Oktober 1749 in seinem Arreste auf dem Spielberge in Brünn gestorben und hatte mich mit der Bedingung zum Universalerben eingesetzt, daß ich keinem andern Herrn als dem Hause Oesterreich dienen sollte.

Graf Bernes erhielt die Citation zu Antretung der Erbschaft erst im März 1750. Ich wollte von Wien nichts wissen. Das abscheuliche Beispiel eben dieses meines Vetters schreckte mich, dessen Prozeßquelle und rechtschaffen geleistete Dienste niemand besser als mir bekannt waren, weil ich Augenzeuge seines Schicksals war. Graf Bernes stellte mir aber vor:

Daß das Vermögen meines Erblassers weit über eine Million betrage; daß die Monarchin mir durch seine Rekommandation und Unterstützung gewiß Gerechtigkeit werde widerfahren lassen, und daß ich für meine Person ja keine Feinde in Wien hätte. Besser sei es allezeit eine Million eignes Vermögen in Ungarn zu besitzen, als in Rußland die glänzendste Aussicht zu haben, wo ich bereits so viel Glückswechsel gesehen und die Wirkungen der Familienkabalen kenne. Kurz gesagt, er schilderte mir Rußland gefährlich und Wien als meinen nunmehrigen gesicherten Hafen, versprach mir seinen wirksamsten Beistand, weil sein Gesandtschaftsposten ohnedem in eben dem Jahre zu Ende lief, und fügte hinzu: Wenn ich einmal reich wäre, dann könnte ich ja Rußland, Aegypten oder die Schweiz zum Wohnplatz wählen, überdem könne mich ja auch der König von Preußen nirgends weniger verfolgen als in Oesterreich, in allen übrigen Ländern werde er mir sicher Fallgruben zu legen Gelegenheit finden, welches ich bereits in Rußland erfahren hätte. Wie wäre es, wenn die Kanzlerin Ihnen vom angedrohten Unglück keine Nachricht gegeben hätte? Sie wären als der unschuldigste, rechtschaffenste Mann nach Sibirien geschleppt worden, Sie hätten Ihr Recht nie entdecken noch verteidigen können und jedermann hätte Sie in Moskau einen Bösewicht, einen Treulosen, einen Verräter geheißen. Das hat der ehrlichste Mann nicht in London zu fürchten. Wollen Sie nun noch in Rußland bleiben?

Hyndfordt stimmte aus eben dem Tone, versicherte mich in allen Fällen auf ewig seiner Vaterliebe und schilderte mir London als den sichersten Hafen, falls ich in Wien nicht glücklich sein sollte. Als freier Brite sprach er von der Sklaverei, erinnerte mich an Münchs und Ostermanns Schicksal, schilderte mir den

gegenwärtigen Hof so, wie ich ihn wirklich schon kannte, und fragte, was ich wohl in der That sein, auch vorstellen würde, falls ich das Glück erlangte, dereinst ein General oder Minister in einem solchen Lande zu werden?

Alles dieses brachte mich zu einem Entschluß. Ich wollte aber, da ich ohnedem Geld im Sacke hatte, bei Gelegenheit dieser Reise auch Stockholm, Kopenhagen und Holland sehen. Indessen wollte Bernes meine Ankunft in Wien melden und mir einen guten Empfang vorbereiten. Er forderte also meine Entlassung, um eine große Erbschaft anzutreten. Meine Freundin that alles Mögliche mich zurückzuhalten, wich aber vernünftig meinen Beweggründen. Ich riß mich sozusagen gewaltsam aus ihren Armen, versprach auf Ehre nach Petersburg als Gast zurückzukommen, sobald ich meine Wiener Geschäfte in Ordnung gebracht hätte. Sie machte schon den Entwurf, daß ich durch ihre Anstalten sollte bei einer russischen Gesandtschaft gebraucht werden, wo ich meinem Hofe die wirksamsten Dienste leisten könnte. Wir schieden in dieser Hoffnung schwermütig; sie schenkte mir ihr Porträt und eine Tabatiere mit Brillanten besetzt, welches erstere mir drei Jahre nachher von dem österreichischen Residenten Abramson bei meiner Arrestierung in Danzig von der Brust gerissen wurde, wie ich im zweiten Teile dieser Geschichte erzählen werde. Der Kanzler umarmte mich als Freund, da er mich beurlaubte, sogar Appraxin weinte und hielt mich im Arme, als ich Abschied von ihm nahm, weissagte mir auch dabei, es würde mir nirgends so gut gehen als in Rußland, wo ich so viele und so mächtige Freunde hätte, ich würde diesen Schritt bereuen.

Nichts half; obgleich mein Herz selbst Rußland mit Schwermut verließ, ob mir gleich alles Wiener Unglück ahnte, so folgte ich doch der Leitung des Hyndfordt und Bernes. Ich reiste von Moskau nach Petersburg, dort erhielt ich durch den Wechsler Baron Wolf einen Brief von der Kanzlerin, der mich beinahe zum Zurückkehren brachte. Sie schrieb in einem Tone, der mein ganzes Herz erschütterte, suchte mich von Wien abzuschrecken und schloß mir einen Wechsel von viertausend Rubel zur Reise bei, falls ich meinem Eigensinn folgen und mein sichres Glück mit dem Rücken ansehen wollte.

Ich hatte in Geld und Schmuck gegen sechsunddreißigtausend Gulden bei mir, folglich schickte ich ihren Wechsel zurück und bat um ihr Andenken, um ihre Gnade und Hilfe für Fälle, wo ich sie etwa noch bedürfen könnte, hielt mich nur wenig Tage in Petersburg auf und reiste zu Land nach Stockholm.

Empfehlungsschreiben hatte ich von allen Gesandten bei mir. Ich habe nur noch vergessen zu melden, daß der sächsische Gesandte, Herr von Funk, mein wahrer Freund, untröstlich war, da eigentlich seine Unvorsichtigkeit, meine Zeichnung dem Herrn von Golz zu vertrauen, mein ganzes Glück in Rußland zerstörte und mich beinahe in das äußerste Elend stürzte. Im Jahre 1772, also zweiundzwanzig Jahre nach dieser Geschichte, traf ich diesen rechtschaffenen Mann noch lebendig in Dresden an. Er betrachtete sich als die wirkliche Ursache aller meiner während dieser Zeit noch erlittenen Drangsale und versicherte mir, daß jede Nachricht von meinen überstandenen Martern seine Seele mit Vorwürfen durchbohrt habe. Wir konnten nicht müde werden vom Vergangenen zu sprechen, es war mir ein wirkliches Labsal, solchen Mann noch in der Welt nach besiegten Stürmen wiederzufinden und alte Freundschaft zu erneuern.

Nun war ich in Stockholm. Dort bedurfte ich keiner Rekommandation. Die Königin kannte mich noch als Schwester des großen Friedrichs aus Berlin. Ich hatte die Ehre sie als Braut im Jahre 1743 bis Stettin als Offizier der Garde du Korps zu eskortieren. Ich erzählte ihr mein preußisches und russisches Schicksal ohne Hinterhalt; sie widerriet mir allen Aufenthalt aus politischen Ursachen in Stockholm, blieb bis zum Tode meine gnädige Frau; ich aber reiste sogleich weiter nach Kopenhagen, wohin mir Herr von Chaise, dänischer Gesandter in Moskau, Geschäfte anvertraut, auch Empfehlung mitgegeben hatte. Ich blieb etwa vierzehn Tage daselbst und segelte mit einem holländischen Schiffe aus Helsingör nach Amsterdam.

In Kopenhagen genoß ich die Freude, meinen alten echten Freund, den Leutnant von Bach anzutreffen, welcher meine Flucht aus dem Glatzer Gefängnisse beförderte, wovon ich oben das Nähere geschrieben habe. Er lebte im Elende und hatte Schulden. Ich verschaffte ihm Protektion durch Erzählung seiner edlen Handlung an mir, schenkte ihm fünfhundert Dukaten, und hierdurch hat er sein Glück dergestalt befördert, daß er mir noch im Jahre 1776 schriftlich herzlich dankte und 1779 als Oberster eines Husarenregiments in Dänemark gestorben ist.

Kaum war das Schiff, worauf ich mich befand, um nach Holland zu segeln, in der See, so entstand ein Sturm, welcher uns nach Verlust des Besanmastes und Bugspriets, auch einiger Segel zwang, zwischen den Klippen bei Gotenburg Anker zu werfen. Und unsre Rettung war ein besondres Glück.

Hier lagen wir neun Tage, ehe wir in die offene See segeln konnten. Ich fand in dieser Zeit den angenehmsten Zeitvertreib für mich, nahm täglich zwei meiner Bedienten mit mir und fuhr mit der Schaluppe des Schiffs von einer Klippe zur andern, fing Seekrebse und Kabliau, stach Rochen, schoß Enten und brachte alle Abend Provision, auch Schafmilch von den armen Bewohnern dieser öden Felsen für das Schiffsvolk.

Es war eine Hungersnot unter ihnen. Mein Schiffer hatte Korn geladen. Ich kaufte von ihm für etliche hundert holländische Gulden, teilte überall mit, wo ich herumfuhr. Gab einem Priester hundert Gulden für seine elende Gemeinde, der selbst kein Brot hatte und dessen Pfarre ihm nach unsrem Gelde nicht hundertfünfzig Gulden eintrug.

Hier genoß ich wirklich die echte, die reinste Wollust im Wohlthun; ließ viel Geld daselbst zurück, welches ich in Rußland so leicht, so angenehm gesammelt hatte, und wäre vielleicht arm geworden, wenn wir länger dort verweilt hätten.

Tausend Segen wurde mir von diesem gutartigen Volke nachgewünscht und lange hat man in Gotenburg von dem Trenck gesprochen, welchen der Sturm an die arme schwedische Küste trieb.

Beinahe hätte ich aber bei dieser edlen Beschäftigung mein Leben verloren. Ich hatte Getreide an eine bewohnte Klippe gebracht, im Zurückfahren entstand ein Wind, der mich, weil ich das Steuer nicht gut zu führen wußte, gerade nach der offenen See hinaustrieb. Das Schiff war unmöglich zu erreichen. Ich wollte lavieren. — Mein Bedienter war mit dem Segelumschlagen zu langsam, der Wind legte sich drein und überschlug die Schaluppe.

Nun kam es mir abermals zu statten, daß mich mein Vater in der Jugend hatte schwimmen lernen lassen. Mein treuer Bedienter half mir eine Steinklippe erreichen, und da mich der Wasserschwall dieselbe nicht ersteigen ließ und ich bereits müde war, gewann er das Ufer und half mir bei der Hand hinaus. In eben dem Augenblicke waren aber auch schon die guten Leute, welche mir nachgesehen und die Schaluppe umschlagen sahen, mit ihren Nachen zur Hilfe da.

Ein Kalmück, ein guter Mensch, den ich aus Rußland mitgenommen hatte, und mein Jäger verloren aber ihr Leben dabei. Den ersten sah ich selbst sinken, da ich bereits das Ufer gewonnen hatte.

Die guten schwedischen Klippenbewohner führten mich nun an das Schiff, brachten auch die Schaluppe wieder an Bord.

— Ich wurde etliche Tage seekrank, wir lichteten die Anker und segelten nach dem Texel. Hier sahen wir bereits die Einfahrt, auch die Lotsenschiffe, da sich abermals ein Sturm erhob und unser Schiff bis in den Hafen von Bahus in Norwegen trieb, wo wir unbeschädigt einliefen, tags darauf wieder mit gutem Winde in die See eilten und endlich glücklich in Amsterdam eintrafen.

Hier hielt ich mich wenig auf; hatte aber daselbst sogleich am Tage nach meiner Ankunft einen besondern Zufall, in welchen mich mein Vorwitz verwickelte.

Ich sah zu, wie die Harpunierer, welche zum Walfischfange ausfahren, sich mit ihren Harpunen oder Wurfspießen übten. Die meisten waren rauschig; einer unter ihnen, Namens Hermanus Rogaar, ihr berühmtester Händelmacher und renommiert im Messerschneiden, trat höhnisch zu mir, spottete über meinen türkischen Säbel, den ich an der Seite trug, und wollte mir endlich einen Nasenstüber geben. Ich stieß ihn zurück; der Kerl warf mir die Mütze vor die Füße, zog sein Messer und forderte mich zum Zweikampf heraus; hieß mich einen Aapen Nöcker und fragte, ob ich ein C, ein Gatge oder ein Kruys im Gesichte haben wollte, das ist: ob ich einen geraden, einen krummen oder einen Kreuzschnitt forderte.

Ich war einmal in der edlen Gesellschaft — hier war also kein ander Mittel als raufen oder davonlaufen. Der baumstarke ungeheure Kerl schimpfte und wurde kühner. Ich wandte mich zu den Umstehenden und forderte ein Messer. — Nein, nein, rief mein Aufforderer: Nimm du nur dein großes Messer, welches du an den Hüften trägst. Ich wette zwölf Dukaten, du sollst dennoch deinen Schnitt in die Backen haben. — Gleich zog ich vom Leder. Er ging mir mit seinem Messer zu Leibe. Mit dem ersten Hieb flog aber sein Messer nebst der Hand auf die Erde, so daß das Blut mir gerade auf den Leib spritzte.

Hier erwartete ich nun mein Ende, um vom Pöbel zerrissen zu werden; erstaunte aber, da alles jauchzte, mir Vivat zurief und mich den Held, den Ueberwinder des unüberwindlichen Hermanus Rogaar hieß. Dieser wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit allgemein gefürchtete Kerl wurde ausgelacht. — Ein Handelsjude, der ein Zuschauer war, führte mich aus dem Gedränge, und der Pöbel begleitete mich mit Bewunderung bis in meinen Gasthof.

Dieser Zweikampf, welcher mir in Holland Ehre machte, hätte mich anderswo geschändet. Ein Mann, welcher einen

türkischen Säbel zu führen weiß, wird gewiß in einem Tage hundert Rogaare mit einem Messer in der Faust verstümmeln. Indessen spiegle man sich an dieser Geschichte. Ich hätte auch leicht können unglücklich sein und in Pöbels Hände geraten. Denn wer sich unter die Treber menget, den fressen die Schweine. So hat mir mein Vorwitz öfters Händel zugezogen, denen eine frühzeitige Ueberlegung hätte ausweichen können. Ich verließ mich aber allezeit auf mein Glück im Unglücke, und sah meistens die Gefahr erst dann, wenn sie bereits überstiegen war.

Von Amsterdam reiste ich nach dem Haag. Lord Hyndfordt hatte mich an den britischen Gesandten daselbst, den Lord Holderneß, empfohlen. Bernes an den Baron Reischach, Herr von Schwart an den Staatsgreffier Fagel, und vom Kanzler hatte ich ein Schreiben an den Prinzen von Oranien selbst. Ich konnte also nicht anders als mit aller möglichen Distinktion empfangen werden. Hätte ich hier nun meine Vorteile genutzt, und wäre mit meinem Gelde, das ich bei mir hatte, nicht nach Wien, sondern mit meinem offenen Kopfe nach Indien gegangen, wie manche männliche Schwermutsthränen hätte ich weniger geweint! und welch ein sicheres Glück würde ich überall gefunden haben, wo Menschenverstand Geld erwerben, und wo Redlichkeit und echte Tugend keine Hofkabalen, keinen Eigensinn eines Despoten zu fürchten hat! Ich fand aber zu meinem Unglücke im Haag schon Briefe vom Grafen Bernes, welcher mir den Himmel in Wien versicherte und zugleich die hofkriegsrätliche Citation zur Erbserklärung dieser wichtigen Verlassenschaft beischloß. Er meldete mir zugleich, der Hof habe ihm auf seine Anfrage und Rekommandation versichert, daß mir aller Schutz, alle Gerechtigkeit in Wien widerfahren würde; riet mir also meine Ankunft zu beschleunigen, weil die bisherige Administration der Trenckischen Güter mir gewiß wenig Nutzen verschaffen würde.

Ich folgte dem Rate; eilte nach Wien, und seit diesem Augenblicke hatten alle Freuden meines Lebens ein Ende. Ich geriet in ein Labyrinth von Prozessen, in die Gewalt böser Menschen, und alle möglichen Drangsale schlugen über meinem Kopfe zusammen, welche allein ein Buch erforderten, um sie der Welt zur Schande meiner Verfolger umständlich zu schildern.

Mein Unglück fing schon mit folgender Begebenheit an. Ein gewisser Herr von Schenk suchte im Haag meine Bekanntschaft, er befand sich in eben dem Gasthofe, wo ich eingekehrt war, und bat mich, ihn bis Nürnberg mit mir zu nehmen, von da er nach Sachsen reisen wollte. Ich nahm ihn umsonst mit,

Da ich aber in Hanau frühmorgens aus dem Bette aufstand, um weiter zu reisen, war meine Uhr mit Brillanten besetzt, ein Ring im Werte von zweitausend Rubel, eine Tabaksdose mit dem Porträt meiner ersten Freundin in Moskau, und mein Beutel mit ungefähr achtzig Dukaten vom Tische an meinem Bette gestohlen und Herr von Schenk war unsichtbar. — Nichts schmerzte mich als die Tabatiere; Geldverlust habe ich nie geachtet; der Schelm, dem ich nichts als Gutes erzeigt, war nicht mehr zu erhaschen. Ein Glück war es noch, daß meine Schatulle mit meiner ganzen Habseligkeit im Koffer eingeschlossen war; in dieser waren meine Wechsel vom Baron Wolf in Petersburg und noch ein Vorrat von barem Gelde. Ich setzte meine Reise nunmehr ohne Gesellschaft fort und kam nach Wien, weiß mir aber nicht zu erinnern, in welchem Monate es eigentlich geschah. — Seit meiner Abreise von Wien im Jahr 1748 waren ungefähr nun zwei Jahre verflossen, bis ich 1750 wieder daselbst eintraf. Meine Leser werden aber finden, daß man in so kurzer Zeit unmöglich mehr Fata, mehr Schicksalsveränderungen erleben kann als die, welche ich so kurz als möglich erzählt habe, wobei ich noch sehr viele minder erhebliche wegen Abkürzung, und um Raum für erhebliche zu gewinnen, gänzlich verschwiegen habe. Ich bemerke hier nur das, was mit meiner Geschichte in Verbindung steht, und der, welcher bei dem Lesen zu denken gewohnt ist, wird die Stellen schon finden, wo mich Bescheidenheit schweigen macht, oder wo ich kitzliche Staatsränke nicht aufdecken darf, die mir sogar noch gegenwärtig neue Verfolgungen zuziehen könnten. Nicht jedem Schriftsteller ist erlaubt, den Monarchen noch ihren Ministern öffentlich die Wahrheit zu sagen. Und da, wo ich wie die Katze um den warmen Kuchen mause, wird man mich keiner kriechenden Schmeichelei beschuldigen. Ich bin Vater von acht Kindern und Vaterpflicht überwägt den Autorstolz da, wo die trockene Wahrheit neue Verfolgungen gebären könnte.

Schwerer ist aber gewiß dem ehrlichen Manne nichts in der Welt, als wenn man diese Wahrheiten im Vortrage einer Lebensgeschichte so vermummen muß, daß sie wirklich sibyllischen Rätseln gleichen. Dieses trifft besonders in der Erzählung meiner Wiener Begebenheiten, die ich so geputzt als immer möglich einkleide, um vielleicht durch Bescheidenheit mehr für das verlorne Recht meiner Kinder zu erwirken, als bisher mein aufbrausendes lautes Geschrei, meine zügellose Feder und mein edler Stolz gegen mächtige Güterräuber für mich selbst zuwege brachten.

Da aber in Wien selbst von einer Geschichte, die bereits vor siebenunddreißig Jahren geschehen ist, so verschieden, so widersinnig, so nachteilig für die Ehre des Trenckischen Namens gesprochen wird, so will ich in diesen Blättern nur das kurz, auch gründlich vortragen, was in den Protokollen der Gerichtshöfe noch zu finden ist, ich selbst mit Verpfändung meiner Ehre versichern, auch vor aufgeklärten unparteiischen Richtern noch gegenwärtig gründlich beweisen kann; falls mich jemand zur Rede stellen wollte, welches aber schwerlich nach meinem Wunsche geschehen dürfte, weil Fürsten lieber begnadigen als belohnen.

Der ehemalige Pandurenchef Franz Freiherr von der Trenck starb auf dem Spielberge im Jahr 1749 den 4. Oktober im Arrest.

Irrig glaubt man in Wien, daß sein Vermögen bei dem Urteile, welches ihn auf den Spielberg schickte, konfisziert wurde. Nein, er hatte kein Staatsverbrechen begangen, war auch keines beschuldigt, noch weniger überwiesen. Die Sentenz sagt: Seine Güter und Vermögen sollten unter der Administration des von ihm selbst gewählten Hofrats von Kempf und Baron Peyaczewitz, seines Freundes, verbleiben; ihm aber alle Jahre die Rechnungen seiner Beamten zugeschickt werden. Er war und blieb also bis zum Tode Herr über sein Vermögen zu disponieren.

Daß er aber am Ende seines Lebens, da er den Tod erwartete, seinen Advokaten, den Doktor Berger, zu sich nach Brünn aus Wien berief, daß er durch denselben die Monarchin bitten ließ, sie möchte befehlen, daß ihm der Spielberger Kommandant alle Zeugen und erforderlichen Solemnitäten zuließe, um ein gültiges Testament zu errichten.

Dieses heißt eben nicht um die Erlaubnis zu testieren bei Hofe bitten. In allen Fällen ist hier auch kein Einwurf zu machen. Denn Ihre Majestät die Kaiserin gaben ausdrücklichen Befehl, daß man dem Trenk alle Freiheit sein Testament zu errichten zulassen solle. Sie erlaubte sogar, daß er nach Gefallen für bessere Verpflegung in seiner Krankheit sich dürfe zu den Kapuzinern transportieren lassen. Dies war ja schon so gut als Freiheit — die er aber nicht annahm.

Es war also gar nicht die Frage, ob er ein Testament machen könne, sondern sein Advokat hatte nur den Auftrag, die Monarchin zu bitten, sie möchte das, was er nach ungarischen Rechten bei Erkaufung der Herrschaften Velika und Nustar versäumt, weil er bis daher keinen landüblichen Consensum

Regium dazu gewonnen hatte, durch ihre Gnade supplicieren, weil seinem Erben quoad perennalitatem Hindernisse könnten in den Weg gelegt werden. Eben dieses erfolgte für den Supplikanten durch den Befehl an den Spielberger Kommandanten.

Uebrigens liegt das kaiserliche Handbillet noch gegenwärtig bei den Akten des Judizii Trenckiani delegati, wodurch Allerhöchst Dieselbe den Fürsten Trautson zum Präsidenten, den Grafen Hardick und den Hofrat von Hüttner und Schwandtner von der Landesregierung; von der ungarischen Kammer die Hofräte von Koller und Nagy; vom Kriegskommissariat und Hofkriegsrat die Hofräte von der Mark und Stadler, und von der Rechenkammer den Hofrat von Kempf erwählte, welcher letztere nebst dem Aktuario Frauenberg die Administrationsrechnung führte. Diese große ansehnliche Kommission war allein zur Berichtigung der Trenckischen Verlassenschaft angeordnet, und das Handbillet lautete: Man soll des Trencks letzten Willen auf das allergenaueste pünktlich vollziehen, die Abhandlung beschleunigen und den Erben in allen seinen Rechten schützen.

Es war demnach niemals die Rede von Konfiskation noch de facultate testandi.

Nun will ich aber auch zeigen, wodurch mir diese wichtige Erbschaft dergestalt entrissen wurde, daß ich nicht nur keinen Groschen vom Trenck erbte, sondern noch über sechzigtausend Gulden von meinen eigenen bonis Aviticis für seine Legata und Stiftungen aus meinem Beutel habe bar bezahlen müssen.

Es wird also, wenn dieses Buch einmal allgemein bekannt wird, nicht mehr in Wien ohne Grund geschwatzt werden, daß ich durch allerhöchste Gnaden von dem auf dem Spielberge gestorbenen Trenck sechsundsiebzigtausend Gulden geerbt habe, und daß meine gegenwärtige Herrschaft Zwerbach, die ich von allen Reichtümern noch besitze, ein Trenckisch Fideikommißgut sei; dieses will ich hier gründlich und wahrhaft erklären, nämlich: Der Vater dieses auf dem Spielberge verstorbenen Trenck hatte im Jahr 1743, da er als Kommandant und Obrister zu Leitschau in Ungarn starb, als ungarischer Kavalier und Güterbesitzer ein solennes Testament errichtet, in welchem er mich, als seines Bruders Sohn, seinem eigenen Sohne substituiert, falls dieser ohne männliche Erben sterben sollte.

Dieses Testament war vom Domkapitel zu Zips verfertigt, von sieben Kapitularen unterschrieben und vom Palatino Grafen Palfy ratifiziert, folglich ohne Widerspruch gültig.

Der alte Trenck starb zu Leitschau 1743. Sein Sohn war damals Pandurenoberst im bayrischen Krieg.

Das Zipser Kapitel schickte dieses Testament an den kaiserlichen Hofkriegsrat nach Wien ad exequendum. Dieser übergab dem Sohne die Verlassenschaft simpliziter, ohne für die Sicherheit des Substituierten den rechtsbrauchigen Curatorem anzustellen. Durch dieses Versehen konnte aber meinem Substitutionsrechte gar nichts präjudiziert noch vergeben werden. Der Trenck übernahm die Erbschaft seines Vaters, hat auch niemals gegen diese klare Substitution protestiert. Er starb im Jahre 1749 wirklich ohne Kinder, folglich konnte er auch nie in praejudicium meines per substitutionem erlangten Rechtes über sein väterlich Vermögen disponieren noch testieren und klausulieren. Ich war allezeit heres ab intestato. ja sogar in casu confiscationis hätte ich die Güter seines Vaters niemals verlieren können. Diese in Rechten gegründete Wahrheit wird gewiß kein Richter zernichten noch widerlegen.

Mein Spielberger Testator wußte alles nur gar zu wohl. Er war, wie ich bereits erzählt habe, mein ärgster Feind, der mir sogar nach dem Leben getrachtet hatte. Nun will ich auch das eigentliche Rätsel seines arglistigen Testaments entwickeln.

Dieser in sich selbst böse Mann wollte nicht länger im Gefängnisse leben; er wollte auch nicht um Gnade bitten, wodurch er, wie landkundig ist, sogleich seine Freiheit hätte erhalten können. Er war keineswegs als überzeugter Uebelthäter auf den Spielberg verurteilt. Seine mächtigen Feinde fürchteten seine Rache mit Recht; er hatte schon im Arrest zu Wien gedroht, sie fanden aber Mittel, ihm den Willen zu fesseln. Deshalb allein war er das Opfer ihrer Kunstgriffe bei Hofe.

Sein Prozeß hatte schon viel gekostet; sein Geiz, seine einmal verlorene Hoffnung den Schaden zu ersetzen oder noch reicher zu werden, erniedrigte seine raubgierige Seele bis zur Verzweiflung. Seine Ruhmbegierde war unbegrenzt und diese konnte nicht besser befriedigt werden, als wenn der Pandur als ein Heiliger stirbt und nach dem Tode Mirakel macht. Dies war wirklich sein Entwurf, denn er war einer der gefährlichsten Atheisten, glaubte nichts nach dem Tode aus Ueberzeugung und gestattete sich alles, weil er ein böses Herz im Busen nährte. Hierzu kam noch dieses.

Er wußte, daß ich nach seinem Tode sogleich die Verlassenschaft seines Vaters fordern, auch sicher erhalten würde. Dieser hatte bereits im Jahre 1723 die Herrschaft Prestowacz

und Pleternitz in Slavonien von seinen aus Preußen erhaltenen Familiengeldern erkauft. Und noch bei seinem Leben kaufte der Sohn mit vierzigtausend Gulden von des Vaters Kapitalien die Herrschaft Pakratz. Diese drei Herrschaften waren also Güter, die auf mich direkt devolviert waren und worüber er so wenig, als über die übrigen ererbten Gelder, Mobilien und Häuser seines Vaters testieren noch klausulieren konnte.

Alles Vermögen, das er selbst erworben hatte, stand in Administration; über hunderttausend Gulden waren schon für den Prozeß verloren gegangen und dreiundsechzig Prozesse und Forderungen waren noch wirklich gegen ihn bei Gericht anhängig.

Nun wollte er auch gerne für achtzigtausend Gulden Legate machen. Wenn ich also nach Wien gekommen wäre und meine bona avitica von seinem Vermögen weggenommen, mich aber um die anhängigen dreiundsechzig Prozesse gegen seine Masse nicht angenommen hätte, so sah er wohl vor, daß für seine Legate gar nichts überbleiben würde.

Er errichtete demnach ein doloses Testament, um mich nach seinem Tode unglücklich zu machen. Deshalb ernannte er mich allein zum Universalerben, machte gar keine Erwähnung von seines Vaters Testament, welches ihm die Hände gebunden hätte, verordnete gegen achtzigtausend Gulden Legate und Stiftungen und suchte sowohl durch die vermäntelte Art seines Todes, als besonders durch folgende Bedingungen die Monarchin zur Protektion seines Testamentes zu bewegen; daß ich

1) die katholische Religion annehmen,

2) keinem andern Herrn als dem Hause Oesterreich dienen sollte, und

3) machte er seine ganze Verlassenschaft, ohne das väterliche Vermögen auszunehmen, zum Fideikommiß.

Eben hieraus erwuchs mein ganzes Unglück und dieses war seine wahre Absicht. Denn noch kurz vor seinem Tode sagte er dem Kommandanten Baron Kottulinsky: Jetzt sterbe ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode schikanieren und unglücklich machen kann.

Sein in Wien geglaubter mirakuloser Tod erfolgte auf folgende Art, wodurch er besonders viele Kurzsichtige ganz für seine Absichten lenkte, die ihn wirklich heilig glaubten.

Drei Tage vor seinem Tode, da er vollkommen gesund war, ließ er dem Kommandanten sagen, er wolle seinen Beichtvater nach Wien schicken und der heilige Franziskus habe ihm

offenbart, er würde ihn an seinem Namenstage um zwölf Uhr in die selige Ewigkeit abholen. Man schickte ihm den Kapuziner, den er nach Wien abfertigte, und lachte mit den übrigen.

Am Tage nach des Beichtvaters Abreise sagte er: Gottlob! Nun ist meine Reise auch gewiß. Mein Beichtvater ist tot und mir bereits erschienen.

Dieses bestätigte sich am folgenden Tage wirklich. Der Pfaff war gestorben. Nun ließ er die Offiziere der Brünner Garnison zusammenkommen, sich als Kapuziner tonsurieren, auch in die Kutte einkleiden, hielt seine öffentliche Beicht und dann eine stundenlange Predigt, worin er alle zum Heiligwerden aufmunterte und den größten aufrichtigsten Büßer spielte. Dann umarmte er sie alle, sprach von der Nichtigkeit der Erdengüter lächelnd, nahm Abschied und kniete nieder zum Gebet, schlief ruhig, stand auf, kniete, betete wieder, nahm um elf Uhr mittags am 4. Oktober die Uhr in die Hand und sagte: Gottlob! die letzte Stunde naht. Jedermann lachte über dieses Gaukelspiel eines Mannes seiner Art; man bemerkte aber, daß sein Gesicht auf der linken Seite weiß wurde. Hier setzte er sich nun an den Tisch mit aufgelehntem Arm, betete, blieb ganz still mit geschlossenen Augen. Es schlug zwölf Uhr; er bewegte sich nicht; man redete ihn an und er war wirklich tot.

Nun erscholl das ganze Land vom Mirakel. Der heilige Franziskus hat den Panduren Trenck in den Himmel geholt.

Die Auflösung des Rätsels und Mirakels ist aber eigentlich diese, welche mir allein gründlich bekannt war.

Er besaß das Geheimnis des sogenannten Aqua Toffana und hatte beschlossen, nicht länger zu leben.

Seinem Beichtvater, den er nach Wien schickte, hatte er alle Geheimnisse vertraut und ihm viel Kleinodien und Wechselbriefe mitgegeben, die er auf die Seite schaffen wollte. Ich weiß positiv, daß er einem gewissen großen Prinzen damals seine Wechsel von zweimalhunderttausend Gulden zurückgeschickt und kassiert hat, der mir als rechtmäßigem Erben keinen Groschen wiedergab. Der Beichtvater sollte aber außer stand gesetzt werden, ihn jemals zu verraten, deshalb nahm er seine Giftdose mit in dem Leibe auf die Reise und wurde bei der Rückkehr tot gefunden. Er selbst hatte eben dieses Gift genommen und wußte die Stunde seines Todes. Nun spielte er seine tragische Rolle als Heiliger, um dereinst dem Florianus oder Krispinus den Rang streitig zu machen; da er auf Erden nicht mehr der Reichste uud Größte werden konnte, wollte er im

Grabe angebetet sein. Versichert war er, daß Mirakel bei seinem Grabe erfolgen würden, weil er eine Kapelle erbaut, eine ewige Stiftmesse fundiert und den Kapuzinern sechstausend Gulden vermacht hatte.

So starb eigentlich dieser ganz besondere Mann im vierunddreißigsten Jahre seines Alters, welchem die Natur keine Gabe, kein Talent versagt hatte. Der die Geißel der Bayern und der Schrecken der Franzosen war, der mit seinen verächtlich geglaubten Panduren sogar gegen sechstausend preußische Gefangene geliefert hat — er lebte als Tyrann und Menschenfeind und starb wie ein heiliger Schurke.

So war nun die Lage des Trenckischen Testaments, da ich im Jahr 1750 nach Wien kam.

Ich erschien nicht so wie einige Verleumder unlängst in Gesellschaft gesagt haben, als ein dienst- und brotsuchender Bettler. Nein, ich hatte die russischen Dienste verlassen, wo ich glücklich war. Der kaiserliche Gesandte hatte mich überredet, ein sicheres Glück zu verlassen und mein Unglück in Wien zu finden.

Ich brachte von meinem russischen Gelde noch gegen zwanzigtausend Gulden bar Geld und in Geschmuck nach Oesterreich.

Ich habe während der Wienerprozesse noch gegen fünfzehntausend Gulden aus Berlin, Petersburg und von meiner Familie in Wien erhalten und aufgeopfert, folglich vom Trenck nicht nur nichts geerbt, sondern noch über hundertzwanzigtausend Gulden von meinem eigenen Gelde und von seinem auf mich devolvierten Vatersvermögen verloren und zugesetzt.

Nun weiter zur Geschichte.

Bei der ersten Audienz konnte die Monarchin nicht gnädiger sein, als sie zu sein schien. Sie sprach von meinem toten Vetter mit gerührter Achtung, sie versprach mir allen Schutz und Gnade und sagte, daß Graf Bernes mich ihr besonders empfohlen hätte. Das Judizium Delegatum wurde allein für die Trenckische Verlassenschaftsabhandlung angeordnet. Sobald ich aber den bestimmten Präsidenten und die Räte kennen lernte, sobald ich dreiundsechzig wirklich anhängige Prozesse sah, die ich in Wien ausführen sollte, wo ein ehrlicher Mann eine Lebenszeit bedarf, um nur für einen Recht zu finden, beschloß ich sogleich die ganze Erbschaft abzulehnen, auf das Spielberger Testament zu renuntiieren und nur allein meine bona Avitica zu fordern.

Zu dem Ende begehrte ich copiam vidimatam von dem

Leitschauisch alt Trenckischen Testamente. Ich erhielt sie. Hiermit erschien ich vor Gericht in Person, erklärte, daß ich vom Franz Trenck nichts verlange, keine Prozesse noch Legate von ihm übernehmen wolle und allein das Vermögen seines Vaters, laut produzierten legalen Testaments von der Massa im voraus fordere, welches die drei Herrschaften Pakratz, Prestowatz und Pleternitz ohne die Kapitalien und Mobilien betraf. Nichts war billiger, nichts unwidersprechlicher als diese Forderung.

Wie erschrak ich aber, da man mir im entschiedenen Tone im öffentlichen Rate antwortete: Ihro Majestät die Kaiserin haben ausdrücklich befohlen, daß, „falls Sie nicht alle Bedingungen des Trenckischen Testaments erfüllen wollen, Sie absolute und entschieden von der ganzen Masse abgewiesen werden und gar nichts zu hoffen haben!"

Was war zu thun? Ich wagte einen Schritt bei Hofe — wurde aber ebenso abgewiesen.

Es war einmal beschlossen, ich sollte römisch-katholisch werden. Was war zu thun? Ich war schutz- und hilflos.

Durch ein Geschenk erhielt ich von einem Pfaffen ein Attestatum, daß ich mich bekehrt und dem verfluchten Luthertume abgeschworen habe. Ich blieb aber, was ich war, und konnte auch für Millionen mich nie entschließen zu glauben, was der Papst will, das ich glauben soll.

Für Geld und Fürstengunst mache ich auch kein Heuchler- noch Gaukelspiel. Um diese Zeit kam auch der General Bernes von seinem Gesandtschaftsposten aus Petersburg nach Wien zurück. Ich klagte ihm mein bitteres Schicksal. Er sprach mit der Monarchin — sie versprach ihm alles — er hieß mich Geduld haben, indessen alles zu thun, was man wollte — alle Prozesse zu übernehmen. Er mußte eilfertig in Familiengeschäften nach Turin abreisen, bei seiner baldigen Rückkunft würde er meine ganze Sache auf sich nehmen und mich sicher in Oesterreich glücklich machen. Dieser Mann liebte mich wie sein Kind. Seiner Versicherung gemäß blieb mir viel Hoffnung von ihm zu erben, da er weder Kinder noch Verwandte hatte. Er reiste fort, umarmte mich mit nassen Augen väterlich. Kaum war er sechs Wochen abwesend, so lief die Nachricht ein, daß er in Turin von einem Freunde mit Gift in eine bessere Welt befördert sei.

So spielte das Glück mit mir, so entriß es mir meine Stützen allezeit im Zeitpunkte, wo ich sie am notwendigsten brauchte, welches man in meiner ganzen Lebensgeschichte bei allen Vorfällen bemerken wird.

Auch den Feldmarschall Königseck, Gouverneur von Wien, meinen besten Freund und Protektor, entriß mir der Tod in eben dem Jahre, da er mir helfen wollte. Merkwürdig ist aber dieses, daß die größten Männer, die Oesterreich seit dem Jahre 1747 aufzuweisen hat, mich liebten, schätzten, auch zu befördern suchten. Rechnungsführer, kleine Justizschurken, Fanatiker, Dummköpfe und Pfaffen allein waren und sind noch meine Feinde. Diese allein haben alle meine Hoffnung vereitelt und mich arm, auch dem Staate unthätig gemacht, auch von allen Geschäften, von Gerechtigkeit und Gnade der Monarchin zu entfernen gewußt. Gnade habe ich zwar nie gesucht, weil ich nie ein Uebelthäter noch Betrüger war. Gerechtigkeit hätte ich aber zu verdienen gewußt, wenn sie mir widerfahren wäre.

Kaum war Bernes von Wien abgereist, so ereignete sich eine Begebenheit, welche mein Unglück vergrößerte. Der preußische Minister zog mich im Hause des pfälzischen Gesandten Herrn von Beckers auf die Seite und machte mir den Antrag, ich sollte nach Berlin in mein Vaterland zurückkehren, der König hätte alles Vergangene vergessen, ich sei bei ihm gerechtfertigt, er würde mein Glück machen und mir die Trenckische Erbschaft und Güter sicher verschaffen, wofür er mir auf Ehrenwort Bürge sein wolle.

Ich antwortete, daß diese Gnade mir nunmehr zu spät widerführe, ich hätte im Vaterlande zu großes Unrecht erlitten, traue keinem Fürsten auf Erden, dessen Willen alle Rechte der Menschen zernichten kann. Mein treues Herz für den König sei zu grob mißhandelt worden. Mein Kopf könne in der ganzen Welt die Notdurft verdienen und ich wolle keiner Gefahr eines unverdienten Gefängnisses mehr unterworfen sein.

Er that alles um mich zu überreden, da aber nichts fruchtete, sagte er mir: Mein lieber Trenck, Gott weiß, ich habe es redlich mit Ihnen gemeint, ich bin Ihnen auch Bürge dafür, daß mein König Sie sicher glücklich machen wird. Sie kennen aber Wien nicht und werden hier nach vielen Prozessen alles verlieren, auch sicher verachtet und verfolgt leben, weil Sie keinen Rosenkranz beten können.

Wie viel tausendmal habe ich in der Folge nicht bedauert, daß ich damals nicht nach Berlin zurückkehrte. Ich hätte dem zehnjährigen Magdeburgergefängnisse ausgewichen, die Trenckische Erbschaft nicht verloren, meine besten Lebensjahre nicht in Prozessen und Memorialienschreiben verhaucht und wäre im Vaterlande sicher unter die größten Männer gerechnet worden.

Wien war nie der Ort für meine Talente, noch weniger für meine unerschrockene Wahrheitsliebe und Einsicht. Zum Kriechen und Gnadebetteln bin ich zu stolz, ich fühle meinen Wert zu lebhaft. Mein Schicksal wollte es aber so haben, daß ich hier sechsunddreißig Lebensjahre unbelohnt, ungebraucht verschwenden, auch bei grauen Haaren mit andern wirklich invaliden Oberstwachtmeistern in eine Klasse sollte gerechnet werden.

Sicher aber ist es, daß seit diesem Tage, da der preußische Gesandte mit mir sprach, auch nichts mehr in Wien für mich zu hoffen war. Der König weiß die Wege, durch seine Gesandten bei den meisten Höfen Europas zu stürzen, auch zu erheben, wenn er will.

Der Trenck, welcher ihm nicht mehr traute, nicht mehr dienen wollte, sollte auch nie Gelegenheit finden wider ihn zu dienen. Ich bin also durch die dritte Hand bei der Monarchin als ein Erzketzer, zugleich als ein Mensch geschildert worden, welcher dem Hause Oesterreich nie dienen wolle und nur die große Erbschaft suche, um zum König von Preußen zurückzukehren.

Daß dieses wirklich geschehen sei, werde ich im zweiten Bande dieser Lebensgeschichte gründlich, auch unwidersprechlich erweisen. Und falls ich noch eine wahrscheinliche Szene erlebe, dann wird sich mancher öffentlich schämen müssen, welcher mir in Wien verächtlich begegnet hat, die beste Monarchin zur Ungerechtigkeit verleitete und jemals von einem Manne meiner Denkungsart und Fähigkeit schlechte, falsche oder verräterische Handlungen argwöhnen konnte. Nein! Mit stolzer erhabener Stirne stehe ich hier, hier schreibe ich meine Geschichte, so wie sie wirklich wahr ist, ohne Rückhalt. Hier will ich selbst an den öffentlichen Schandpfahl treten, falls mir jemand auf Erden einen untreuen Gedanken vorrücken kann. Dank bin ich zwar hier niemand schuldig, wo mir in sechsunddreißig Jahren kein Recht, keine Achtung, keine Wohlthat widerfahren ist. Und dennoch habe ich allezeit die Ehre dieser Monarchie auch mit meinem Blute zu befördern gewünscht. Kurz gesagt, ich diente dem Könige von Preußen bis zum Jahr 1746 ebenso treu, so eifrig, als ich seit 1750 bis 1786 in Oesterreich gedient habe. Mein Herz ist ohne Vorwurf, meine Handlungen reden; fast alle Höfe Europas sind hiervon überzeugt und dennoch bleiben meine Güter in Preußen wie bisher, in Ungarn hingegen sicher auf ewig konfisziert. Welche ruhmwürdige Wirkung des Schicksals für meine Ehre, für den Anspruch meiner Kinder auf mein Recht! Dergleichen Seitenschritte sind mir ja in diesem

Buche bei jeder Gelegenheit nicht zu verübeln, wo sich mein Blut, mein ganzes Gefühl empört, wo mein Herz blutet und die nunmehr grauen Haare mir alle Hoffnung vereiteln, noch jemals einen rühmlichen Sieg zu erwarten, geduldig zu erschleichen oder durch echten Heldenmut zu erzwingen.

Lesen wird gewiß kein Monarch diese meine wahre Geschichte, folglich auch nie die Wahrheit weder erkennen, noch schützen.

Lesen werden mich einige unsrer sogenannten Gelehrten und in ihren von mir nicht erkauften Rezensionen tadeln, schnarchen und Pasquille schreiben, aber gewiß meine Galle nicht rege machen, noch meinen bereits erworbenen Ruf weiter als bis Nußdorf, Appoltan und St. Pölten kränken. Blutsuchende Insekten können den Löwen nicht durch die Mähne stechen, er schüttelt den Kopf und schleudert das Geschmeiß von sich.

Lesen werden mich wenig Exzellenzherren, die sich lieber die Legende der Heiligen von ihrem Hauskaplan vorlesen lassen. Lesen und verfolgen, schimpfen und drohen werden mir aber die gewiß, welche mich plünderten, bei Hofe verleumdeten und dem Staate unthätig machten. Ihr Eigennutz, ihre Selbsterhaltung fordert die ewige Unterdrückung aller Tugend und Wahrheit, folglich wird mein Buch sicher unter den gefährlichen geschildert, vielleicht gar zu lesen von allen Beichtvätern verboten werden.

Lesen wird mich aber das übrige Deutschland, lesen, bewundern, auch bedauern wird mich die Nachwelt, falls meine Geschichte nicht das Unglück hat unter die unwahrscheinlichen Romane unsrer Zeit deshalb gerechnet zu werden, weil Theresens und Friedrichs Biographieschreiber aus erheblichen Ursachen den Trenckischen Namen nicht einmal genannt haben.

Nun weiter zur Sache.

Ich war nunmehr gezwungen, mich, jedoch allezeit cum reservatione juris mei, niemals aber simpliziter, als Erbe zu erklären und die Arbeit mit dreiundsechzig Prozessen wurde übernommen. Man weiß, was einer in Wien kostet, und urteile jetzt, wie es mir ging, da ich aus der ganzen Trenckischen Masse binnen drei Jahren nur dreitausendsechshundert Gulden, folglich kaum so viel erhielt, als die Neujahrsgeschenke an Kanzleien und Sollizitatoren forderten. Wie viel Ballen Papier habe ich nicht in Prozeßakten und Memorialen unwirksam verschrieben! Mein aus Rußland mitgebrachtes Geld war also bald geschmolzen, meine Familie in Preußen unterstützte mich,

die Gräfin Bestuschef schickte mir die viertausend Rubel, die ich in Petersburg nicht annehmen wollte.

Aus Berlin erhielt ich Hilfe von meiner alten Freundin und dennoch mußte in Wien bei Wucherern Geld gesucht werden, wobei ich oft nach Wienerbrauch sechzig Prozent verlor. Verwebt in einen Irrgarten von Advokaten- und Räuberränken, foderte mein Ehrgeiz mich durchzuarbeiten. Alles wurde durch meine Herkulesarbeit möglich gemacht; mein eigenes Vermögen aber dabei aufgeopfert, wofür ich am Ende ein elendes Fideikommiß erhielt, welches ich eigentlich nicht erbte, sondern von der Habsucht errettete. Meine edle Zeit ging dabei verloren, die ich angenehmer durchleben, auch rühmlicher und fruchtbarer hätte genießen können. Niemand kann sich aber denkend vorstellen, was meine erhabene Seele dabei empfand, wenn ich bei boshaften, dummen Menschen deshalb, weil sie Minister hießen oder Hofräte waren, um Justiz betteln mußte, wenn ich einer Art von Menschen, die nicht einmal einen Begriff von Tugend und Rechtschaffenheit besitzen, die sich keinen wahrhaft redlich uneigennützigen Mann denkend möglich vorstellen können, auch alles in die allerhöchsten Gnaden des Hofes und seine Kammerdienerinnen, Ofenheizer und Seelsorger zurückleiten — wenn ich dergleichen Dikasterialmaschinen um einige Bewegung für mein Recht bitte.

In Berlin und Moskau war ich überall unter den ersten des Landes geachtet und gesucht. In Wien hingegen bliesen die Exzellenzenscharen die Backen auf und wollten dem Forestier Trenck kaum Audienz in ihrer Antichambre geben. Ein großperückiger, durch Referieren reich gewordener und als Advokat gelehrt gewesener Referent war sogar des unmaßgeblichen Dafürhaltens, man solle meine eingereichten Memorialien auf gut deutsch verdolmetschen lassen, damit man sie im Rate lesen, auch verstehen könne, zugleich aber auch dem Pater Parhammer ex officio auftragen, daß er mich im hiesigen Kanzlei- und Hofstil ebensowohl, als im alleinseligmachenden Glauben unterrichten solle, wogegen derselbe Gewalt und Vollmacht von hoher Instanz erhalten sollte, alle meine Rechnungsführer und Richter in articulo mortis von allen nur möglichen Sünden loszusprechen.

Man urteile, wie mir in einem Lande zu Mute war, wo Männer meiner Gattung so niedrig behandelt werden, so wenig gesucht noch gekannt sind. Die Folgen waren ganz natürlich auch vorauszusehen. Ich verlor alles, weil ich nicht kriechen wollte, und wurde verfolgt, weil ich laut die Wahrheit schrie. Hierzu

kam noch, daß ich so wenig in die Messe als nach Hofe ging. — Man brachte also dem Gott der römischen Kirche ein Opfer zum süßen Geruch bei jeder Dekretation meiner Bittschriften: Das Begehren des Supplikanten findet nicht statt. — Dieses war und ist noch gegenwärtig der gewohnte Kanzleistil in allen Fällen für meine Abfertigung; auch ebensowenig zu bewundern, als wenn die Kreisämter den Landständen alles Ernstes und bei sechs Reichsthaler Pönfall auftragen, daß sie alle Patrioten sein sollen.

Meine anhängigen dreiundsechzig Prozesse wurden nun alle innerhalb drei Jahren auf eine Art geendigt, die nach mir gewiß niemand mehr in Wien auch nicht in fünfzig Jahren bewerkstelligen wird. Wie es aber eigentlich geschehen, dieses muß für diese Blätter ein ewiges Geheimnis bleiben.

Genug, ich lernte Menschen und Richter so kennen, wie ich sie gerne andern zum Vorteil schildern möchte.

Der Kammerdiener des Präsidenten öffnete mir für etliche Dukaten allezeit das Kabinett des Fürsten, woraus ich durch eine Oeffnung in der Thüre alles so gut zusah und hörte, als wenn ich selbst im Rate mitgesessen hätte..

Dieses Mittel war mir oft sehr nützlich, um bösen Absichten vorzukommen, meine Freunde zu kennen, auch manchen Anschlag zu vereiteln. Hier habe ich zuweilen mich kaum enthalten können hineinzutreten und sie zu fragen: Kerle, was macht ihr hier?

Um neun Uhr war die Stunde der Zusammenkunft, und selten setzte man sich vor elf Uhr zum Ratstische. Der Präsident betete heimlich den Rosenkranz. Einer sprach oder trug vor, die andern sprachen paarweise unter sich; dann wurden Stadt- oder Hofgeschichten erzählt und der Rat war zu Ende. Ueber drei Wochen abermals Zusammenkunft bestimmt. Nichts entschieden, das hieß ein Judicium delegatum in causis Trenkianis. Endlich kam es zur Hauptsache, an die ich ewig mit Schauder und Abscheu denken werde.

Das Hauptvermögen des Trenck bestand in den slavonischen großen Gütern, genannt die Herrschaften Pakratz, Prestowatz, Pleternitz, die er von seinem Vater ererbt hatte und eigentlich Trenckische Familiengüter waren. Und dann Velika und Nustak, welche er selbst gekauft hatte; die aber zusammen über sechzigtausend Gulden jährliche Einkünfte ihren gegenwärtigen Besitzern eintragen, auch eine Strecke von mehr als zweihundert Dörfern und Höfen betragen.

Zum Besitze ungarischer Güter gehört nun laut Landesgesetzen:

1) Daß bei dem Ankaufe der Consensus Regius für denselben angesucht werde.
2) Daß der Verkäufer das Jus perennale cum jure donandi, cedendi, vendendi besitze und übertrage.
3) Daß der Eigentümer indigena Regni geboren sei oder dasselbe gekauft und erhalten habe.

Hat man dieses alles nicht und stirbt, so nimmt der Fiskus die Güter und zahlt dem Erben nur die Summam emtitiam oder den Kaufschilling nebst den erweislichen Meliorationen heraus. Oder er zahlt demselben die Summam inscriptitiam — das ist, das Kapital heraus, wofür die Herrschaft intabuliert ist.

Ohne weitere Umstände als Eigenmacht und Willkür nahm nun der ungarische Kammerpräsident Graf Grassalkowitz im Namen des Fiski Possession von allen Trenckischen Gütern. Der Braten war fett; nicht sowohl wegen der Güter selbst, als wegen der Beute, die dabei zu machen war. Denn mein Vetter hatte aus Bayern, Elsaß und Schlesien verschiedene Schiffsladungen mit Kaufmannsgütern, Leinwand, Gold und Silber in Stangen gegossen, auf seine Güter geschickt. Dabei war die prächtige Gewehrkammer, die Sattelkammer und das große silberne Service des Kaisers Karl des siebten, welches alles er in München fortgeschleppt hatte. Auch das große silberne Tafelservice des Königs von Preußen war dabei. — Man sagt wirklich, daß der Trenckische Schatz in Slavonien weit mehr im Wert als die Güter selbst betragen haben.

Einer der ehrwürdigsten Männer in der Armee, ein großer General hat mir noch unlängst erzählt, daß aus dem Trenckischen Schatze zu Mihalefze etliche schwere Wägen mit Silber und Pretiosen beladen weggeführt wurden. Er kann noch als Augenzeuge sprechen, er kennt die beiden Panduren, welche des Trenck Vertraute und Schatzbewahrer waren. Diese nahmen bei der allgemeinen Plünderung ein jeder eine Schachtel mit Perlen, flüchteten damit in das türkische Gebiet und wurden daselbst reiche Kaufleute. — Meine prächtigen Gestüte, sogar das Vieh aus den Meyerhöfen wurde fortgetrieben; die Gewehrkammer bestand allein in mehr als dreitausend Stück der seltsamsten Sammlung. — Der Trenck hat selbst gesagt, daß er von Dannhausen und Gersdorf im Glatzischen allein im Werte mehr als für fünfzigtausend an Leinwand weggenommen und in Kisten auf seine Güter geschickt hatte. Kurz gesagt: Alles wurde gestohlen, weggeführt und geplündert, und da Befehl vom Hofe erfolgte, man solle alle Trenckische Mobilien

nach Wien für den Universalerben liefern, war nichts mehr übrig als Kleinigkeiten, die niemand mehr haben wollte, und zwei alte preußische Kommisgewehre. Ich selbst habe in einem ungarischen Palaste einige pretiose Gewehre gesehen, die ich positiv kannte, daß sie mir gestohlen waren. Ich kaufte auch in Essek wirklich einige silberne Teller mit dem preußischen Wappen, die Herr Hofrat D***n verkauft hatte, welcher zur Besitznehmung der Güter bevollmächtigt war und hiedurch reich wurde; nahm die Attestatien, welche das wirkliche furtum erwiesen — schrie in Wien laut, klagte; erhielt aber Befehl von Hofe: Ich sollte gar nichts von dieser Sache bei allerhöchster Ungnade sprechen, auch nicht mehr nach Slavonien reisen. Die Hauptursache, warum mir alle Güter so gewaltsam wider alle ungarische Jura Statutaria entrissen wurden, war eben diese, weil ich bei Uebergabe derselben auch hätte fragen dürfen, wohin die Mobilien und Schätze transportiert worden — nach Wien hat man nichts geschickt und dem Aerario auch keinen Heller dafür berechnet. Es war also nicht Konfiskation, sondern wirklicher Raub. Verloren habe ich einmal alles, und der mir den Verlust verursachte, den heiße ich Dieb.

Nun wollte ich die Sache wegen der Güter auf Anraten einiger rechtschaffenen Ungarn gern zum ordentlichen Prozeß in Ungarn einleiten. Forderte in einer Bittschrift mein Recht von der Monarchin demütig — ich erhielt aber Befehl, absolut nicht nach Ungarn zu reisen, und die Sache wurde dem Judicio delegato Trenckiano in Wien übergeben.

Hier erwies ich nun legaliter ohne Widerspruch:

1) Daß die drei Herrschaften Pakratz, Prestowatz und Pleternitz gar nicht ad massam des letzten Testatoris gehörten, auch nullo titulo dem Fisko heimfallen konnten.
2) Ich produzierte das Jus perennale, auch den Consensum Regium für diese drei Herrschaften, die mir ohne alle Widerrede in natura gebührten.
3) Für die andern zwei war auch ein Consensus Regius vom Kaiser Karl da, wovon ich noch folgenden Ausdruck im Kopf behalten habe und hier niederschreibe:

In casu etiam reunionis hujus Regni Slavoniae cum Hungarico Regno nostro, hae litterae privilegiales nulla ulteriori confirmatione indigeant. Sed pro omne tempus futurum eundem debeant habere vigorem, ac si per Cancellariam nostram Hungaricam quarum directione nunc non utimur, nec uti tenemur, expeditae fuissent etc.

Kann wohl etwas klarer sein. Die Herrschaft Velika wurde

von der Walseckischen Familie zur Zeit des Türkenkrieges gekauft, da Slavonien als ein erobertes Land angesehen wurde. Der Kaiser gab dem Käufer den Consensum Regium mit obigem Ausdruck, und Trenck kaufte cum jure possidentis die Herrschaft.

Nicht genug! Es ist noch ein Gesetz in Ungarn, welches sagt: Wann jemand Güter in Ungarn erbt, der ein heres extraneus ist, so kann er dieselbe Nomine deren Familien besitzen, welche das jus donandi & vendendi besaßen und seinem Erblasser dasselbe eodem jure, quo possidebant, überlassen.

Nun lebten damals noch die Grafen Walseck, Baron Imsen und Graf Gossau, welche ihre Herrschaften dem Trenck verkauft hatten, folglich konnte der Fiskus in keinem Falle Possession nehmen.

Es geschah aber dennoch via facti.

Man untersuchte mein Recht bei obbemeldetem Judizio delegato, und hat der Monarchin die Wahrheit für mein Recht referiert. Auf einmal erschien aber folgender Machtspruch vom Hofe. Die Monarchin schrieb eigenhändig:

„Der Kammerpräsident Graf Grassalkowitz nimmt es auf sein Gewissen, daß dem Trenck die Güter in Slavonien nicht in natura gebühren. Man soll ihm also die summam emtitiam und inscriptitiam bar herauszahlen, und alle erweisliche Meliorationen gut machen, und die Güter bleiben der Kammer!"

Hiermit hatte auf einmal der Prozeß und alle Hoffnung ein Ende; ich hatte in Wien 63 kleine Prozesse mit Aufopferung meines eigenen Vermögens durchgearbeitet und verlor die ganze Erbschaftsmasse ohne Prozeß. Beati possidentes! proficiat! Des Trenck Vermögen will ich gern entbehren, bei mir ist des Soldaten Beute und des Ministers Plusmachen, so wie des Räubers Diebstahl gleichbedeutend, gleich wirksam für den Beraubten. Aber meiner Vorfahren Schweiß, meine bona avitica, die Güter, welche seit 68 Jahren Trenck'sche Familiengüter waren, diese hat man mir, ohne eine Grausamkeit zu begehen, niemals nehmen können; Geduld! meine Kinder werden dennoch nicht Kammerdiener noch Leibkutscher des reichen Besitzers unsrer Güter werden. Und ich hinterlasse ihnen mein entrissenes Recht im vollen Gewichte, das laut zu schreien mir aber niemand hindern kann, so lange mir dieses Recht nicht widerfährt.

Ich beschuldige den Herrn Kammerpräsidenten nicht, daß er sich selbst direkt in Possession meiner Güter gesetzt habe. —

Er hat sie mir aber in allen Fällen contra jura Hungarica entrissen und sie seinen Freunden auf solche Art in die Hände gespielt, daß das aerarium dennoch bei dem Verkaufe derselben nicht 150 000 fl. gewonnen hat. Ich hingegen verlor aber im innern Werte samt Mobilien gewiß eine und eine halbe Million. Vielleicht ebensoviel in Mobilien.

Nun betrug die summa inscriptitia und emtitia für alle diese großen Güter nur 149 000 fl. Diese wurden zwar von der Kammer an die Trenck'sche Masse bezahlt. Der Herr Präsident fand aber für gut, noch 10 000 fl. weniger als die summam emtitiam für Pakratz zu bezahlen unter dem Vorwande, das Vieh wäre daselbst weggetrieben worden. Er zog auch von diesem Kapital noch andre 36 000 fl. unter folgender himmelschreienden Rubrik ab:

Er sagte nämlich: Der Trenck habe zur Errichtung seiner Panduren seine Herrschaften entvölkert. Und während der Zeit, da er sich mit den Feinden seiner Monarchin so rühmlich herumschlug, wären von diesen Leuten 3600 Mann verloren gegangen und nie zurückgekommen. Folglich müßten dem Lande 30 fl. per Kopf vergütet werden, und hiervon wollte er den Ueberrest der summae inscriptitiae verwenden. Mit vieler Mühe wurde diese Forderung, welcher man den Namen slavonischer Exzesse beilegte, mit 36 000 fl., also per Kopf mit 10 fl. verglichen.

Ich habe also, ob ich gleich vom Pandurenobersten Trenck keinen Heller erbte, dennoch für 3600 Mann, welche im Kriege für die große Theresia rühmlich starben, die für sie so viele Millionen Kontribution in Feindes Ländern eintrieben, so viele Städte mit dem Säbel in der Faust bestürmten, und so viele tausend Feinde erlegten, auch gefangen nahmen, nicht von des Trencks erbeutetem Gelde, sondern von meinen auf mich direkt devolvierten Familienkapitalien bar bezahlen müssen. Wird man dieses Verfahren wohl im Auslande glauben? und dennoch kann ich die rein erprobte Wahrheit mit Verlust meines Kopfes erweisen.

Von den übrigen Geldern dieses Trenck'schen Güterrestes wurden seine Stiftung und Legate mit 76 000 fl. bezahlt. Es blieben also für mich nur 86 000 fl. vom ganzen slavonischen Vermögen übrig, wovon man noch die Kommissarien, Administratoren und Rechnungsführer remunerierte.

Nun wird wohl bei Durchlesung dieser Blätter gewiß niemand sagen, daß ich in Oesterreich Glück gemacht, oder auch nur einen Groschen von Trenck geerbt, oder aus allerhöchsten

Gnaden erhalten habe. Wenn man nun abrechnet, was ich von Rußland bar mit hierher brachte, was ich von meiner Familie und Freundin zur Unterstützung aller Prozesse erhielt und verwandte; hierzu die 15000 fl. rechnet, welche ich in der Folge den kaiserlichen Ministern Puebla und Riedt zur Beförderung meiner Freiheit habe bar bezahlen müssen, überdem noch 4000 fl. Remuneration, welche nach meiner Magdeburger Gefangenschaft Ihre Majestät meinem Rechnungsführer schenkte, — so zeigt sich ohne Widerspruch klar, daß meine Herrschaft Zwerbach, die ich gegenwärtig noch besitze, kein Trenckisch Erbteil, kein österreichisch acquiriertes, sondern mein wirkliches Eigentum sei.

Indessen ging die Abhandlung der Trenck'schen Verlassenschaft im Jahr 1753 zu Ende, und es blieben vom ganzen Reichtum, und nach Abzug der quarta falcidia nur noch 76000 pro Masse übrig; wovon man mit der abscheulichsten Gewalt gegen alle meine Rechte noch dazu ein Fideikommiß errichtete, mich fesselte, und eben hierdurch auf lebenslang unglücklich machte.

Während meines Magdeburger Gefängnisses wurden hiervon noch 13000 fl. für anhängig gebliebene Prozesse abgerechnet, folglich blieben mir in allem 63000 fl. übrig.

Hiermit habe ich im Jahre 1779 die Herrschaft Zwerbach gekauft, und noch gegen 6000 fl. für das österreichische Indigenat, für Diplome, doppelte Gülten und Pönale bar bezahlen müssen. Hier schrieb ich diese Wahrheiten mit Schwermut für die Rechte meiner Kinder, welche mir noch im Grabe vorwerfen könnten, daß ich Vaterpflicht versäumt habe. Das übrige, was hierher gehört und mein Betragen rechtfertigt, was mir Mitleiden und Achtung der richtig abwägenden Nachwelt verursachen wird, soll der zweite Teil dieser Trauergeschichte aufklären.

Hierher will ich nun noch einige Merkwürdigkeiten einrücken, welche dem Leser Stoff zum Denken, auch mein hiesiges Leiden gründlich zu bedauern Ursache geben werden.

Bei dem Trenck'schen sogenannten Kriminalprozesse ist folgende wirkliche Geschichte ein offenbares Merkmal, wie man mit ihm und seinem Gelde verfahren habe.

Ein gewisser Baron Schygrai, ein entsetzlich dummer Bettelbaron, den man überall zum Zeitvertreibe neckte, war im Jahr 1743 bei dem Baron Pejaczewitz zum Essen eingeladen, wo der Trenck auch gegenwärtig war.

Man hielt ihn für einen Narren. Endlich kam die Rede

auf den Schlibowiza oder Zwetschenbranntwein. Trenck sagte scherzend: auf meinen Gütern brenne ich alle Jahr für 30 000 fl. Branntwein aus Kuhmist. Schygrai glaubte und bat, er solle ihn diese Kunst lernen. Trenck versprach es; Pejaczewiz sagte, ich will ihnen 30 000 Fuhren Mist auf meinen Gütern anweisen. Aber woher Holz nehmen, fragt Schygrai; Trenck antwortet: ich gebe ihnen 30 000 Klafter Holz dazu. Nun fordert der sich glücklich und reich glaubende Thor das Versprechen von beiden schriftlich und erhält es. Des Trencks Billet lautete so:

„Ich Endesgefertigter bevollmächtige hiermit und erlaube dem Baron Schygrai, daß er sich im Walde Tscherahorra dürfe unentgeltlich 30 000 Klafter Holz gegen diese meine Anweisung schlagen lassen.

Trenck."

Kaum war Trenck tot, so erschien Schygrai mit dieser Anweisung vor Gericht und forderte sein Holz. Der berüchtigte Agent Bussy war sein Agent, und der Hofkriegsrat sprach das Urteil, „daß die Trenck'sche Masse ihm per Klafter 1 fl. 30 kr., folglich 45 000 fl. samt Kosten und Gerichtsaufwand bar bezahlen solle."

Sogar der Befehl zur Verabfolgung dieses Geldes war bereits an die Administration ergangen.

In eben dieser Zeit kam ich aus Rußland nach Wien. Der Trenck'sche Advokat Dr. Berger zeigte mir in hac causa periculum in mora. Ich eilte zur Monarchin, erhielt Befehl, mit der Zahlung zurückzuhalten. Und da mir ein besonderes judicium delegatum gegeben wurde, wohin man alle Prozesse verwies, so machte ich's dennoch möglich, daß diese Sache nicht als res judicata angesehen wurde. Man untersuchte gründlich, fand, daß der Wald Tscherahorra jenseits der Sau in der Türkei liegt, sah das Lächerliche und Ungerechte und kassierte das schöne Urteil. Ich weiß aber nicht, wie viel eigentlich Baron Schygrai von diesen 45 000 fl. den edlen Herren Referenten und Agenten hatte verschreiben müssen. Gestraft wurde aber keiner von beiden, und ich war noch glücklich genug, die 45 000 fl. zu retten. Wären nicht zufällig Ferien gewesen, und hätte der Agent meine Ankunft in Wien vermutet, so wäre das Geld schon bezahlt gewesen, und mir nur das leere Nachsehen wie in vielen anderen dergleichen Fällen überblieben.

Noch eines dieser Art.

Man hatte bei Arrestierung des Trenck in öffentlicher Zei-

tung eingerückt, daß alle die, welche von ihm etwas zu fordern oder gegen ihn zu klagen hätten, sich melden und tägliche Unterhaltsdiäten empfangen sollten. Man kann leicht urteilen, was sich für Leute einfanden, und wie ihre Zahl anwuchs.

Wirklich sind gegen 15000 fl. dergleichen Diätgelder ausgezahlt und mir in Rechnung gebracht worden. Ja sogar hat man einigen schon a conto ihrer Forderungen einige tausend Gulden bezahlt.

Da nun im Revisionsprozesse alle diese erkauften Kläger erkannt und schimpflich mit ihren Prätensionen abgewiesen, auch in Schaden und Kosten verurteilt wurden, hat mir der erste Richter kein illegal angewiesenes Geld zurückbezahlt; ich verlor mein Geld, und niemand wurde gestraft. Auch sogar das sogenannte Fräulein Schwerin, die im Trenck'schen Kriminalprozesse als falsche Zeugin vom Richter selbst bestochen war, wie ich bereits in diesem Teile erzählt habe, hatte 2000 fl. Diäten empfangen, die aber nie berechnet wurden.

So verfuhr man mit dem Trenck und seinem Gelde.

Noch ein merkwürdig Stückchen.

Im Kriminalprozesse hatte man ihn beschuldigt, er habe sich Regimentsgelder zugeeignet, ihn wirklich so behandelt, als ob er überwiesen wäre, und a conto schon 25000 fl. an das Regiment bezahlen lassen, die der Quartiermeister und Major in den Sack geschoben hatten.

Nach seinem Tode forderte nun das Regiment 83000 fl. an die Masse. Ich hatte gar keine Schriften in Händen. Noch bis auf diese Stunde hat man mir sogar nicht die Familienschriften in die Hände gegeben.

Nun befand sich eben damals zum Glück der ehemalige Trenck'sche Regimentsquartiermeister Ruckhardt in Wien. Dieser versicherte mir bei Gott, der Trenck habe gewiß dem Regiment mehr als hunderttausend Gulden vorgeschossen, anstatt daß er etwas schuldig wäre; gab mir auch den Anschlag, wie ich von einigen Hauptleuten des Regiments noch gute Schriften und gültige Attestate erhalten könnte. Er selbst wolle zugleich auch seine geführte Rechnung in Ordnung bringen.

Ich mußte also eilfertig zum Regiment reisen. Dort erhielt ich so viel Beweise, daß sogleich bei meiner Rückkunft in Wien der Quartiermeister Friderici in Eisen als Falsarius geführt und in ein Gefängnis gesperrt wurde. Nun wurde eine Kriegskommissariats-Kommission ad inquirendum niedergesetzt, wo Herr Hofrat von der Mark präsidierte. Bei dieser zeigte

sich meines Vetters Unschuld klar. Der Quartiermeister und Regimentskommandant hatten über 80000 fl. gestohlen, wurden überzeugt; des Trencks Ehre im Grabe gerettet; mir zahlte man anstatt 83000 fl. Forderung nun 750 fl. bar Geld heraus. Wie es weiter mit den Dieben und falschen Denunzianten ergangen sei, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß dem aerario nichts ist vergütet worden, daß der Quartiermeister Protektion fand, das Geld behielt und sogar einige Jahre nach diesem Galgenstreich wieder eine Kompanie gekauft hat. Noch mehr.

Der Trenck hatte ein Husarenkorps zu seinem Infanteriekorps errichtet, und Pferde und Equipage aus eignem Beutel angeschafft, auch vorgeschossen.

Da er starb, wurden die Husaren reduziert, die Pferde aber und Equipage lizitando verkauft. Meine Forderung betrug über 60000 fl., ich erhielt aber weder Antwort noch Geld. Bei Aufrichtung seiner 3000 Panduren hatte er auch über 100000 fl. vorgeschossen, auch eine Kapitulation mit dem Hofe geschlossen, daß nach seinem Tode derselbe seinen Erben entweder 100000 fl. vergüten oder demselben sein Regiment überlassen sollte.

Er starb, sein Regiment erhielt der General Simschen, dann Budai. Mir wurde die Kapitulation auf eine solche Art aus den Händen gespielt, die mir keine Zensur zu entdecken gestatten würde. Und die hunderttausend Gulden blieben auch auf ewig verloren.

Dennoch gibt es noch jetzt schlechte Leute in Wien, die da sagen, der Trenck sei auf den Spielberg geschickt worden, weil er Regimentsgelder angegriffen hätte. Wollte Gott! ich hätte das Geld geerbt und in Händen, welches er für sein Regiment und aus Diensteifer angewendet, vorgeschossen und verloren hat. Er that aber so viel, weil er es als sein Eigentum betrachtete. Und so groß immer sein Geiz war, so viel größer und mächtiger war bei ihm doch die Ruhmsucht, und noch wirksamer als diese die Liebe für seine Monarchin, für welche er allein weder Geld noch Blut achtete.

Ferner in der Sentenz waren mir die erweislichen Meliorationen, Effekten und Fahrnisse zu vergüten vorbehalten. Da nun alle diese Güter zur Zeit gekauft wurden, da sie von den Türken in Wüsten verwandelt waren, so hatten die Imsen, Gossau und Walreck, welche sie acquirierten, auch sicher große Kosten zu ihrer Herstellung verwendet. Alles dieses mußte de jure vom Käufer dieser Güter dem Trenck vergütet werden.

Man rechne ferner in fünf so großen Herrschaften alle Meierhöfe, Gestüte, Viehzucht, Mühlen, Gebäude und Mobilien, alles vorrätige Getreide und Fahrnisse. Nach meinem nur superfiziellen Verzeichnis betrug diese Vergütung allein über achtzigtausend Gulden. Mir wurde aber verboten nach Slavonien zu reisen. Der Kammerpräsident erschien aber in Kommission bei dem Fürsten Trautson persönlich. Er trug für alles, samt allen Mobilien, auch dreijährigem Güterertrag, die mir gleichfalls gebührten und er noch zu berechnen hatte, viertausend Gulden an. Alles erschrak und sah den Himmel an. Er stand trotzig auf und sagte in entschiedenem Tone: Wenn Sie dieses nicht annehmen, dann gebe ich gar nichts, nisi bis contentus, nihil accipies. Alle Beisitzer schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, bedauerten mich, zitterten vor seiner Präpotenz.

Ich schimpfte und machte das Uebel ärger.

Aus Verdruß und Schmerz machte ich eine Reise nach Venedig, Rom und Florenz. Kam nach Wien zurück, wo mir ein Streich widerfuhr, den ich bis zum Grabe nicht vergessen werde.

Ich war in der Herrschaft Lembach bei einem gewissen Hauptmann R....d auf seinem Meierhofe, da in der Nacht das Landgericht das Haus besetzte, seine Frau arrestierte und examinierte. Erstaunt über den Vorfall fragte ich sie nach dem Verhöre, was denn dieses bedeute, und erhielt zur Antwort, man habe in Wien bei ihrer Schwester einige Stückchen zerschnittene Dukaten im Gewichte von ungefähr zwanzig Gulden gefunden. Und da diese gesagt, sie hätte sie von der Schwester in Verwahrung erhalten, so sei sie selbst jetzt befragt worden, woher sie dieses verdächtige Gold genommen habe, und die bestürzte Frau hatte geantwortet, sie habe es auf der Straße gefunden. Ich erschrak für sie über eine Antwort, die ihr just allen möglichen Verdacht zuzog; ich wußte auch, daß ihr Mann ein Laborant, ein Chemist war, entschloß mich also kurzum Freunde aus Verwirrung zu reißen, ging zum Landgerichtsverwalter hinaus und sagte: Herr! machen Sie keine weitere Untersuchung, das Geld gehört mir zu, ich habe es der gnädigen Frau geschenkt und bin Mann und Bürge dafür. Der Verwalter kündigte mir also selbst den Arrest an, hatte das Haus mit mehr als zwanzig Schergen und Bauern besetzt. Ich mußte mir im wehrlosen Falle alles gefallen lassen, blieb Arrestant, und der Verwalter fuhr mit dem Berichte nach Wien.

Nach reifer Ueberlegung fand ich, daß meine Gegenwart in Wien notwendig sei, und wollte auch kein Arrestant von schlechten Kerlen sein; ließ also meinen Bedienten in das Zimmer kommen, zwei Pferde in der Stille satteln, lud meine Pistolen, nahm sie in die Faust, trat heraus, hielt sie den zitternden Schildwachen vor die Nase, drohte Feuer zu geben, falls einer die Hand bewegte, setzte mich zu Pferde und ritt nach Wien.

Unweit Wien begegnete mir schon der zurückkehrende Verwalter mit zwei Wagen voll Polizeiwacht. Sie erkannten mich, kehrten um und setzten mir wirklich nach. Hieraus merkte ich, daß ich Beschimpfung zu fürchten habe und als Delinquent angesehen wurde; ich ritt also bei Wien herum zu einem Freunde nach Eisenstadt, schrieb sogleich nach Wien, erhielt Antwort, es verlaute in der ganzen Stadt, ich sei ein Falschmünzer und wäre durchgegangen. Gleich nahm ich die Post und fuhr gerade nach Wien, um mir schleunige Satisfaktion zu verschaffen. Bei Wechslung der Pferde zu Hochau kamen mir aber schon Kommissäre entgegen, arretierten mich und führten mich nach Wien in Arrest. Hier ließ man mich neun Tage unverhört sitzen. Endlich erschien der Kommissarius. Ich rechtfertigte mich sichtbar und in vierundzwanzig Stunden war ich in Freiheit.

Das Gericht selbst mußte mir mit Entschuldigung das Gold in quæstione in mein Haus schicken. Und in der Wiener Zeitung war man gezwungen, öffentlich zu bekennen, daß sich die Herren Polizeibeamten übereilt und die Sache von einer unrechten Seite beurteilt hätten.

Das war meine Satisfaktion; ich forderte größere, bedrohte den Hofrat R..., welcher mich als einen Spitzbuben behandelt hatte. Die Monarchin legte sich in das Mittel und gab mir eine Rittmeisterstelle bei dem Korduaschen Kürassierregimente.

Dieses sollte ein Pflaster für so tiefe Wunden sein. Man hatte aber vergessen wer ich war, ehe ich nach Wien kam, wußte auch nicht, daß ich bereits in zweier Monarchen Dienste eine angetragene Stabsoffiziersstelle ausgeschlagen hatte, weil ich sichres Glück und Reichtum in Oesterreich hoffte.

Mißvergnügt mit meiner Lage, mit meinem ganzen hiesigen Schicksal, verließ ich Wien und reiste nach Ungarn zum Regimente, um daselbst ein besseres abzuwarten.

Mein Obrister, der Graf Bettoni, war eine rechtschaffener Mann, dessen Vertrauen und Freundschaft ich gleich gewann, ich wurde gleich der Hauptmitarbeiter desselben, und im Lager 1753 bei Pest gab er der Monarchin selbst das Zeugnis, ich habe das meiste für die Ausbildung des Regiments beigetragen.

Die slavonischen Güter blieben aber dennoch verloren und meine Einkünfte waren nie hinlänglich, die Prozesse in Wien zu bestreiten. Wer jemals in Ketschkemet und an der Theiß oder im Karpatengebirge im Quartier gestanden hat, der kann leicht urteilen, wie ein Mann meiner Gattung zufrieden leben konnte, welcher in Berlin und Petersburg mit den größten Männern in der großen Welt zu leben gewohnt war, der nur lebt um seine Einsichten zu erweitern, und in einem Lande mit dem allgemeinen Haufen vermischt seine besten Jahre verhauchen mußte ohne etwas zu lernen, ohne Aussicht sich geltend zu machen, ohne sogar ein gutes Buch da zu finden, wo die Zensur gar keine gestattete. Der Diensteifer reizte mich gleichfalls nicht um materiell zu arbeiten, weil der ganze Verlust meines Vermögens, mein Wohlstand in Rußland und die verächtliche Begegnungsart in Wien mir stündlich vor dem forschenden Auge der Zukunft schwebte. Ich war also mit vollem Rechte mißvergnügt. Dennoch wurde auch im Soldatenrocke mehr als meine Pflicht erfüllt, und noch leben Augenzeugen meines damaligen rühmlichen Betragens. Die Jagd und der Umgang mit dem Grafen Bettoni, dessen Asche ich verehre, waren meine Erquickungsstunden. Ich reiste mit ihm im Winter nach Wien, fand aber daselbst nichts als Verachtung und Gleichgültigkeit, die ich in vollem Gegengewichte erwiderte. Das Protektionsuchen war nie mein Geschäft. Ich trotzte allein auf mein Recht und konnte mich nie entschließen, dasselbe kriechend zu erbitten oder schmutzige Seitenwege zu suchen, um die Achtung zu erwecken, die mein Betragen durch mich selbst verdiente. Deshalb blieb ich arm und mit dem besten Willen, dem Staate wirksam zu dienen, unthätig. Mein Regimentsinhaber, der alte Feldmarschall Cordua, liebte mich, er versprach alle seine Protektion. Sein hohes Alter ließ mich aber wenig Aussicht in die Zukunft hoffen, und da meinen Feinden nunmehr meine Unterdrückung zum Hauptgeschäfte wurde, da ich zum Gegengewichte keine Freunde suchte, keine Ränke spielte, um solche Kabalen zu vereiteln, die nur arbeiteten, um mich für ihre Privatabsichten arm zu machen, da ich als ein noch in gewissen Hofränken unerfahrener Mann gleichgültig schlummerte, eingennützige Gegner hingegen arglistig wachten und jede Gelegenheit mir zum Schaden ergriffen, um ihre bereits erkauften Vorteile zu behaupten. Da ich mich allein auf mein Recht, auf meine rechtschaffenen Handlungen, auf meinen innern Wert verließ, und die Eigenliebe mir versicherte, daß ich auch ohne Trenckische Erbschaft keinen Mangel an Brot noch Ehre

in unsrer Welt zu befürchten habe, so lange ich meinen Kopf brauchen, meine gewohnte Arbeitsamkeit anstrengen und mein redliches Herz werkthätig entdecken könnte. So war ich bei Vorfällen gleichgültig, auch vielleicht nachlässig, die ich hätte ergreifen sollen, auch leicht erhalten können, um näheren Zutritt bei einer Monarchin zu finden, welche von eigennützigen Menschen in einem Falle hintergangen wurde, die mir aber mein Recht sicher hätte widerfahren lassen, wenn es ihr noch zu rechter Zeit wäre beleuchtend vorgetragen worden.

Geschehene Dinge sind aber nicht zu ändern; gegenwärtig, da ich Kinder habe und Vaterpflicht erfüllen muß, würde ich als ein erfahrner Welt- und Menschenkenner gewiß auf andre Art mein Recht sollizitieren als vor vierunddreißig Jahren, da ich für mich selbst alle Reichtümer verachtete, weil ich das Notwendige zu verdienen wußte. Jetzt ist aber alles verjährt, alle Mühe wäre unwirksam, und ich schreibe dieses nur, um andern zur Lehrschule zu dienen, welche bei Hofe nach den geschriebenen Landesgesetzen ihr Recht normaliter suchen oder meinem thörichten Beispiele folgen wollten. Man schicke sich in Zeit und Umstände; der trotzige Hilfsbedürftige wird gewiß nicht reich und der fähige Mann wird nicht gebraucht, wenn er nicht in das Geleise eintreten will, worin man allein zum Zwecke gelangen kann. Man spiegle sich an mir; die Folge meiner Geschichte im zweiten Teile wird dieses Rätsel auflösen. Ich reiste abermals ohne Trost noch Hoffnung zum Regimente, und was ich damals dachte, auch beschloß, mag der Scharfsichtige erraten.

Im Jahre 1754 starb meine Mutter in Preußen im Monat März.

Ich forderte vom Hofkriegsrate Erlaubnis auf sechs Monate nach Danzig zu reisen, um meine Familienangelegenheiten mit meinen Geschwistern zu vergleichen, weil in Preußen mein Vermögen, folglich auch alle Erbschaften konfisziert waren. Diese Erlaubnis erfolgte und ich reiste im Mai nach Danzig, wo ich neuerdings in die preußischen Hände geriet und wo sich der zweite Hauptauftritt in meiner Lebensgeschichte abspinnt, bei deren Durchlesung jeder fühlende Mensch zurückschaudern, auch sicher einen Mann bedauern wird, welcher gegenwärtig mit vorwurfsfreier Seele öffentlich auftritt, seine erlittenen, auch rühmlich überstandenen Drangsale treu erzählt, der sie trocken deutsch vorzutragen wagen darf und jetzt bei grauen Haaren zwar die Gelegenheit hat, seine Feinde zu entlarven, zu beschämen, aber bis zum Grabe zu ohnmächtig bleibt, um das, was ihm gewaltsam entrissen wurde, für die Rechte seiner Kinder zurückzufordern.

Zweiter Teil.

Tandem bona causa triumphat.

Ich reiste nun aus Ungarn, wo ich als Rittmeister in Garnison stand, nach Danzig. Meine Mutter war in Preußen gestorben und ich hatte meine beiden Brüder und meine Schwester dahin berufen, um unsre Familiengeschäfte daselbst in Ordnung zu bringen. Die Hauptabsicht war aber, eine Reise nach Petersburg zu machen, um daselbst meiner Freunde Rat und Hilfe zu suchen, weil die Wiener Prozesse und Verfolgungen noch immer fortwüteten und meine wenigen Einkünfte, auch sogar meine Rittmeistergage kaum hinlänglich waren, um Advokaten und Unkosten zu bestreiten.

Besonders merkwürdig ist aber dieses, was mir in der Folge der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Gouverneur von Magdeburg, versichert hat, daß er nämlich wirklich bereits Befehl aus Berlin erhalten hatte, mein Gefängnis zu bereiten, ehe ich aus Berlin abgereist war.

Noch mehr; man hatte aus Wien nach Berlin berichtet, der König möchte auf seiner Hut sein, der Trenck würde sich in der Gegend von Danzig in der Zeit aufhalten, wann er zum Kampement nach Preußen zu reisen beschlossen hätte.

Kann wohl der ärgste Bösewicht auf Erden solche Bosheit erdichten, um einen redlichen Mann zu entfernen und unglücklich zu machen, damit man den Raub desto sichrer erhalten könne?

Indessen ist es doch wirklich geschehen. Meine noch lebenden Zeugen dieser Wahrheit sind der Herzog Ferdinand zu Braunschweig, Durchlaucht, und das Berliner Ministerium, aus deren Munde ich die Bekräftigung dieses aus Wien mir damals gespielten Bubenstücks erfahren habe.

Es ist die Bekräftigung dieser Wahrheit hier um so notwendiger, weil niemand hat begreifen können, warum der große

und wirklich großmütige König in der Folge auf eine so grausame Art gegen mich habe verfahren können, welche das Herz aller Rechtschaffenen empört, und warum er bis zum Grabe gegen mich allein wirklich unversöhnlich blieb.

Böse Menschen, welche hier mein Gut geteilt hatten und die zugleich meine Fähigkeit kannten, mir selbst mein Glück zu schmieden, Menschen, die allezeit fürchten mußten, daß ich durch lautes Schreien endlich auch Gehör bei Hofe finden könne, um ihre Handlungen zu untersuchen — solche Leute, denen daran gelegen ist, daß ein aufgeklärter, uneigennütziger, ehrlicher Mann allezeit in verächtlicher Unthätigkeit erhalten werde und nie Gelegenheit finde, sich solche Verdienste im Staate zu erwerben, daß der Monarch ihn lohnen und schätzen muß; dergleichen Leute haben in Berlin mit einem gewissen Herrn von Weingarten, der damals bei dem kaiserlichen Gesandten Grafen Puebla als Gesandtschafts-Sekretär und Hausliebling in Diensten war, im Einverständnis gestanden und durch ihn mein Unglück befördert.

Eben dieser Weingarten, welcher, wie nunmehr weltkundig ist, alle unsre Staatsgeheimnisse verraten hatte, auch im Jahre 1756 endlich entdeckt wurde, unsre Dienste hingegen mit den preußischen verwechselte und bei ausgebrochenem Kriege in Berlin blieb, hat mir damals nicht nur diesen tödlichen Streich versetzt, sondern auch im März 1755, da er noch im vollen Vertrauen in des Gesandten Hause lebte, meiner Schwester Tod verursacht und zwei unschuldige Soldaten unglücklich gemacht, wie ich in der Folge meiner Geschichte erzählen werde.

Wahr ist es demnach unwidersprechlich, daß ich durch eigennützige Menschen in Wien verraten und verkauft wurde, denen daran gelegen war, daß ich ewig schweigen sollte.

In Danzig besuchten mich nun sogleich nach meiner Ankunft im Monat Mai meine beiden Brüder, auch meine Schwestern, wir lebten vierzehn Tage vergnügt zusammen, verglichen uns wegen meines mütterlichen Erbteils; meine Schwester rechtfertigte sich auch vollkommen wegen ihres Betragens, da ich im Jahre 1746 Hilfe bei ihr suchte und aus ihrem Hause fliehen mußte, wovon bereits im ersten Teile Erwähnung geschehen, und wir schieden brüderlich und einträchtig voneinander.

Inzwischen war unsre einzige Bekanntschaft in Danzig der kaiserliche Resident, Herr Abramson, an welchen ich aus Wien Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte und der uns mit Höflichkeit fast verschwenderisch überhäufte.

Dieser Mann war ein geborner Preuße und in seinem ganzen Leben nie in Wien gewesen, hatte aber durch Rekommandation des Grafen Bestuschef unsre kaiserliche Residentenstelle in Danzig erhalten, ohne daß man Bürgschaft für seine Rechtschaffenheit gesucht, noch seine Fähigkeit, Herz oder Verdienst geprüft hatte.

Dieser war eigentlich das Werkzeug meines Unglücks und mit dem preußischen Residenten Herrn Reimer genau einverstanden.

Kaum waren meine Geschwister nach Hause gereist, so war ich entschlossen, sogleich zur See nach Rußland zu fahren, um daselbst meine alten Freunde zu besuchen, Abramson hingegen wußte mich durch tausend Ränke noch acht Tage in Danzig aufzuhalten, um die Falle für mich fertig zu machen, in welche ich gestürzt werden sollte, wozu er mit Reimer gemeinschaftlich mitwirkte.

Denn da der König in Preußen meine Auslieferung von dem Danziger Magistrate forderte, dieses aber ohne Beleidigung des kaiserlichen Hofes unmöglich geschehen konnte, weil ich als wirklicher Rittmeister in desselben Dienste stand, auch mit hofkriegsrätlichen und Staatskanzlei-Pässen versehen war, so hat vielleicht eine oder die andre Einwendung das Hin- und Herschreiben erfordert, welches den Entschluß verzögerte, und eben deshalb wurde Abramson gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entscheidung aus Berlin eintraf und der Magistrat in Danzig zu offenbarer Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit bewogen war.

Weil ich mir nun ein solches Verfahren unmöglich vermuten konnte und in stolzer Sicherheit lebte, auch Herrn Abramson für meinen besten Freund hielt, so war es ihm um desto leichter, mich noch einige Tage in Danzig aufzuhalten.

Endlich rückte aber doch der Tag heran, daß ich mit einem eben nach Riga segelfertigen schwedischen Schiffe abreisen wollte; mein Schicksal hatte aber etwas andres beschlossen.

Abramson betrog mich; er schickte seine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf seine Antwort, und um 4 Uhr nachmittags sagte er mir, er habe selbst den Schiffer gesprochen, welcher erst am folgenden Tage in die See gehen werde, und dann wolle er mich nach eingenommenem Frühstück in seinem Hause bis an Bord begleiten. Ich wollte dennoch meine Bagage an das Schiff bringen lassen und auf demselben schlafen, weil ich eine gewisse innere Unruhe in mir empfand, die mich von Danzig forttrieb;

hiervon hielt er mich zurück, riß mich halb gewaltsam mit sich, die Gesellschaft war bei ihm groß und angenehm, ich mußte bei ihm essen, auch soupieren, und gegen 11 Uhr ging ich nach Hause.

Kaum war ich im Bette, hatte ein Buch vor mir und las, so klopfte man an meiner Thüre, die nicht verschlossen war, und zwei Kommissäre von der Stadt, von mehr als 20 Grenadieren begleitet, traten so geschwind um mein Bett herum, daß ich keine Zeit mehr hatte, nach dem Gewehr zu greifen oder mich zu verteidigen. Meine drei rechtschaffenen Bedienten, die ich bei mir hatte, waren bereits arretiert, um mir nicht zu Hilfe zu kommen, und es wurde mir bedeutet:

„Der löbliche Magistrat sei genötigt, mich als einen Delinquenten Sr. Majestät dem Könige von Preußen auszuliefern."

Man kann sich vorstellen, wie mir in diesem Augenblicke unter Verräters Händen zu Mute war. Man führte mich ganz in der Stille in das Gefängnis der Stadt, daselbst blieb ich 24 Stunden; gegen Mittag kam der kaiserliche Resident Abramson zu mir, stellte sich bestürzt, mitleidig und aufgebracht, kündigte mir an, er habe bei dem Magistrate gegen meine Auslieferung ernsthaft protestiert, weil ich wirklich in kaiserlichen Diensten stände, aber zur Antwort erhalten: Man habe im Jahre 1752 in Wien gar keine Achtung für die zwei Danziger Bürgermeistersöhne namens Rutenberg gehabt, folglich bediene man sich in meinem Falle gerechter Repressalien mit einem kaiserlichen Rittmeister und könne auch dem Könige in Preußen meine mit äußerstem Ernst und Bedrohung geforderte Auslieferung nicht abschlagen.

Mit diesen Rutenbergen hatte es aber folgende Bewandtnis:

Es war eine Verbrüderung in Wien, welche sich den Namen der Feigenbruderschaft gab; diese jungen Leute gaben öffentliche Aergernis in allen möglichen Arten von Schwelgerei, Unzucht und Liederlichkeit. Die ganze Rotte wurde in ihrer Versammlung zu Nusdorf arretiert, und unter diesen mußten die beiden Danziger Bürgermeistersöhne hier öffentlich am Pranger stehen, obgleich ihr Vater eine große Geldsumme geboten und alles mögliche gethan hatte, um diese Beschimpfung abzuwenden. Die Strafe war zwar billig, mich traf aber das Schicksal, daß ich als ein ehrlicher Mann, welcher in Danzig kein Verbrechen begangen, keinen Menschen beleidigt hatte, das unschuldige Schlachtopfer des Wiedervergeltungsrechtes werden mußte, welches doch in meinem Falle gewiß weder anwendbar noch zu entschuldigen war.

Herr Abramson, der im Grunde gar nichts für mich noch seine Pflicht gethan, gar nicht protestiert hatte, sondern vielmehr bestochen war und gemeinschaftlich mit dem preußischen Residenten als mein Seelenverkäufer mitwirkte, riet mir nun, ich sollte ihm meine Schreibtafel und Pretiosa vertrauen, weil man mir ohnedem alles abnehmen würde. — Er wußte, daß ich von meinen Geschwistern gegen 7000 Gulden in Wechselbriefen empfangen hatte. Diese übergab ich ihm, behielt aber meine Ringe, die allein bei 4000 Gulden wert waren und ungefähr 60 Louisdor im Beutel. Er umarmte mich, versprach noch alles zu thun, ja sogar Anstalten vorzukehren, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern sollte, welche ohnedem erst binnen acht Tagen erfolgen könnte, weil der Magistrat selbst noch unentschieden über einen so wichtigen Schritt wäre, und ging mit Krokodilsthränen weinend als mein bester Freund davon.

In der folgenden Nacht traten zwei Kommissäre von der Stadt nebst dem preußischen Residenten Reimer und einer Häscherschar in das Zimmer, ein preußischer Offizier nebst etlichen Unteroffizieren war dabei und ich wurde von der Stadt denselben förmlich übergeben.

Hierauf ging sogleich das Plündern an. Reimer riß mir die Ringe vom Finger, nahm mir die Uhr, Tabatiere und alles weg, was ich hatte. Man gab mir weder einen Rock noch Hemd von meiner Equipage mit und führte mich in eine überall zugeschlossene Kutsche, in welche drei Preußen mit mir einstiegen. Ein Kommando Danziger Miliz umringte den Wagen, und so führte man mich bis an das Thor. Dieses wurde geöffnet und vor demselben empfing mich ein Haufen Stadtdragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die pommersche Grenze begleiteten, der so schnell als möglich vorwärts getrieben wurde und mit vier Postpferden bespannt war.

Diesen merkwürdigen Tag hab' ich aus meinem Gedächtnis verloren, ob er gleich einer der schrecklichsten meines Lebens ist. Es geschah aber Anfangs Juni. In Lauenburg empfing mich ein preußisches Husarenkommando von dreißig Pferden mit einem Leutnant, und so wurde ich von Garnison zu Garnison bis nach Berlin transportiert. Die Danziger Dragoner hatten mich aber bis Lauenburg begleitet.

Es ist also nicht wahr, was der Danziger Magistrat und der mit ihnen verstandene Resident Abramson nach Wien berichtet hatten: ich sei nämlich durch meine Unvorsichtigkeit in

der Vorstadt von den Preußen aufgefangen und fortgeschleppt worden.

Noch merkwürdiger ist aber dieses, daß man in Wien auch sogar nach erhaltener Freiheit, da die Danziger Verräterei und Mißhandlung der kaiserlichen Uniform von mir klar aufgedeckt, auch erwiesen wurde, weder für meine Satisfaktion, noch Vergütung, noch für die Ehre unseres Staates nicht die mindeste Ahndung unternommen hat. Billig sollte dieses geschehen sein. Herr Abramson war zwar nicht mehr zu bestrafen, denn während meiner Gefangenschaft hatte er die kaiserlichen Dienste verlassen und preußische erhalten und war von Staffel zu Staffel so tief gefallen, daß er im Jahre 1764, da ich meine Freiheit erhielt, in Königsberg zum ewigen Gefängnis im Zuchthause verurteilt war; seine reiche Frau hingegen ging betteln.

So habe ich nunmehr fast aller meiner Feinde und Verräter Ende überlebt und gesehen, auch ohne persönliche Rache erfahren, daß echte Tugend und Standhaftigkeit dennoch über Verleumdung und Menschenmacht siegen könne.

Die Folge meiner Geschichte wird mehr dergleichen Beispiele erweisen und ich sehe mit innerer Seelenberuhigung auch die, welche noch leben, öffentlich beschämt, oder wohl gar vor mir zittern, weil ihre Schandthaten nunmehr vor den Augen der Welt aufgedeckt sind und vielleicht noch Monarchen meine Verfolger und Räuber bestrafen werden. Geschieht es nicht, und sterben sie im ruhigen Besitze des mir entrissenen Gutes, so bleibt mir doch die Ehre, daß mich alle rechtschaffenen Männer bedauern, die einen Patrioten in Unthätigkeit für den Staat seufzen sehen, in welchen mein Betragen mehr Achtung, mehr Aufmerksamkeit, auch ein besseres Schicksal verdient hat. Genug hiervon, im Seitenschritte aus meinem Geleise.

Inzwischen, da man sich überall verwunderte, daß meine Monarchin, in deren Dienste ich von den Danzigern so schändlich mißhandelt wurde, einem so ehrenrührigen Fall so ungeahndet nachsah, hätte man doch wenigstens sorgen sollen, daß mir dieser verräterische Magistrat das mir bei der Arretierung geraubte Geld, Effekten und Wechselbriefe, welches im Werte sich auf 11 bis 12tausend Gulden belief, hätte sollen zurückzahlen. Ich habe mir zwar dieses Recht noch allezeit vorbehalten, und meine Schuld ist es nicht, daß man einen Verräter und Räuber in Danzig als Residenten akkreditiert hatte, welcher mich wie einen Joseph in Aegypten verkaufte; nicht einmal eine pflichtschuldige Protestation bei dem Magistrate

vorgebracht oder gegen meine Auslieferung protestiert, sondern dieselbe vielmehr unterstützte, auch beförderte; sogar im Verständnisse mit meinen Feinden nach Wien berichtet hatte, ich sei von den Preußen aufgefangen, nicht aber förmlich ausgeliefert worden. Vielleicht erregt diese öffentliche Bekanntmachung noch einige Aufmerksamkeit, da nunmehr die Welt entscheiden kann, wer mir wenigstens mein in Danzig geraubtes Gut zurückzahlen soll, oder an wem ich oder meine Kinder eigentlich meine Genugthuung für diese Danziger Verräterei zu suchen habe.

Hat man übrigens in Wien ehemals mit den beiden Bürgermeisterssöhnen Rutenberg gesetzmäßig oder gewaltsam verfahren, so bin ich allezeit das unschuldige Opfer der Danziger Repressalien und Verachtung der kaiserlichen Macht gewesen: eine Genugthuung hiervon gebührt mir dennoch mit vollem Rechte, weil ich mich auf die Ehre, auf den Schutz des kaiserlichen Dienstes stützend in einer Reichshansestadt sicher glaubte.

Genug hiervon! Ich kehre zum Zusammenhange zurück und erzähle die merkwürdigen Begebenheiten dieser unglücklichen Reise nach Berlin, wie folgt.

Der Transport ging von einer Garnison zur andern, zwei bis drei, auch höchstens fünf Meilen. In allen Städten, wo ich eintraf, fand ich Mitleiden, Menschenliebe und alle mögliche Achtung. Nur zwei Tage dauerte die Husarenbedeckung mit einem Offizier im Wagen und zwölf Mann um denselben.

Am vierten Tage kam ich nach N. N., wo der Herzog von Württemberg, Vater der gegenwärtigen Großfürstin von Rußland, kommandierte und seines Regimentes Standquartiere anfingen.

Dieser Herr ließ sich mit mir in Unterredung ein, wurde gerührt und behielt mich bei der Tafel, auch den ganzen Tag in seiner Gesellschaft, wo ich gar nicht als Arrestant behandelt wurde. Er ließ mich sogar, da ich seinen Beifall gewann, Rasttag machen, den ich gleichfalls in seinem Hause zubrachte, wo alles versammelt war, und die Herzogin, welche erst vor kurzer Zeit geheiratet hatte, mir alle mögliche Gnaden, Mitleiden und Achtung bezeigte.

Auch den dritten Tag blieb ich noch bei seiner Tafel. Und erst nachmittags stieg ich nebst einem Leutnant seines Regiments in einen offenen Wagen und wurde ohne alle Bedeckung von ihm allein weiter transportiert.

Ich muß diese Erzählung umständlich vortragen, weil sie

den edeln verehrungswürdigen Charakter dieses Herzogs aufdeckt und zugleich zum Beweise dient, daß oft der beherzte kurzentschlossene Mann verzagt scheinen, der scharfsichtige blind und der kluge Mann ein Dummkopf sein könne.

Fast sollte ich aus dieser Begebenheit schließen, daß mir mein in Magdeburg zu erwartendes grausames Schicksal von der ewigen Vorsehung bestimmt war, dem ich trotz aller Ahnungen und aller günstigen Gelegenheiten dennoch nicht ausweichen konnte. Man darf nur meine Geschichte im ersten Teile von meinen Unternehmungen in Glatz lesen, so wird man zu erstaunen Ursache finden, warum ich im wichtigsten Vorfalle meines Lebens so unentschlossen gleichgültig schlummerte und dem Abgrunde kaltblütig entgegenging, dem ich so leicht vorbeischlüpfen konnte.

Kurz gesagt! Ich habe erst in der Folge bemerkt, daß der großmütige Herzog von Württemberg mir Gelegenheit zur Flucht geben wollte, und deshalb ganz besondre Befehle an seine Offiziere gegeben haben müsse. Er hätte vielleicht gerne einen Verweis vom Könige erlitten, wenn ich die Gelegenheit benutzte, mich durch die Flucht auf diesem Transporte zu retten. Fünf Tage dauerte die Reise durch die Gegenden, wo sein Regiment in Garnison stand, und überall blieb ich über Nacht in der Offiziersgesellschaft, die mich mit Freundschaft und Menschenliebe überhäuften. Ich wurde gar nicht bewacht, schlief in ihren Quartieren und fuhr mit ihren Equipagen ohne andre Bedeckung als mit dem Offizier selbst im Wagen.

An den meisten Orten geht die Poststraße kaum eine oder drei Meilen von der Landstraße vorbei. Nichts wäre leichter gewesen, als mich zu retten und zu fliehen. Ich war aber mit Blindheit geschlagen, und derselbe Trenck, welcher sich in Glatz durch dreißig Mann durchschlug, um seine Freiheit zu behaupten, der niemals empfunden hat, was Furcht ist, blieb hier vier Tage lang unentschieden.

Ich kam in die Garnison eines kleinen Städtchens, wo ein Rittmeister kommandierte; bei diesem logierte ich im Hause ohne Schildwache. Er that alles, um mich mit Höflichkeit und Freundschaft zu überhäufen. Nachmittags ritt er gar mit der Eskadron aus, wie die Preußen gewöhnt sind, ohne Sattel, auf Decken vor dem Thor spazieren zu reiten. Ich blieb ganz allein im Hause zurück, ging in den Stall, daselbst standen noch drei Pferde, die Sättel und Zäume hingen dabei. Im Zimmer waren Pistolen, Degen und Gewehr. Ich durfte nur aufsitzen und zum andern Thore hinausreiten. Ich machte

Betrachtungen, wollte entschließen, und ein geheimer Zug machte mich unentschlossen, kurz gesagt! der Rittmeister kam nach Hause und schien verwundert, daß er mich noch da fand.

Tags darauf fuhr er mit mir ganz allein weiter mit seiner eigenen Equipage. Unterwegs hielt er sogar in einem Walde still, sah einige Champignons oder Schwämme, und hieß mich aus dem Wagen steigen, um einige zu suchen und mitzunehmen.

Hier entfernte er sich wohl hundert Schritte von mir und ließ mir offene Gelegenheit zur Flucht. Und dennoch fuhr ich mit ihm weiter und ließ mich wie ein Schaf zur Schlachtbank schleppen.

Weil ich mich so gut behandelt und so unvorsichtig eskortieren sah, machte sich meinen Begriffen ein blendend Gaukelspiel. Ich bildete mir ein, da der Transport gerade nach Berlin ging, würde mich der König sprechen, weil ich ihm damals recht viel von dem bevorstehenden Plane des angezettelten siebenjährigen Krieges hätte sagen können, da das ganze Geheimnis durch die Bestuscheffsche Korrespondenz vor meinen Augen aufgedeckt war. Und daß ich diese Korrespondenz führe, war in Berlin besser bekannt als in Wien. Deshalb glaubte ich nicht, daß ich in Berlin unglücklich sein würde, und blieb in irrigen und unverdauten Begriffen wirklich mit Blindheit geschlagen.

Doch ach! Wie verwandelte sich meine Hoffnung, mein Traumgebäude in Schreckenraum und Verwirrung, da ich am vierten Tage aus den Standquartieren der württembergischen Dragoner der ersten Infanteriegarnison in Böslin übergeben wurde. Der letzte Offizier von der württembergischen Eskorte verließ mich mit Wehmut, und nunmehr wurde ich dem buchstäblichen Befehl gemäß mit starker Bedeckung und aller möglichen Vorsicht bis Berlin geführt.

In Berlin erhielt ich ein Zimmer über der Hauptwache auf dem Neuenmarkt, mit zwei Schildwachen bei mir und einer vor den Thüren. Der König war in Potsdam. In diesem Zustande blieb ich drei Tage. Am dritten traten einige Staatsoffiziere herein, setzten sich um einen Tisch und machten mir Fragen, deren Ursache ich erst jetzt begreife. Zum Beispiel:

Was ich in Danzig gemacht habe?

Ob ich den Gesandten des Königs Herrn von Golz in Petersburg gekannt habe?

Wer mit mir im Danzigerkomplott gestanden war? 2c. —

Sobald ich merkte, wo man hinauswollte, gab ich auf alle Fragen gar keine Antwort. Ich sagte, ich sei im Jahre 1745

ohne Verhör noch Kriegsrecht auf die Festung Glatz verurteilt worden, wo ich mir dem Naturgesetze gemäß eigenmächtig meine Freiheit verschafft habe.

Jetzt diene ich als Rittmeister der Kaiserin Maria Theresia. Ich bäte nunmehr um ein ordentliches Verhör vom Ursprunge meines Unglücks im Vaterlande, dann würde ich auf alle Fragen antworten und mich rechtfertigen; dieses sei aber keine Prozedur, wo man mir neue Gravamina aufbürden wolle, ohne meine Verteidigung anzuhören. — Ich blieb also stumm und antwortete nichts mehr, weil man mir sagte: hierzu haben wir keine Ordre.

Man schrieb noch über zwei Stunden, Gott weiß was. Dann kam ein Wagen vor die Thüre — man visitierte mich am ganzen Leibe, ob ich etwa Gewehr bei mir habe, nahm mir etwa dreizehn oder vierzehn Dukaten ab, die ich noch versteckt hatte, und ich wurde mit starker Bedeckung über Spandau nach Magdeburg gebracht. Hier überlieferte mich der Offizier dem Kapitän von der Hauptwache auf der Citadelle. Gleich erschien der Platzmajor und führte mich in das mir bestimmte Gefängnis, welches bereits für mich zugerichtet war. Man nahm mir hier meine Uhr ab und ein klein in Brillanten gefaßtes Porträt meiner Freundin aus Petersburg, welches ich auf dem bloßen Leibe versteckt hatte, und schloß die Thüre hinter mir zu.

Dieses Gefängnis war in einer Kasematte, wovon der vordere Teil, sechs Fuß breit und zehn Fuß lang, durch eine Zwischenmauer abgeteilt war. In der inneren Mauer waren doppelte Thüren, und zum Eingang in die Kasematte selbst die dritte. Das Fenster in der sieben Schuh dicken Mauer war oben am Gewölbe dergestalt angebracht, daß ich zwar Licht genug hatte, aber weder den Himmel noch die Erde sehen konnte. Gegenüber sah ich das Dach des Magazins allein. Inwendig steckten eiserne Stangen, auswendig gleichfalls, und in der Mitte dieses Mauerfensters war ein ganz enges Drahtgitter angebracht, welches wegen hinaufsteigender Abdachung um einen Schuh kleiner war als das Fenster selbst, hierdurch blieb es unmöglich, hinaus- noch hineinzusehen. Von außen stand ein hölzernes Palissadengatterwerk sechs Schuh von der Mauer, wodurch die Schildwachen dem Fenster nicht beikommen konnten, um mir etwas zuzustecken. Dabei hatte ich ein Bett mit einer Matratze, welches aber mit Eisen an den Fußboden befestigt unbeweglich stand, damit ich es nicht an das Fenster rücken und aufsteigen konnte. Ein eiserner kleiner Ofen stand

an der Seite der Thüre und bei demselben ein gleichfalls festgenagelter Leibstuhl. Man legte mir aber gar keine Eisen an, hingegen bestand meine Kost in ein und ein halb Pfund Kommisbrot und einem Kruge Wasser.

Da ich nun in meiner Jugend einen besondern Freßmagen hatte und mein Brot meistens so verschimmelt war, daß man kaum die Hälfte genießen konnte, welches vom Geize des damaligen Platzmajors Rieding herrührte, der bei der großen Zahl der unglücklichen Gefangenen noch Gewinn suchte, so ist es mir unmöglich, meinen Lesern die ungeheure Folter zu schildern, welche mir ein elf Monat dauernder unausgesetzter wütender Hunger verursachte. Ich hätte täglich sechs Pfund Brot begierig eingeschluckt; wenn ich nun alle vierundzwanzig Stunden meine kleine Portion erhielt, so blieb ich nach derselben Genuß ebenso hungrig, als ich vorher war, und mußte abermals vierundzwanzig Stunden auf neue Labung warten. Wie gerne hätte ich einen Wechsel auf tausend Dukaten auf mein Wienervermögen assigniert, um mich nur einmal am dürren Brot satt zu essen! Kaum gestattete mir der wütende Hunger einen ruhigen Schlaf, so träumte mir, als ob ich an einer großen Tafel schmauste, wo eben alle Speisen, die ich vorzüglich gerne essen mochte, im Ueberflusse aufgetragen waren. Ich fraß träumend wie ein Nimmersatt, die ganze Gesellschaft erstaunte über meinen Appetit. Der Magen fühlte nichts in Wirklichkeit, desto begieriger fraß ich denkend. Ich erwachte oder vielmehr der Hunger weckte mich, dann schwebten mir die vollen Schüsseln vor den Augen, und dem leeren Bauche blieb die rasende Sehnsucht. Der Hunger, der Trieb der Natur, forderten immer mehr, immer reizender, diese Marter hinderte mir den Schlaf, um desto fürchterlicher erschien mein grausames Schicksal der in die Zukunft forschenden Seele, welche sich die Dauer unübersteiglich schilderte.

Gott behüte jeden ehrlichen Mann vor einer Empfindung dieser Art! Für den hartnäckigsten Bösewicht wäre diese Folter gewiß unausstehlich. Man kann acht Tage Mangel leiden, drei Tage hungern; aber gewiß hat noch kein Mensch auf Erden elf Monate lang so bitter gefastet und sich nicht einmal halb satt gegessen. Man sollte glauben, wenig essen würde Gewohnheit, ich habe aber das Gegenteil empfunden; mein Hunger stieg mit jedem Tage, und eben diese elf Monate waren in meinem ganzen Leben die grausamsten Büttel meiner Standhaftigkeit.

Vorstellung, Bitten half nicht, die Antwort war: es ist

des Königs ausdrücklicher Befehl, man darf Ihnen nicht mehr geben — der Kommandant General Bork, ein geborner Menschenfeind, sagte mir sogar, da ich ihn bat, mir doch wenigstens Brot genug geben zu lassen: Sie haben lange genug auf des Königs silbernem Service Pasteten gefressen, welches ihm der Trenck bei der Bataille zu Sorau geraubt hat. Nun mag Ihnen auch unser Kommisbrod auf Ihrem f. v. Sch... hause schmecken. Ihre Kaiserin hat Ihnen kein Geld geschickt, und Sie sind das Kommisbrod und die Unkosten nicht wert, welche hier auf Sie verwendet werden 2c. —

Man urteile, was meine Seele bei solcher Mißhandlung empfand, besonders da ich wohl einsah, daß mein Gefängnis gewiß nicht von erträglicher Dauer sein würde.

Die drei Thüren wurden verschlossen, ich blieb meinem Nachsinnen trostlos verlassen, und alle vierundzwanzig Stunden brachte man mir mein Brot und Wasser um die Mittagsstunde; die Schlüssel von allen Thüren waren bei dem Kommandanten. Die inwendige allein hatte ein besonderes verschlossenes Mittelfenster, durch welches mir meine Bedürfnisse hereingereicht wurden. Alle Mittwoch aber wurden nur die Thüren geöffnet und der Kommandant nebst dem Platzmajor kamen herein zum visitieren, wenn vorher mein Abtritt durch einen geschlossenen Delinquenten gereinigt war.

Nachdem ich dieses ein paar Monate hindurch beobachtet hatte und vollkommen sicher war, daß in der ganzen Woche niemand in mein Gefängnis kam, fing ich eine Arbeit an, die ich zuvor genau untersucht hatte und wirklich möglich fand.

Auf dem Platze, wo der Ofen und der Abtritt stand, war der Boden mit Ziegeln gepflastert, und die Wand war der Schwibbogen zwischen meiner benachbarten Kasematte, die niemand bewohnte. Ich hatte nun eine Schildwache vor dem Fenster und fand bald ein paar ehrliche Kerl, die trotz dem Verbote mit mir sprachen und mir die ganze Lage meines Kerkers schilderten.

Durch diese erfuhr ich, daß ich leicht entfliehen könne, falls es möglich wäre, mich in diese nächste Kasematte hineinzubrechen, wo die Thüre unverschlossen war, dann käme es darauf an, wenn ich einen Freund mit einem Nachen an der Elbe bereit hätte, oder wenn ich mich durch Schwimmen retten könnte, die sächsische Grenze wäre nur eine Meile davon.

Hierauf wurde nun mein Entwurf gemacht, dessen zergliederte Schilderung dieses halbe Buch füllen würde, ich brauche aber den Raum für wichtigere Stellen, sage aber den-

noch viel, weil die Unternehmung wirklich kolossalisch und unendlich verwickelt, auch merkwürdig war.

Ich arbeitete die Eisen los, womit mein Abtritt in dem Boden befestigt und die bei achtzehn Zoll lang am Kasten platt mit drei kleinen Nägeln befestigt waren, die ich inwendig abbrach, von außen her, wo allein visitiert wurde, die Köpfe richtig an ihren Ort steckte.

Hierdurch erhielt ich Brecheisen, hob die Ziegel vom Boden auf und fand unter denselben sogleich Erde.

Ich fing also den ersten Versuch an, hinter diesen Kasten ein Loch durch den Schwibbogen zu brechen, welcher sieben Schuh dick war. Die erste Lage der Mauern waren Ziegelsteine, dann folgten aber sogleich große Bruchsteine. Nun versuchte ich erst, sowohl die Ziegel des Bodens als die ersten der Wand genau zu numerieren und zu bemerken, um das Loch wieder akkurat zuzumachen; dieses glückte, ich griff also weiter.

Am Tage vor der Visitation wurde alles ganz behutsam zugemacht. Beinahe einen Fuß hoch brach ich in die sichtbare Mauer. Die Ziegel wurden wieder eingesetzt, der feinste Kalk wohl verwahrt, der übrige von der Mauer abgeschabt, die vielleicht hundertmal vorher überweisset war und unmerklich Stoff genug zu meinem Bedürfnis gab. Von meinen Haaren machte ich einen Pinsel, machte alles gleich, dann den feinen Kalk in der Hand naß, überstrich und blieb mit dem bloßen Leibe so lang an der Mauer sitzen, bis alles trocken und der übrigen Wand gleich war. Dann wurden die Eisen wieder am Abtritte befestigt und es war unmöglich das mindeste zu bemerken.

Während der Arbeit lagen Steine und Schutt in meiner Bettstatt; hätte man nun in der ganzen Zeit einmal den Verstand gehabt, an einem andern Tage als am Mittwoch zu visitieren, so wäre ich sogleich entdeckt worden, da dieses aber binnen sechs Monate gar nicht geschah, so war mir die Ausführung einer unglaublichen Unternehmung möglich.

Inzwischen mußte ich auf Mittel sinnen, Schutt aus dem Gefängnis zu schaffen, weil es nie möglich ist, aus einer gebrochenen Mauer alles wieder in den vorigen Raum zu bringen. Dieses geschah auf folgende Art: Kalk und Steine waren unmöglich fortzuschaffen, ich nahm also Erde, streute etwas in mein Zimmer und trat den ganzen Tag auf derselben herum, daß sie ein feiner Staub wurde.

Diesen Staub streute ich auf mein Fenster, um herauf zu steigen, brauchte ich den losgemachten Abtritt. Dann machte

ich mir einen kleinen Stab von Holzsplittern der Bettstelle, der Zwirn von einem alten Strumpf diente zum Zusammenbinden und vorne machten meine Haare einen Buschen.

Im mittleren Drahtgitter am Fenster machte ich ein Loch größer, das von untenher nicht bemerkt werden konnte, dann warf ich meinen Staub ganz dick auf die Fenstermauern und schob ihn mit großer Mühe mit meinem Stabe durch das Drahtgitter, bis an den äußerßern Rand des Fensters.

Dann wartete ich bis windig Wetter einfiel, und wenn die Windstöße am Fenster in der Nacht vorbeistrichen, stieß ich mit meinem Pinsel den Staub hinaus, welcher in die Luft geführt wurde und von außen keine Merkmale auf der Erde hinterließ.

Auf diese Art habe ich gewiß allgemach mehr als drei Zentner Erde herausgeschafft und mir zur angefangenen Arbeit Luft gemacht.

Da dieses aber nicht hinlänglich war, so half noch folgendes: ich machte Würste von Thonerde, die dem Kote ähnlich sahen, trocknete sie, und wenn man das Schloß der letzten Thüre am Mittwoch öffnete, dann warf ich sie geschwind in den Abtritt; der Arrestant eilte mit dem Eimer hinweg, schüttete aus und auf diese Art wurden gleichfalls alle Woche ein paar Pfund hinausgeschafft.

Ich machte auch kleine Kügelchen und blies mit einem Stück Papier, wenn die Schildwache spazieren ging, eines nach dem andern weit zum Fenster hinaus; auf diese Art verschaffte ich Platz, füllte den leeren Erdraum unter dem Bretterboden mit Kalk und Steinen aus und arbeitete glücklich vorwärts.

Unmöglich kann ich aber die Arbeit schildern, die ich fand, nachdem ich ein paar Schuhe tief in die Bruchsteine kam. Meine Eisen vom Abtritt, zuletzt auch die vom Bette waren die beste Hilfe. Eine redliche Schildwache steckte mir einmal einen alten eisernen Ladstock zu, der mir gute Dienste leistete, auch ein Messer, so wie es die Soldaten zu kaufen pflegen, welches eine hölzerne Scheide hat, etwa zwei Kreuzer kostet und Keif genannt wird. Dieses letztere hat mir in der Folge unglaubliche Dienste geleistet, wie ich besser unten erzählen werde. Mit diesem Messer schnitt ich Stücke von den Brettern des Bettes ab und machte Späne, mit welchen ich allgemach den Kalk zwischen den Steinen herausarbeitete.

Unglaublich ist es aber, was diese sieben Schuh dicke Mauer mir für Arbeit kostete, das Gebäude ist uralt und der Kalk war an einigen Orten ganz petrifiziert, so daß ich die ganzen Steine in Staub zerreiben mußte. Sechs Monate lang

dauerte die Arbeit unausgesetzt, ehe ich an die letzte Lage kam, welches ich an den Ziegeln erkennen konnte, womit jedes Kasemattenzimmer inwendig ausgemauert war.

In dieser Zeit hatte ich nun Gelegenheit mit einigen Schildwachen zu sprechen; unter diesen war ein alter Grenadier namens Gefhardt, den ich hier deshalb nenne, weil er in meiner Geschichte als ein Beispiel des großmütigsten Menschen auf Erden erscheinen wird. Von diesem erfuhr ich nun die ganze Lage meines Gefängnisses, auch alle Umstände, wie ich zu meiner Freiheit gelangen konnte.

Nichts fehlte mir als Geld, um einen Kahn zu kaufen und auf der Elbe mit ihm nach Sachsen zu fliehen. Durch diesen rechtschaffenen Mann geriet ich in Bekanntschaft mit einem Judenmädchen Namens Esther Heymann aus Dessau, deren Vater daselbst auf zehn Jahre im Gefängnisse saß. Dieses redliche Mädchen, die ich nie sehen konnte, gewann zwei andre Grenadiere, die ihr Gelegenheit machten, so oft sie bei mir auf der Schildwache standen, mit mir zu sprechen. Ich machte von meinen Spänen einen langen zusammengebundenen Stock, welcher bis vor die Palissadeneinfassung vor dem Fenster reichte, hierdurch erhielt ich Papier, auch ein Messer und eine Eisenfeile.

Ich schrieb an meine Schwester, die an den einzigen Sohn des General von Waldow verheiratet war (eben dieselbe, von welcher ich die Geschichte im ersten Teile gemeldet habe; sie wohnte vierzehn Meilen von Berlin). Dieser Schwester schilderte ich meinen Zustand, gab ihr Instruktion, wie sie für meine Freiheit arbeiten sollte und bat sie, daß sie diesem Judenmädchen dreihundert Reichsthaler geben sollte, weil ich durch ihre Hilfe Möglichkeit gefunden hätte, aus meinem Kerker zu entfliehen.

Zugleich gab ich ihr einen beweglichen Brief an den kaiserlichen Minister in Berlin, Graf Puebla, mit, schloß dabei einen Wechsel von tausend Gulden, um dieselbe in Wien einzukassieren und selbige dieser Heymann zu behändigen. Diese tausend Gulden hatte ich ihr zur Belohnung für ihre Treue versprochen. Die dreihundert Reichsthaler von meiner Schwester sollte sie aber mir bringen und dann nebst ihren Grenadieren meine Anstalten zur sicheren Flucht befördern, welches auch unfehlbar entweder durch mein bereits damals halb fertiges Loch in der Mauer oder durch Hilfe der Jüdin und Schildwache mit Durchschneidung meiner Thüren um die Schlösser herum geschehen wäre.

Die Briefe waren offen, weil ich sie nur um den Stock wickeln und ihr auf diese Art zustecken konnte.

Das arme redliche Mädchen geht also nach Berlin, gerade und glücklich zum Minister Graf Puebla. Er gibt ihr allen Trost, übernimmt Brief und Wechsel und befiehlt ihr mit seinem Gesandtschaftssekretär Herrn von Weingarten zu sprechen und alles zu thun, was dieser ihr befehlen würde.

Sie geht zu ihm, wird auf das freundlichste empfangen, er fragt sie alles aus. Sie vertraut ihm den ganzen Entwurf durch Hilfe der beiden Grenadiere zu meiner Flucht; auch daß sie Briefe an meine Schwester nach Hammer bei Küstrin zu tragen habe.

Er forderte diesen Brief, liest ihn, forscht alles aus und befiehlt ihr sogleich zu meiner Schwester zu gehen, gibt ihr zwei Dukaten auf die Reise mit dem Befehl, bei ihrer Rückkunft wieder zu ihm zu kommen. Indessen wolle er die Zahlung des Wechsels von tausend Gulden in Wien besorgen und ihr sodann weitere Instruktion geben.

Das Mädchen geht freudig nach Hammer, meine Schwester, die Wittwe war und ihren Mann nicht mehr wie im Jahre 1746 zu fürchten hatte, entzückt über die Nachricht, daß ich noch lebe, gibt ihr dreihundert Reichsthaler und muntert sie auf, alles mögliche zu meiner Rettung beizutragen.

Hiermit eilt sie nebst einem Briefe an mich nach Berlin zurück, bringt die Nachricht dem Herrn von Weingarten. Dieser liest meiner Schwester Brief, fragt sie alles aus, auch sogar die Namen der beiden Grenadiere. Sagt ihr, die tausend Gulden wären noch nicht aus Wien angekommen, gibt ihr aber zwölf Dukaten mit Befehl nach Magdeburg zu eilen, mir die gute Nachricht zu bringen, dann aber sogleich nach Berlin zurückzukehren und ihre tausend Gulden bei ihm abzuholen. Das gute Mädchen fliegt nach Magdeburg, geht auf die Citadelle, begegnet aber zu ihrem größten Glück vor dem Thore das Weib des Grenadiers, welche ihr mit Winseln und Thränen erzählt, daß ihr Mann nebst seinem ihr bekannten Kameraden tags vorher arretiert, in Eisen scharf bewacht, festsitze.

Die Jüdin hatte einen gesunden Verstand, roch den Braten, kehrt auf der Stelle um und flüchtet glücklich nach Dessau.

Nun will ich diese Erzählung unterbrechen und meinen Lesern dieses wichtige und schreckbare Rätsel auflösen. Weil ich nach meiner erlangten Freiheit von eben dieser Jüdin die ganze Relation schriftlich erhalten habe, die ich noch gegenwärtig wirklich in Händen habe.

Herr Legationssekretär von Weingarten war, wie bald hernach weltkundig wurde, ein Verräter, welchem Graf Puebla zu viel vertraut hatte, der als Kundschafter wirklich in preußischem Sold stand und alle Geheimnisse der kaiserlichen Gesandtschaft, auch den in Wien entworfenen Kriegsplan an das Berliner Ministerium verraten hatte; blieb auch bei bald darauf ausgebrochenem Kriege wirklich als ein Treuloser in preußischem Dienste zurück. Er hatte mich verraten, um den Wechsel von tausend Gulden in seinen Sack zu schieben. Denn sicher und erwiesen ist es, daß Graf Puebla meinen Wechsel wirklich nach Wien geschickt und derselbe ihm den 24. Mai 1745 aus meiner Administrationskasse bezahlt, mir auch nach erlangter Freiheit hier aufgerechnet wurde. Denn nimmermehr kann ich glauben, daß der Minister selbst diese tausend Gulden für sich behalten habe, obgleich in Wien das Geld wirklich von ihm selbst quittiert in der mir vorgelegten Rechnung zu lesen ist, die ich zum Beweis in Händen habe.

Da nun Weingarten das Judenmädchen auf das genaueste ausgekundschaftet hatte, so hat der Schelm, um tausend Gulden zu erobern, mich in das Verderben gestürzt, meiner Schwester Unglück und frühzeitigen Tod verursacht, und seine Verräterei war Ursach, daß ein Grenadier gehenkt wurde, der andre hingegen drei Tage gassenlaufen mußte.

Das Judenmädchen kam allein glücklich davon. Nach meiner erlangten Freiheit hat sie mir erst Nachricht und Aufklärung von dem ganzen Vorfalle gegeben. In Magdeburg hieß es: eine Jüdin habe von meiner Schwester Geld geholt und zwei Grenadiere bestochen, um mir durchzuhelfen, einer davon habe etwas seinem Kameraden vertraut und sei von ihm verraten worden. Freilich durfte man in Magdeburg nicht anders sprechen, auch konnte niemand wissen, daß der kaiserliche Gesandtschaftssekretär mich in Berlin verraten hätte. Die treue Verbindung dieser Erzählung entdeckt aber die trockene Wahrheit; mein Rechnungsbuch von hiesiger Administration zeigt, daß Minister Puebla die tausend Gulden wirklich einkassiert hat, und die Jüdin lebt noch wirklich in Dessau, welche redende Beweise führen kann.

Ihr armer Vater, welcher im Gefängniß saß, empfing mehr als hundert Prügel. Er sollte gestehen, ob ihm die Tochter nichts vom Komplott vertraut hätte, auch wo sie hingeflüchtet sei, und starb erbärmlich in Fesseln.

Solches Unheil verursachte ein Schurke. Und wer war schuld daran? Die Unvorsichtigkeit des Ministers Grafen Puebla.

Im Jahre 1766, folglich elf Jahre nach diesem Vorfall, erhielt ich die erste Nachricht von dieser redlichen Jüdin, die mir ohne Weingartens Schelmstück unfehlbar meine Freiheit befördert hätte. Sie bat um ihre versprochenen tausend Gulden.

Ich war damals in der Reichsstadt Aachen, schrieb nach Wien an meinen damaligen Agenten, Herrn von Weyrauch, mit Bitte, nebst meinem Briefe zu Sr. Exzellenz den General Puebla zu gehen, welcher sich damals in Wien aufhielt, und ihn zu bitten, daß er mir meine tausend Gulden zurückzahle, weil die Jüdin von ihm keinen Groschen und nichts als zwei Dukaten von Weingarten empfangen hatte. Um so mehr bat ich darum mit Recht, weil Se. Exzellenz diese tausend Gulden in Wien selbst quittiert hatten. Es beliebten aber Se. Exzellenz meinen Kommissionär mit der empfindlichsten Grobheit abzuweisen. Se. Exzellenz gaben mir gar keine Antwort auf meine trockene deutsche Zuschrift, und kurz gesagt, Se. Exzellenz geruhten gnädigst mich um tausend Gulden ärmer zu machen.

Ob aber die Erben Sr. Exzellenz nicht schuldig wären mir die tausend Gulden noch gegenwärtig mit Interesse zurückzuzahlen, welche dieselbe wirklich empfangen und einkassiert haben, dieses Urteil überlasse ich dem gerechten Leser. Meine ganze Geschichte wird freilich gründlich erweisen, daß ich dreimal in Wien ebenso wie Joseph in Aegypten verraten und in Berlin verkauft wurde. Sie erweist auch, daß ich allein deshalb in Danzig und Berlin unglücklich gemacht wurde, weil ich sicher glaubte, die Gesandten, Residenten und Legationssekretäre müßten wenigstens wohlgeprüfte Staatsbürger und keine Spitzbuben oder Seelenverkäufer sein.

Aber ach! Nicht einmal das mir von ihnen geraubte bare Geld ist mir bis dato restituiert worden und das persönliche Unglück, welches ihr Betragen mir verursachte, kann mir kein Monarch auf Erden mehr ersetzen.

Erzählen muß ich es aber dennoch in meiner Lebensgeschichte, welche wegen erwiesener Wahrheiten nicht konfisziert werden kann, da ich die Dokumente und Proben, daß Abramson in Danzig und Weingarten in Berlin untreue Schelme waren, vor jedem Gerichte noch gegenwärtig aufweisen und legaliter erproben kann.

Alle fühlende Seelen unter meinen Lesern bitte ich aber bei dieser Erzählung einige Augenblicke stille zu stehen und zu urteilen, was meine Seele noch heute empfindet, da ich dieses niederschreibe.

Ich selbst geriet durch Weingartens Verräterei in die ungeheuern Fesseln, die mich noch neun Jahre folterten. Ein unschuldiger Mensch verlor am Galgen sein Leben. Meine redliche Schwester hingegen mußte mir auf ihre Kosten das neue Gefängnis in der Sternschanze bauen lassen. Der Fiskus strafte sie um eine Summe, die ich nie erfahren habe. Ihre Güter wurden bald hernach gänzlich ausgeplündert und in eine Wüstenei verwandelt. Ihre Kinder gerieten durch diese Begebenheit in die bitterste Armut und sie selbst starb im Kern der Jahre, im dreiunddreißigsten, vor Gram und Verfolgung, durch ihres Bruders Unglück und durch die Verräterei der kaiserlichen Gesandtschaft zu Grunde gerichtet.

Seliger Schatten einer rechtschaffenen Schwester, eines Schlachtopfers meines schreckbaren Schicksals! Ich war bisher zu ohnmächtig dich zu rächen. Weingartens Blut konnte meine Faust nicht mehr besudeln; ich habe ihn gesucht, ich hätte ihn auch am Fuße des Altars gefunden, er war aber in Sicherheit und jetzt fault der Bösewicht bereits im Grabe. Puebla fehlte aus Dummheit und seine Berliner Gesandtschaft hat dem, der ihn wählte, weder Ehre noch Vorteil geschafft. Unglückliche Schwester! Hier bringe ich dir also mein reines Dankopfer in stummen Buchstaben meiner laut schreienden Lebensgeschichte. Gott lohne dich vollwichtig, falls jenseits des Grabes noch Lohn zu erwarten ist. Von Monarchen, die mich und dich mit Gleichgültigkeit mißhandeln sahen, haben ohnedem weder wir, noch unsre Kinder Gerechtigkeit noch Lohn diesseits noch jenseits unsrer Gruft zu hoffen. Ruhe sanft, edle Seele! deines Bruders Feinde haben dich ermordet. Brudergefühl empört noch mein Blut, wenn ich an dich denke, und männliche Schwermutstränen rollen noch heute unter diese Tinte, wenn ich mich als die Ursache deines unschuldigen Leidens und frühzeitigen Todes betrachte.

Dein Schicksal bleibt mir im Kerker unbewußt; ich erhielt meine Freiheit, ich suchte dich, um dankbar zu sein, und fand dich im Grabe. Ich wollte deine Kinder lohnen und fühllose Monarchen haben mich so arm gemacht, daß es mir unmöglich war, auch diese Pflicht zu erfüllen.

Grausame Lage für einen ehrlichen Mann! Alles was mich allein betraf, habe ich mit Großmut verachten und überwinden gelernt. Das Schicksal meiner Schwester und ihrer ganzen Familie, die durch Weingartens Verräterei unglücklich wurde, dieses allein kann ich weder vergessen noch verschmerzen. Mein Auge weint, mein Herz pocht schwermütig, und so leicht

ich Beleidigungen vergeben kann, die mich allein betrafen, so freudig wollte ich mich noch heute in tausend Schwerter stürzen, die meiner gerechten Rache entgegenständen und Weingartische Handlungen verteidigen wollten.

Genug hiervon! Sogar der rechtschaffene Kaiser Franz vergoß Thränen, da ich ihm diese schreckbare Geschichte in einer Audienz mit Wehmut erzählte. Ich erblickte sein edles Gefühl, fiel ihm von reinem Dank erschüttert zu Füßen. Der bewegte Monarch riß sich los, verließ mich und ich schlich in Betäubung zur Thüre hinaus.

Vielleicht hätte er mehr gethan als mich bedauert. Er starb aber bald nach diesem Vorfalle und ich erzähle ihn hier, um seiner Asche ein reines Dankopfer zu bringen, um der Nachwelt zu versichern, daß Kaiser Franz ein edles, erhabenes Gefühl und ein Menschenherz besaß. Dieses ist das einzige Beispiel, welches ich in meiner großen Welterfahrung von Fürsten erlebt habe. Friedrich und Theresia, bei denen ich Lohn verdient habe, starben beide, ohne mich zu kennen, ohne mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und jetzt bin ich schon zu alt, zu stolz, auch zu gleichgültig, um bei ihren Erben ihren Lohn zu verdienen. Erbitten will ich ihn nicht, weil ich ihn zu verdienen glaube, und um ihn legaliter zu fordern, kenne ich Richter und Advokaten zu gut, habe auch keine Armee zu meinem Beistande, wenn ich mein Recht fordern wollte. Man verzeihe mir diesen Seitenschritt aus meinem Erzählungsgeleise. Kein ehrlicher Mann, der sich denkend an meine Stelle setzen kann, wird mir denselben übel deuten. Trockene Wahrheit leitet meine Feder, und die Erinnerung einer solchen Begebenheit erschüttert die Seele des Weltweisen und weckt den Menschen.

Nun weiter zur Sache.

In meinem Kerker erfuhr ich in den ersten Tagen gar nichts. Bald aber kam mein ehrlicher Gefhardt wieder auf die Schildwache zu mir. Da aber die Posten verdoppelt waren und nunmehr zwei Grenadiere meine Thüre bewachten, so war das Sprechen ohne Gefahr fast unmöglich. Indessen gab er mir doch Nachricht von den beiden unglücklichen Kameraden.

Der König kam eben nach Magdeburg zur Revue. Er selbst ist in der Sternschanze gewesen und hat in aller Eile das neue Gefängnis in derselben für mich zu bauen befohlen, auch die Ketten angeordnet, in die ich geschmiedet werden sollte.

Mein ehrlicher Gefhardt hatte seine Offiziere sprechen gehört, daß dieses neue Gefängnis für mich bestimmt sei. Er

gab mir Wind davon, versicherte mir aber, daß es vor Ende des Monats nicht fertig sein könnte.

Ich faßte also den Entschluß, eilfertig den Ausbruch meines Loches in der Mauer zu beschleunigen und ohne auswärtige Hilfe zu entfliehen.

Möglich war es, denn von meinem Bette hatte ich einen Strick verfertigt, den ich an eine Kanone anbinden und mich vom Walle herunterlassen wollte. Ueber die Elbe wäre ich geschwommen, und da die sächsische Grenze nur eine Meile entfernt ist, so wäre ich auch sicher glücklich davongekommen.

Den 26. Mai wollte ich in der Nebenkasematte herausbrechen. Da ich aber unter dem Ziegelboden derselben herausarbeiten wollte, fand ich dieselbe so fest ineinander gefügt, daß ich den Ausbruch auf den folgenden Tag verschieben mußte. Der Tag brach wirklich heran, da ich müde und matt aufhörte, und wäre jemand zufällig am folgenden Tage in das Zimmer gegangen, so hätte man das bereits aufgewühlte Loch gefunden.

Schreckliches Schicksal! das mich aber in meinem ganzen Leben verfolgt hat und mich allezeit in den Abgrund stürzte, wenn ich alle Hindernisse überstiegen zu haben glaubte.

Der 27. Mai war ein neuer Unglückstag für mich. Mein Gefängnis war in der Sternschanze geschwinder fertig geworden als man glaubte, und eben, da die Nacht heranbrach und ich meine Anstalt zur Flucht machen wollte, hielt ein Wagen vor meinem Gefängnis still. Gott! Wie erschrak ich, du allein weißt es, wie mir damals zu Mute war; Schlösser und Thüren wurden geöffnet. In Geschwindigkeit versteckte ich noch mein Messer zur letzten Nothilfe an einem geheimen Orte auf dem Leibe, und in eben dem Augenblicke trat der Platzmajor nebst dem Major du jour und einem Kapitän in mein Gefängnis, nebst zwei Laternen in den Händen.

Man sprach kein Wort als: Ziehen Sie sich an. Dies war gleich geschehen. Es war noch meine Corduascher kaiserliche Uniform. Hierauf reichte mir jemand ein paar Eisen, mit welchen ich mich selbst über Kreuz an Hand und Fuß schließen mußte. Dann band mir der Platzmajor mit einem Tuche die Augen zu, man griff mir unter die Arme und führte mich in den Wagen. Aus der Citadelle muß man nun durch die ganze Stadt und dann erst zur Sternschanze wieder hinausfahren. Ich hörte nun nichts als das Geklirr der den Wagen umgebenden Bedeckung; in der Stadt aber einen gewaltigen Zulauf des neugierigen Volkes, weil man ausgesprengt hatte, ich sollte in der Sternschanze enthauptet werden.

Sicher ist es auch, daß verschiedene Leute, welche mich damals mit verbundenen Augen durch die Stadt führen sahen, überall erzählt, auch geschrieen haben, daß am 27. Mai der Trenck in die Sternschanze geführt und daselbst ihm der Kopf vor die Füße gelegt sei. Die Offiziere der Garnison hatten auch den Befehl, dieses zu bekräftigen, weil niemand wissen sollte, wo ich geblieben war.

Ich wußte es leider; mein Schicksal ließ mir aber nichts merken, und da mir das Maul nicht zugestopft war, stellte ich mich, als wann ich den Tod erwarte, und redete mit meinen Führern in einem Tone, der sie erschütterte und ihren Monarchen eben nicht von der vorteilhaftesten Seite schilderte, weil er redliche Unterthanen durch Machtspruch ungehört verurteilen könnte.

Man bewunderte meine Standhaftigkeit in eben dem Augenblicke, da ich den Tod durch die Hand des Büttels zu erwarten schien. Niemand antwortete das mindeste. Ihr Seufzen ließ mich allein Mitleiden bemerken, und gewiß ist es, daß wenig Preußen dergleichen Befehle gerne vollziehen.

Endlich hielt der Wagen still. Man führte mich aus demselben in das neue Gefängnis und löste mir bei dem Scheine einiger Lichter das Tuch von den Augen. Aber, o Gott! wie regte sich mein Gefühl, da mir zwei schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede mit einer Glutpfanne und Hammer bewaffnet und der ganze Boden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen.

Man griff sogleich zum Werke und beide Füße wurden mir mit schweren Holzketten an einem eisernen, in der Mauer befestigten Ringe festgeschmiedet; dieser Ring war drei Schuh vom Boden erhaben, folglich konnte ich links und rechts etwa drei Fuß breit Bewegung machen. Dann wurde mir um den nackten Leib ein handbreiter Ring angeschmiedet, welcher mit einer Kette an einer eisernen armdicken Stange zusammenhing, die zwei Schuh lang war und an deren beiden Enden man meine Hände in zwei Schellen befestigte, so wie es im Bilde am Titelblatte dieses Buches zu sehen ist. Das ungeheure Halseisen wurde mir diesmal noch nicht angelegt und folgte erst im Jahre 1756.

Nun sagte kein Mensch gute Nacht. Alles ging in schrecklicher Stille fort und ich hörte nach einander vier Thüren mit fürchterlichem Gerassel zuschließen.

So verfahren Menschen mit dem unschuldigsten Menschen, wenn Menschen, die Fürsten heißen, einmal Menschenmißhand-

lung gebieten. Gott! du allein weißt es, wie mir in solcher Lage mein von Verbrechen vorwurfsfreies Herz pochte.

Hier saß ich, von Trost und Hilfe mir allein selbst überlassen, auf dem nassen Fußboden in dicker Finsternis. Die Fesseln schienen mir unausstehlich ehe ich sie gewöhnte, und ich dankte Gott, daß man mein Messer nicht gefunden hatte, womit ich meinem Leiden in eben dem Augenblicke ein Ende machen wollte. Dies ist noch ein wahrer Trost des unglücklichen, ehrlichen Mannes, welcher über die Vorurteile des Pöbels erhaben ist, und hiermit kann man dem Schicksal, auch Monarchen Trotz bieten.

Schildern kann meine Feder dem Leser diese Geschichte nicht, was in dieser ersten Nacht in meinem Herzen, in meinen Entschließungen kämpfte, auch den letzten Entschluß zurückhielt. Ich sah wohl ein, daß dieses Schicksal mir nicht auf kurze Zeit bestimmt sei, weil mir der nächst ausbrechende Krieg zwischen Oesterreich und Preußen bekannt war, und das Ende mit Gelassenheit abzuwarten schien mir unmöglich. Dabei hatte ich Ursache zu zweifeln, ob man sich am Ende noch in Wien um mich interessieren werde, weil ich Wien aus Erfahrung kannte, auch wußte, daß die, welche meine Güter hier geteilt hatten, gewiß alles mögliche thun würden, um mir die Rückkunft zu verhindern. Mit diesen Gedanken verfloß die Nacht. Der Tag erschien aber nicht in seinem Glanze für mich. Dennoch konnte ich in der Dämmerung meinen Kerker betrachten.

Die Breite war acht und die Länge zehn Schuh. Neben mir stand ein Leibstuhl und vier Ziegel waren im Eck in die Höhe gemauert, worauf ich sitzen und den Kopf an die Mauer anlehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber, an dem ich angeschmiedet stand, war ein künstliches Fenster in der sechs Schuh dicken Mauer angebracht in der Form eines halben Zirkels, aber nur einen Schuh hoch und zwei im Diameter.

Von innen ging die Oeffnung aufwärts gemauert bis an die Mitte, woselbst ein enges Drahtgitter befestigt war. Dann lief die Abdachung gegen die Erde hinaus, wo man dieses Luftloch oder Fenster mit dicht aneinander stehenden eisernen Stangen ebenso wie inwendig versichert hatte.

Da nun mein Gefängnis in dem Graben des Hauptwalles gebaut, von hinten an denselben gelehnt, inwendig acht Schuh breit und die Mauer sechs Schuh dick war, so stieß das Fenster beinahe an die Mauer des zweiten Walles, folglich konnte von oben her gar keines, von unten herauf aber nur der Widerschein des Tageslichts in meinen Kerker, besonders durch ein

so enges Loch hereinbrechen, welches dreimal mit Eisen und Gittern geschlossen war. Mit der Zeit wurde mein Auge aber dennoch so an diese Dämmerung gewöhnt, daß ich eine Maus konnte laufen sehen. Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht in den Graben schien, war bei mir ewige Nacht.

Inwendig war vor dem Gitter ein Fenster, wovon die mittlere Scheibe zum Luftloch geöffnet werden konnte.

Neben mir stand ein hölzerner Leibstuhl, der alle Tage ausgetragen wurde, und ein Wasserkrug.

In der Mauer konnte man meinen Namen Trenck von roten Ziegeln ausgemauert lesen und unter meinen Füßen lag ein Leichenstein mit dem Totenkopf, unter welchem ich gleichfalls begraben werden sollte, mit meinem Namen bezeichnet. Mein Kerker hatte doppelte Thüren von zwei Zoll dickem Eichenholz. Vor denselben war eine Art von Vorzimmer mit einem Fenster, und dieses abermals mit zwei Thüren verschlossen.

Weil nun der Monarch ausdrücklich befohlen hatte, daß mir absolut aller Umgang, alle Gelegenheit mit Schildwachen zu sprechen sollte abgeschnitten werden, damit ich keinen mehr verleiten könne, und deshalb der Kerker undurchdringlich gebaut werden müsse, so war der Hauptgraben, in welchem mein Palast prangte, von beiden Seiten mit zwölf Schuh hohen Palissaden geschlossen und den Schlüssel zu dieser fünften Thüre allein hatte der wachehabende Offizier. Mir selbst blieb keine andre Bewegung übrig als auf der Stelle, wo ich angeschmiedet war, zu springen oder den obern Leib so lange zu schütteln bis mir warm wurde. Mit der Zeit, da ich die schweren Fesseln gewöhnte, konnte ich auch Seitenbewegungen von vier Schuh machen, wobei aber die Schienbeine litten.

Das Gefängnis war binnen elf Tagen mit Gips und Kalk aufgemauert worden und gleich wurde ich hineingebracht, wobei jedermann glaubte, daß ich den neuen Mauerndampf in einem ganz geschlossenen Loche nicht vierzehn Tage überdauern würde. Wirklich saß ich bei sechs Monate beständig im Wasser, welches von dem ungeheuer dicken Gewölbe eben da, wo ich stehen mußte, beständig auf mich herabträufelte. Ich kann auch meine Leser versichern, daß mein Leib binnen der ersten drei Monate gar nicht trocken wurde, und dennoch blieb ich gesund.

So oft man zur Visitation kam, und dies geschah täglich um Mittag nach Ablösung der Wache, mußte man vorher die Thüren einige Minuten offen lassen, sonst löschte der erstickende Dunst der Mauer die brennenden Lichter in der Laterne aus.

In diesem Zustand saß ich nun von Freund, Hilfe und Trost verlassen, wo Denken meine einzige Beschäftigung blieb und wo sich in den ersten Tagen, ehe sich die Standhaftigkeit einzunisteln und mein Herz zu versteinern fähig wurde, nichts als schreckliche Bilder meinen von Schmerz und Wut betäubten Begriffen vorspiegelten. Die Lage selbst konnte nicht reizender zur Verzweiflung sein, und ich weiß noch heute nicht die Ursache zu schildern, welche meinen Arm zurückhielt, weil ich über alle Vorurteile erhaben, niemals die mindeste Furcht gegen Vorfälle jenseits des Grabes empfunden habe und auch niemals entschlossen war, jemand um Rat zu fragen, wenn es Zeit sei aus eben der Welt Abschied zu nehmen, in welcher ich auftrat, ohne daß mein Willen von irgend jemand befragt wurde.

Mein Vorsatz war einmal, dem Glücke zu trotzen und meinen Sieg trotz allen Hindernissen selbst zu erringen. Der Ehrgeiz, mir dereinst diesen Sieg selbst zuzueignen, war vielleicht die stärkste Triebfeder zu diesem Entschluß, welcher endlich durch wiederholte Prüfungen bis zu dem Grade des echten Heldengeistes heranwuchs, dessen Sokrates im grauen Haare sich gewiß in solchem Gewichte nicht rühmen konnte.

Er war alt, hörte auf zu empfinden und trank den Giftbecher gleichgültig. Ich hingegen war im Feuer der Jahre und das Ziel schien auf allen Seiten weit entfernt, wo ich hinstrebte. Die gegenwärtige Art der wirklichen Leibes- und Seelenfoltern waren von solcher Art, daß ich von meinem Gliederbaue wahrscheinlich keine Dauer erwarten konnte.

Mit solchen Gedanken rang ich, da es Mittag und mein Käfig zum erstenmal geöffnet wurde. Wehmut und Mitleiden war auf jeder Stirne meiner Wächter gemalt. Niemand sprach ein Wort, auch nicht einmal guten Morgen, und fürchterlich war ihre Ankunft, weil sie mit den noch nicht gewohnten ungeheuren Riegeln und Schlössern an den Thüren bei einer halben Stunde rasselten, ehe die letzte geöffnet wurde.

Man trug meinen Leibstuhl aus, brachte eine hölzerne Bettstelle oder eine Pritsche herein nebst einer Matratze und guten wollenen Decken, zugleich auch ein ganzes Kommisbrod von sechs Pfund, wobei der Platzmajor sagte:

„Damit Sie sich nicht mehr über Hunger zu beklagen haben, wird man Ihnen Brot geben, soviel Sie essen wollen.“ Man setzte einen Wasserkrug von ungefähr zwei Maß dazu, schloß die Thüren zu und überließ mich meinem Schicksale.

Gott! wie kann ich die Wollust schildern, die ich im ersten

Augenblicke empfand, da ich nach elfmonatlichem, wütendem Hunger mich zum erstenmal satt essen konnte. Kein Glück schien mir im ersten Genusse vollkommener als dieses, und keine Mühle zermalmt die harten Körner geschwinder als damals meine Zähne im Kommisbrot wühlten. Kein feuriger Verliebter, der lange schmachtet, fällt begieriger in die Arme seiner ihm bereits übergebenen Braut, kein Tiger hitziger auf seine Beute, als ich im ersten Augenblicke auf meine Mahlzeit. Ich fraß, ich rastete, stellte Betrachtungen an, aß wieder, fand mein Schicksal schon erleichtert, vergoß Thränen, brach ein Stück nach dem andern ab, und noch ehe es Abend wurde, war mein Brot im Leibe.

Natur! was für Gefühl ist bei allen deinen Bedürfnissen verwebt! welche Wollust könnte der reiche Weltbürger genießen, wenn er nicht eher zur Tafel ginge, bis er vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gefastet hat.

Gewiß, man würde wenig Meisterköche, wenig kostbare Leckerbissen, die den Gaumen augenblicklich kitzeln, bedürfen, wenn man sich die Wollust im Essen durch Hunger verschaffen wollte. Wie köstlich schmeckte mir oft in meinem Leben ein Stück verschimmelt Brot. Man mache den Versuch freiwillig, dann wird man mir für Lehren danken, die nur allein geprüfte Erfahrung mit dem wahrhaften probatum est versichern kann.

Meine erste Freude dauerte aber nicht lange und gleich lernte ich, daß ein übertriebener Genuß ohne Mäßigung Ekel hervorbringt.

Mein Magen war durch so langen Hunger geschwächt, die Verdauung wurde gehemmt, der ganze Leib schwoll auf, mein Wasserkrug wurde leer, Krämpfe, Kolik und zuletzt Durst mit unglaublichen Schmerzen folterten mich bis zum andern Tage, und schon verfluchte ich die, welche ich kurz vorher deshalb verfluchte, weil sie mir nicht satt zu essen gaben. Ohne Bett wäre ich in dieser Nacht gewiß verzweifelt. Meine grausamen Fesseln war ich noch nicht gewohnt, die Kunst in denselben zu liegen hatte ich noch nicht so gelernt, wie sie mir endlich Zeit und Gewohnheit lehrten. Ich konnte mich aber wenigstens auf trockener Matratze sitzend krümmen. Diese Nacht war aber dennoch eine der grausamsten, die ich erlebt habe. Am folgenden Tage, als man meinen Kerker öffnete, fand man mich in einem erbärmlichen Zustande, wunderte sich über meinen Appetit und trug mir ein andres Brot an. Ich protestierte, weil ich keines mehr zu bedürfen glaubte. Dennoch ließ man eines

holen, gab mir zu trinken, zuckte die Achseln, wünschte mir Glück, weil ich allem Ansehen nach nicht lange mehr leiden würde, und schloß die Thüren wieder zu, ohne zu fragen ob ich andre Hilfe bedürfe.

Drei Tage verflossen, bis ich wieder den ersten Bissen Brot essen konnte. Indessen war die sonst starke standhafte Seele im kranken Leibe kleinmütig, und mein Tod wurde beschlossen.

Meine Fesseln waren mir unerträglich, und ich konnte mir keine Möglichkeit vorstellen, dieselbe zu gewöhnen und in die Dauer zu ertragen, um Rettung abzuwarten. Der bevorstehende Krieg war mir bekannt, und den Frieden abzuwarten, schien mir unmöglich.

Der König hatte befohlen, mir ein solches Gefängnis zu bauen, welches keiner Schildwache bedürfe, damit ich niemand verführen könne. Kurz gesagt, alles schien mir in den ersten Tagen der stürmenden Schwermut ebenso unausstehlich als unübersteiglich.

Ich fand tausend Gründe, die mich überzeugten, daß es nunmehr Zeit sei, meinem Leiden ein Ende zu machen. Und da mich niemand gefragt hat, ob ich in die Welt kommen und geboren sein wollte, so glaubte ich auch, daß ich vollkommen berechtigt sei, gleichfalls ohne jemand zu fragen, dieselbe zu verlassen, sobald mein Hiersein unerträglich wird.

Theologische Streitfragen will ich hier nicht entscheiden. Wer mich tadeln will, der setze sich denkend an meine Stelle, falls er vermögend ist, ohne eigene Erfahrung richtig und nach dem eigentlichen Gewichte der Umstände zu urteilen. Auch im Wohlstande habe ich den Tod nie gescheut, und folglich schien er mir in meiner damaligen Lage eine wirkliche Wohlthat.

Mit diesem Gedanken schwanger, schien mir wirklich eine jede Minute Geduld zur Unzeit eine Thorheit, und länger unentschieden warten, eine niederträchtige Zaghaftigkeit. Dennoch wollte ich den ersten Regungen eines verzweifelten Schmerzes noch mit aller möglichen Vernunft ausweichen; mir selbst Zeit lassen, alle Gründe und Gegensätze mit kaltem Blute abzuwägen, und deshalb beschloß ich, noch acht Tage zu warten, bestimmte aber den vierten Juli zu meinem unfehlbaren Sterbetag.

Indessen sann ich auf alle möglichen Mittel, mir eigenmächtig zu helfen, oder in den Bajonetten meiner Wächter die Seele auszuhauchen.

Gleich am folgenden Tage wurde ich bei Eröffnung mei-

ner vier Thüren gewahr, daß sie nur von Holz waren, und der Gedanke fiel mir ein, mit meinem aus der Citadelle glücklich herübergebrachten Messer die Schlösser auszuschneiden, sodann aber weiter meine Rettung zu versuchen. Wäre dann kein Mittel, dann sei erst Zeit, den Tod zu wählen.

Nun ward sogleich der Versuch gemacht, ob es möglich sei, mich von meinen Eisen zu befreien.

Die rechte Hand brachte ich glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann. Die Linke aber konnte ich nicht herausbringen. Ich wetzte aber mit einigen Stücken Ziegelsteinen, die ich von meinem Sitze losschlug, so glücklich an dem nur nachlässig verschmiedeten Stifte der Handschelle, daß ich selbigen herausziehen, und auch diese Faust befreien konnte.

An dem Ringe um den Leib war nur ein Haken mit der Kette an der Armstange befestigt; ich stemmte die Füße gegen die Wand und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb mir noch die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß übrig, ich drehte dieselbe übereinander, Kräfte hatte mir die Natur gegeben, sprengte mit Gewalt von der Mauer weg, und zwei Gelenke zersprangen auf einmal.

Von Fesseln frei, glaubte ich mich schon glücklich; schlich zur Thüre, suchte im Dunkeln die Spitzen der durchgeschlagenen Nägel um das auswendig befestigte Schloß, und fand, daß ich eben kein groß Stück Holz auszuschneiden hatte, um diese zu eröffnen; gleich nahm ich mein Messer zur Hand und schnitt unten am Gerüste ein kleines Loch durch, fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich Möglichkeit, alle vier Thüren in einem Tage zu öffnen.

Hoffnungsvoll eilte ich nun zu meinem Eisen, um sie wieder anzulegen; doch, ach Gott! was waren hier für Schwierigkeiten zu übersteigen.

Das zersprungene Gelenk fand ich nach vielem Herumtappen und warf es in den Abtritt. Mein Glück war, daß man bis dahin gar nicht visitiert hatte, auch bis zum Tage der Unternehmung selbst nichts visitierte, weil man keine Möglichkeit vermutete. Ich band also mit einem Stücke von meinem Haarbande die Kette zusammen.

Da aber die Hand wieder in die Schelle zurück sollte, war sie vom gewaltsamen Ausziehen geschwollen und aller Versuch unmöglich. Die ganze Nacht wurde auch an diesem Stifte gewetzt, der aber so stark verschmiedet war, daß alle Arbeit vergebens blieb.

Der Mittag, die Visitierstunde erschien, die Not, die Gefahr war da; der Versuch wurde erneuert, die Hand hereinzuzwingen, endlich gelang es mit Foltermartern, und man fand beim Hereintreten alles in Ordnung.

Inzwischen war es unmöglich, die abgeschundene Hand wieder herauszubringen.

Den vierten Juli wurde kaum die Thüre nach dem Visitieren geschlossen, so war auch schon die Hand aus der Schelle heraus und alle Fesseln glücklich abgelegt. Sogleich ergriff ich mein Messer und fing die Herkulesarbeit an den Thüren an.

In weniger als einer Stunde war sie offen, weil sie einwärts aufging und die Querstange nebst dem Schlosse von außen hängen blieb.

Aber, o Gott! wie schwer ging es bei der zweiten. Das Schloß war bald umschnitten; aber da die Querstange an demselben befestigt war und die Thüre hinaus geöffnet werden mußte, war kein andres Mittel übrig, als über den Stangen ganz zu durchschneiden.

Auch dieses wurde durch eine unglaubliche Arbeit möglich gemacht, und diese fiel mir desto schwerer, weil alles im Finstern allein durch Greifen bewerkstelligt werden mußte. Meine Finger waren alle wund, der Schweiß floß auf den Boden, und das rohe Fleisch blutete in den Händen.

Nun fand ich Tageslicht; ich stieg über die halbe Thüre; im Vorgemach war ein offenes Fenster; ich kletterte hinan und sah, daß mein Kerker im Hauptgraben des ersten Walles gebaut war. Ich sah vor mir den Aufgang auf denselben, sah die Wache etwa 50 Schritte von mir, auch die hohen Palissaden, die noch im Graben vor meinem Kerker zu übersteigen waren, ehe ich auf den Wall kriechen konnte. Meine Hoffnung wuchs, und meine Arbeit verdoppelte sich, da ich zur dritten Thüre griff, die wie die erste inwendig aufging, folglich nur die Umschneidung des Schlosses erforderte. Die Sonne ging unter, da ich auch mit dieser fertig war. Die vierte mußte eben wie die zweite in der Quere durchschnitten werden, meine Kräfte hatten mich aber bereits verlassen, und das rohe Fleisch in beiden Händen machte mir alle Hoffnung schwinden.

Nachdem ich eine Weile gerastet, wurde dennoch auch diese angegriffen; wirklich war bereits bei einem Schuh lang der Schnitt fertig, als meine Messerklinge zerbrach und die Klinge hinausfiel.

Allsehender Gott, was war ich in diesem schrecklichen Augenblicke! Fand sich wohl jemals eines deiner Geschöpfe mehr gerechtfertigt zur Verzweiflung als ich? Der Mond schien hell; ich sah durch das Fenster mit starren Blicken den Himmel an, fiel auf meine matten Kniee, suchte neuen Mut und Trost und fand keinen, weder in der Religion, noch in der Weltweisheit.

Ohne der Vorsehung zu fluchen, ohne mindeste Furcht vor meiner Vernichtung, noch vor der Gerechtigkeit eines Gottes, der unsres Schicksals Schöpfer ist, und der mir auch nur menschliche Kräfte in Vorfällen gegeben hatte, welche diese Kräfte weit überwiegen, empfahl ich mich dem möglichen Richter der Toten, ergriff das Stück meines Messers und durchschnitt mir die Adern am linken Arm und Fuße. Setzte mich ruhig in den Winkel meines Kerkers und ließ mein Blut rieseln. Eine Ohnmacht bemeisterte sich meiner Sinne, und ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande sanft geschlummert habe.

Auf einmal hörte ich meinen Namen rufen, erwachte, und abermals rief man draußen Baron Trenck.

Meine Antwort war: wer ruft? Und wer war es? Mein redlicher Grenadier Gefhardt, der mir auf der Citadelle alle Hilfe versprochen hatte.

Dieser rechtschaffene Mann war über mein Gefängnis auf den Wall hingeschlichen, um mich zu trösten.

Er frug: wie geht's? Ich antwortete, nachdem er sich zu erkennen gegeben: Ich liege im Blute, morgen findet ihr mich tot. „Was sterben!" erwiderte er. „Hier ist viel leichter für Sie zu entfliehen, als auf der Citadelle. Sie haben gar keine Schildwache, und ich werde schon Mittel finden, Ihnen Instrumente zuzustecken. Können Sie sich nur herausbrechen, für das übrige lassen Sie mich sorgen. So oft ich hier auf der Wache bin, will ich Gelegenheit suchen, mit Ihnen zu sprechen. In der ganzen Sternschanze steht nur eine Schildwacht vor der Wache und eine am Schlagbaum. Verzweifeln Sie nicht, Gott wird Ihnen noch helfen; verlassen Sie sich auf mich."

Nach einer kurzen Unterredung wuchs mein Mut. Ich sah noch Möglichkeit zur Rettung; eine geheime Freude durchwühlte meine Seele. Gleich zerriß ich mein Hemd, verband meine Wunden und erwartete den Tag, der bald hernach mit heiterer Sonne heranbrach.

Ich lasse hier meine Leser urteilen, ob es ein bloßer Zu-

fall oder die Wirkung der Vorsehung war, daß ich in eben dem Augenblick, da ich die Seele von mir hauchen wollte, noch Trost und Hoffnung erhielt. Wer rief den ehrlichen Gefhard eben damals an mein Gefängnis? Denn ohne ihn hätte ich bei Erwachung aus meinem Schlummer, unfehlbar alle meine Adern durchschnitten, um meinen Entschluß zu vollziehen.

Nun hatte ich noch Zeit bis Mittag, zu überlegen, was ferner zu thun sei. Was war anders für mich zu erwarten, als daß ich noch ärger mißhandelt und eingeschmiedet werden müsse, als bisher geschehen war, sobald man meine zerschnittenen Thüren und vernichtete Fesseln finden würde.

Nach reifer Ueberlegung faßte ich also folgenden Entschluß, der mir glücklich und wider alles Vermuten gelang. Ehe ich aber diesen erzähle, will ich nur einige Worte von meinem damaligen Zustande vortragen.

Meine Mattigkeit kann ich niemand schildern. Das Blut schwamm im Gefängnisse, und sicher war nur noch wenig in meinen Adern übrig. Die Wunden schmerzten, die Hände waren von der ungeheuren Arbeit starr und geschwollen, und ohne Hemd stand ich da, weil es zur Verbindung meiner Adern dienen mußte. Der Schlaf überfiel mich, und kaum hatte ich Kräfte, aufrecht zu stehen übrig. Indessen mußte ich wachen, um meinen Entwurf auszuführen.

Mit meiner eisernen Armstange stieß ich nun die Ziegelbank leicht auseinander, worauf ich saß, weil sie noch ganz neu gemauert war. Und alle Steine legte ich mitten in mein Gefängnis.

Die inwendige Thüre war ganz offen. Die obere Hälfte der zweiten verstrickte ich an Angeln und Schlosse mit meinen Ketten, so daß keiner hinübersteigen konnte.

Da nun der Mittag herankam, und man die äußere Thüre öffnete, erschrak jedermann, daß die andre offen war. Man trat in das Vorgemach mit Erstaunen. Nun stand ich an der innern Thüre in der fürchterlichsten Gestalt mit Blut bedeckt wie ein Verzweifelter da, hielt in einer Hand einen Stein und in der andern das zerbrochene Messer und rief: „zurück, zurück, Herr Major! Sagen Sie dem Kommandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er soll mich hier totschießen lassen. Herein kommt kein Mensch. Ich werfe und schlage 50 Mann tot, eh einer hereinkommen kann, und für mich bleibt mir mein Messer. Sterben will ich hier und trotze Ihrer Gewalt.

Der Major erschrak, konnte nichts entschließen und ließ den Vorfall dem Kommandanten melden. Indessen setzte ich mich auf meinen Steinhaufen und erwartete mein ferneres Schicksal. Mein geheimer Entschluß zielte aber damals wirklich nicht mehr auf Verzweiflung, sondern nur auf eine gute Kapitulation.

Gleich darauf erschien der Kommandant General v. Borck nebst dem Platzmajor und einigen Offizieren. Er trat in das Vorgemach, sprang aber gleich zurück, sobald er mich zum Wurf bereit erblickte. Ich wiederholte, was ich dem Major gesagt hatte, und nun befahl er sogleich den Grenadieren, die Thüre zu stürmen. Das Vorgemach war kaum 6 Fuß breit und mehr als einer oder zwei konnten nicht an meiner Verschanzung zugleich angreifen. Sobald ich aber den Arm aufhob, um mein Bombardement mit Steinen anzufangen, sprangen sie wieder zurück. Endlich war eine kurze Stille, nach welcher der alte Platzmajor an die Thüre trat und nebst einem Feldprediger mich zu beruhigen suchte. Die Unterredung dauerte lang, wer aber von uns die besten Gründe vorbrachte, dieses überläßt meine Feder dem ungefähren Urteil der Leser.

Der Kommandant wurde unwillig und gebot den Angriff. Der erste Grenadier lag gleich auf der Erde, die andern aber sprangen vor dem Steinregen zurück und hinaus.

Der Platzmajor trat noch einmal herein mit den Worten: „Um Gotteswillen, lieber Trenck! was habe ich an Ihnen verschuldet, daß Sie mich unglücklich machen wollen? Ich allein muß verantworten, daß Sie durch meine Unvorsichtigkeit aus der Citadelle ein Messer mit herübergebracht haben; beruhigen Sie sich, ich bitte Sie. Sie sind noch nicht ohne Hoffnung noch Freunde."

Meine Antwort war: aber wird man mich nicht noch ärger mit Fesseln belegen als bisher? — Er ging hinaus, sprach mit dem Kommandanten und versicherte mir auf Ehrenwort, der ganze Vorfall sollte nicht weiter gemeldet werden und alles beim alten bleiben.

Hiermit war nun die Kapitulation geschlossen und meine Verschanzungen überstiegen. Man sah meinen Zustand wirklich mit Menschenliebe und Mitleiden an; visitierte die Wunden, ließ einen Feldscherer holen, der mich verband, gab mir ein andres Hemd, ließ Blut und Steine wegräumen, indessen lag ich wirklich halb entseelt auf dem Bette, mein Durst war grausam; man labte mich mit Wein auf des Chirurgen Rat, zwei Schildwachen wurden in das Vorgemach gestellt; so ließ man

mich ohne Eisen vier Tage lang ruhig liegen. Man gab mir auch täglich eine Fleischsuppe zur Labung, wie mich aber diese erquickt, kann meine Feder nicht schildern.

Zwei Tage hindurch lag ich in immerwährendem Schlummer und mußte, sobald ich erwachte, trinken, ohne jemals den Durst zu löschen. Füße und Hände waren aufgeschwollen und meine Schmerzen im Rücken und Gliedern fast unerträglich.

Am fünften Tage waren die Thüren fertig, wovon die innere ganz mit Eisen beschlagen wurde. Man schmiedete mich aber so wie zuvor in die Eisen, vermutlich weil man keine grausameren notwendig fand; die zersprengte Hauptkette an der Mauer allein war stärker als die erste; hielt aber im übrigen redlich Wort, was in unserer Kapitulation versprochen war, und bedauerte wirklich mit Wehmut, daß man laut königlicher Ordre mein Schicksal nicht lindern dürfe, wünschte mir viel Standhaftigkeit und Geduld und schloß die Thüre zu.

Nun muß ich aber auch meinen Lesern die Art meiner Kleidung schildern. Weil die Arme an einer Stange festgeschmiedet waren und die Füße an der Mauer, so konnte ich weder Hemd noch Hosen ordentlich anziehen, es wurde mir also das erstere mit offenen Nähten überall zusammengebunden, so wie in meinem Bilde zu sehen ist. Und dieses geschah alle vierzehn Tage. Die Hosen aber waren auf beiden Seiten zum zuknöpfen. Ein blauer Kittel vom groben Kommistuche, der gleichfalls zusammengebunden werden mußte, bedeckte meinen Leib; ein paar wollene Kommisstrümpfe und ein paar Pantoffeln dienten für die Füße. Die Hemden waren von Musketier-Leinwand. Und wenn ich mich in dieser wirklich schreckbaren Missethäterkleidung betrachtete, in welcher ich, in Fesseln an die Mauer geschmiedet, nach Recht und Mitleid vergebens schmachtete, wenn ich in meiner Herzens- und Gewissensprüfung nicht den mindesten Vorwurf fand, wodurch ich jemals dergleichen Mißhandlung verdient hätte. Wenn ich dann zugleich an mein glänzendes Glück in Berlin und Moskau zurückdachte, und die ganze Bürde und Schmach meines gegenwärtigen Zustands eine Art gerechter Schwermut hervorbrütete, welche auch den echtesten Weisen und Helden im Unglücke zur Unthätigkeit oder Verzweiflung oder Raserei bewegen kann; dann empfand ich wirklich das, was nur der mit Beredsamkeit denken, aber nie schildern kann, welcher in meinem Falle gelebt und so wie ich gegen Schicksalsstürme gekämpft hat.

Sicher ist es aber, daß allein der Stolz, die Eigenliebe, oder vielmehr das unbegrenzte Vertrauen auf meine gerechte

Sache, besonders aber auf meine Entschlossenheit, auf die Kräfte meines arbeitsamen, erfindungsreichen Kopfes, in der Folge mein Leben erhalten haben. Die schweren Leibesarbeiten, der immer unruhig mit Entwürfen beschäftigte Geist, um meine Freiheit eigenmächtig zu behaupten, erhielten zugleich meine Gesundheit. Und wer sollte glauben, daß man sich in meinen Fesseln dennoch täglich eine Bewegung verschaffen könne. Ich schüttelte nämlich den Oberleib und sprang mit den Füßen in die Höhe, bis mir der Schweiß über die Ohren lief; müde schlief ich ruhig, und oft fiel mir der Gedanke ein, wie mancher General, der alles Ungemach der Witterung im Felde ausstehen muß, wie mancher von denen, die mich in den Kerker stürzten, würden heute wünschen, an meiner Stelle mit ruhigem Gewissen zu schlafen. Wie viel glücklicher bin ich als der, welchen Gicht und Steinschmerzen jahrelang im Krankenbette foltern! wie viel zufriedener konnte ich meinen Zustand mit vorwurfsfreier Seele betrachten, als der Uebelthäter, den die Gerechtigkeit zu Fesseln verdammte und dessen innerer Richter ihm Trost, Ruhe, Hoffnung, auch das Mitleiden rechtschaffener Menschen versagt!

Man wird in der Folge dieser Geschichte lesen, daß ich oft viel Gold in meinem Käfig heimlich eingemauert hatte und gerne zuweilen hundert Dukaten für ein Stückchen Brot hergegeben hätte. Daß ich wirklich Geld hatte, aber keinen Gebrauch davon machen konnte. War ich in diesem Falle nicht mit einem Geizhalse zu vergleichen, welcher bei seinem Geldkasten schmachtet und gar keine Freude im Wohlthun fühlt? Ich konnte ja in meinem Kerker bei meinem verborgenen Gelde ebenso stolz, so neidig, so mürrisch lächeln, als der Mammon, welcher bei seinen Dukaten ängstlich schwitzt. Noch mehr als dieser, denn ich war vor Räubern sicher.

In der That fand ich in meinem Zustande viel Aehnlichkeit mit einem solchen Geldnarren. Denn ich hatte öfters vierhundert Louisdor in meinen Mauern vergraben und konnte doch dafür kein Stück Brot kaufen, um den wütenden Hunger zu stillen. Verglich ich mich nun denkend mit dem, welcher seine Schätze weder für sich genießen darf, noch andern mitteilen will, so war ich ein glücklicher Geiziger, welcher öfters jahrelang nicht aus dem Zimmer geht und seine Freude im Geldzählen findet.

Wäre jemals der Stolz meine Schwäche gewesen, so durfte ich mir ja nur vorstellen, ich sei ein alter Feldmarschall, welcher am Podagra im Bette gefesselt seufzt und zwei Grenadiere

als Schildwachen vor seiner Thüre Wer da! rufen höret. Mir widerfuhr ja noch mehr Ehre, denn ich hatte in dem letzten Jahre gar vier, die mich bewachten.

Der Ehrgeiz konnte mich ja auch kitzeln, wenn ich mir einbildete, daß sehr viel an mir müsse gelegen sein, weil man mich so emsig, so sorgfältig beobachtete, so sicher zu erhalten suchte.

Folterte mich Sehnsucht und Liebe, so empörte sich zuweilen die Leidenschaft bis zur Raserei. Endlich siegte die Vernunft. Ich widerkäuete denkend die ehemals genossenen Freuden, wählte eine von meinen gespielten Szenen in der Einbildungskraft nach Belieben, befriedigte die Natur, schlummerte bei süßen Vorstellungen einer noch zu hoffen möglichen Zukunft ein und träumte dann zuweilen ebenso wollüstig im Kerker, als der wachende Türke in seinem Serail von den himmlischen Schönheiten.

Gewiß dachte ich auch allezeit in meinen Fesseln größer und edler, gewiß erkannte ich auch den Traum irdischer Glücksgüter gründlicher als die, welche mich in diese Fesseln stürzten, auch bewachten. Freier war ich auch in Seele und Gewissen als viele, die bei Hofe Sklavenfesseln niederträchtig tragen und die täglich zittern müssen, das zu verlieren, was sie ohne Verdienst durch Arglist erschlichen.

Auch meine slavonischen Güterbesitzer, die sie mir durch Arglist entrissen hatten und noch gewiß mit Schande genießen, haben vielleicht noch nie so ruhig auf meinem silbernen Service gegessen, als ich mein Kommisbrot verzehrte.

Der Mensch, welcher denken und unterscheiden gelernt hat, kann demnach in allen Fällen des tobenden Schicksals noch Trost und Labung in sich selbst finden; wenn er bei genauer Prüfung entdeckt, auch erkennet, daß die, welche am glücklichsten zu sein scheinen, es am wenigsten wirklich sind, oder dieses Glück weder zu erkennen noch zu genießen wissen. Kein Uebel ist in sich selbst so groß, als es im ersten Anblicke einer neu gereizten Empfindung zu sein scheint, und ich sage in meinen Gedichten aus geprüfter Erfahrung nicht ohne Grund:

Im Uebel selbst steckt noch ein Preis,
Wenn man ihn nur zu finden weiß.

Glücklich, wer harte Prüfungen des Schicksals so wie ich ertragen hat und noch als Lehrer für bedrängte Brüder auftreten kann!

Jüngling! der du dich im Wohlstande sicher glaubst, lies

meine Geschichte mit Aufmerksamkeit und Anwendung, wenn ich vielleicht schon im Grabe liege! Lies mit Gefühl und segne dann meine Asche, wenn du bei möglichen Vorfällen gute Lehren aus meinen Schriften gesogen hast!

Väter, die ihr dieses leset! sagt euren Kindern, daß ich in meiner blühenden Jugend ebensowenig wie sie die Möglichkeit eines solchen Schicksals glaubte, welches mich getroffen und bis zum grauen Haare verfolgt hat. Ich war tugendsam, ehrgeizig, mit edlen Grundsätzen erzogen, arbeitete auch im Jugendfeuer mit angestrengtem Eifer, um klüger auch besser als andre Menschen zu werden. Ich beging nie ein Verbrechen; war Menschenfreund, habe in meinem ganzen Leben niemand, auch sogar kein Mädchen betrogen; diente dem Vaterlande, auch außer demselben jedem Staate treu, wo ich Brot fand. Bin in meinem ganzen Leben nie berauscht gewesen. War kein Spieler, kein Nachtschwärmer, kein liederlicher Müßiggänger. Und dennoch geriet ich durch Neid und Fürstenmacht in Umstände, in welchen nur ein Missethäter und wirklicher Bösewicht allein seufzen sollte.

Brüder! flieht die Luftgegenden, wo der Gesetzgeber über die Gesetze erhaben ist und wo Wahrheitsliebe und Tugend als Verbrechen mißhandelt werden können, und könnt ihr nicht nach Geschmack und Vernunft wählen, dann sucht in solchen Ländern so unbekannt als möglich zu bleiben. Bestrebt euch weder nach Beifall noch Vorzug, noch Ehrenstellen, sonst seid ihr, sobald man eure Fähigkeit, eure Verdienste bemerkt, auch ebenso sicher, wie ich, die unfehlbaren Schlachtopfer der Verleumdung und der Tag- auch Brotdiebe. Man schildert euch verdächtig, dann folgen Machtsprüche und die reinste Unschuld wird weder Schild noch Waffen gegen böse Menschen finden, die Gewalt zum Schaden besitzen oder Fürstengunst durch Niederträchtigkeit erschlichen haben.

Greise! die ihr in meinen Büchern Romane zu lesen glaubt! Mein Kopf ist auch schon grau, da ich dieses schreibe, leset mich, ohne deswegen die Welt zu verachten, weil sie an mir undankbar gehandelt hat. Ich habe auch noch gute Menschen gefunden, die mir im Unglücke beistanden. Aber am wenigsten fand ich sie da, wo ich meinen Lohn verdient habe. Euch wünsche ich, daß ihr aus meinen Schriften edel empfinden und ebenso ruhig sterben lernet, als ich meine Seele, meine vorwurfsfreie Seele von mir hauchen und vor dem Richter aller meiner Verfolger, auch vor dem Urteile meiner Nachwelt auftreten werde! Betrachtet den Tod als einen

Uebergang von der Bewegung zur Ruhe. Die Welt hat wenig Reize für den, welcher die Menschen so kennen lernte wie ich! Murret nicht gegen die Vorsehung; sie führte mich durch Stürme zum Hafen, durch Trübsale zur Selbsterkenntnis, durch Unterdrückung das drängende Gefühl zum Erhabenen. Und der kann allezeit gleichgültig zum Nichtsein schreiten, welcher Ursachen fand mit innerer Genugthuung zu empfinden, daß er hier war. Meine Lebensräder zerbrachen nicht in den Mistpfützen der Welt, sie führten mich in die aufgeklärten Grenzen der Scharfsicht; hier umzieht ein undurchdringlicher Nebel mein zum Forschen gewöhntes Auge. Ich sah heller als ich sehen sollte; jetzt umwölkt es der schwarze Star im abgenutzten mechanischen Gliederbaue; ich werde des Sehens müde und beneide die wirklich nicht, die blind geboren wurden oder bis zum Grabe freiwillig kurzsichtig blieben. Wie oft frug man mich: was hast du gesehen? Und wenn ich die Wahrheit sagte, dann spotteten mich die Unerfahrnen als einen Lügner, und die, welche nicht gesehen sein wollen, verfolgten mich als einen Sonderling oder Tollkühnen.

Greise! sag ich demnach — lehrt euren Enkeln den Mittelweg und sagt mit Gellert — Fritze bedarf nichts, er kommt in der Welt durch seine Dummheit fort.

Betrachtet unsre reichen, unsre im Titel großen Mitbürger im Staate, und forscht, wodurch sie es wurden; dann lehrt euren Zöglingen erst, welchen Weg sie zum wahren Glücke wählen sollen, wenn ihr zuvor selbst zu entscheiden wisset, worin eigentlich auf Erden das wahre Glück bestehe. Und dieses könnt ihr in meinen Schriften lernen, wohin ich alle die weise, welche verstehen wollen, was ich hier sagen will.

Helden! Leset meinen macedonischen Helden und schämt euch, wo ihr die aufgedeckte Wahrheit findet! Monarchen! die ihr in weitläufigen Staaten nicht alles sehen könnt und zuweilen auch mit fremden Augen forschen müßt! lernt aus meiner Geschichte, daß sogar Preußens aufgeklärter und wirklich einziger Friedrich durch Verleumder und Wahrscheinlichkeit zum grausamsten Machtspruche konnte bewogen werden. Besser tausend Schuldige lossprechen, als einen Unschuldigen verdammen — so dachte Titus. Und besser Titus im Leben auch in der Nachwelt, als Alexander mit Klitus' Blute besudelt heißen und ganz Asien zittern machen.

Deutsche Rezensenten! übt nun eure Tadelsucht an meiner Lebensgeschichte. Genug, die Wahrheit steht auf allen Seiten trocken da. Vermänteln habe ich nie gelernt und tau-

send noch lebende Zeugen reden dieser Wahrheit noch das Wort.

Mein Sinnbild im Kerker auch in Freiheit war eine Eule in der Nacht, wenn die andern Vögel schlafen, mit der Beischrift:

Gestern schien's, ich sei geschaffen
Aller Vögel Spott zu sein.
Jetzt, da meine Feinde schlaffen,
Seh' ich meine Thorheit ein.
Mensch! betrachte hier den Neid!
Alles währt nur eine Zeit.
Lerne von verfolgten Eulen,
Rachsucht durch Verachtung heilen;
Endlich kommt auch deine Nacht,
Die Verleumder schweigen macht,
Und in deinen Trauertagen
Laß dir von der Eule sagen,
Wie sie über Thoren lacht!

Noch eines meiner Sinnbilder will ich hier anführen, welches eigentlich hierher gehört:

Der Tiger wird kein Wild zerreißen,
Wenn er sich satt gefressen hat.
Nur Hunde werden niemals satt,
Und wollen nur zur Wollust beißen.
Wo Eigenmacht ein Land regiert,
Da beißen Menschen, wie die Hunde,
Der Sklavenpudel kommandiert.
Fasan dient treu, mit leerem Munde.
Par force wird der Hirsch gehezt,
Und alle, die nach Freiheit wittern;
Der Esel wird nur hochgeschätzt,
Und darf nicht vor den Hunden zittern.
Der heißt im Staat ein großer Mann,
Der seine Brüder stolz kann plagen.
Weh dem, den solche Hunde jagen,
Und der nicht hundisch denken kann!

Bei Gelegenheit dieses moralischen Seitenschrittes im Zusammenhange meiner Erzählung muß ich noch aus meinen Schriften folgende Zeilen hier wiederholen, welche meine Trostgründe im Kerker schildern:

Hier in meiner Trauerhöhlen
Hält mir die Vernunft das Licht.
Und mit vorwurfsfreier Seelen,
Fehlt es mir an Großmut nicht.
Wenn Verleumdung zaumfrei wütet:

Wenn der Trieb zur Welt mich nagt,
Wenn die Ruhmsucht Schwermut brütet,
Bleibt mein Herz doch unverzagt.
Und weil das mich nicht verdammet,
Wird die Zeit mein Richter sein.
Urteil, das vom Pöbel stammet,
Macht mich weder schwarz noch rein.
Unglück ist ja kein Verbrechen;
Strafe schimpft nicht; nur die That.
Die gerechte Welt soll sprechen,
Was der Trenck verdienet hat.
Mancher trägt der Fesseln Last,
Den die reinste Tugend schmücket,
Und der Schelm, dem alles glücket,
Wohnt verehret im Palast.
Wer im Kerker edel denket
Und im Unglück lachen kann,
Bleibt, wird gleich sein Recht gekränket,
In sich selbst ein großer Mann.
Der Verdienste wahrer Lohn
Stammt nicht von der Fürsten Thron.

Genug hiervon. Ich schreite zur Verbindung meines Vortrages und sage, daß ich nunmehr nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht und wirklich wunderbaren Erhaltung meines Lebens erst gründlich zu moralisieren anfing, und je tiefer ich nachsann, je mehr Trostgründe fand ich in mir selbst, je mehr Standhaftigkeit mein Leiden zu ertragen und günstigere Gelegenheit zur Rettung abzuwarten.

Mein ehrlicher Grenadier Gefhardt hatte mich mit frischer Hoffnung beseelt. Ich beschäftigte mich demnach mit Denken und neuen Entwürfen, um mir eigenmächtig zu helfen. Man hatte mir, um mich näher zu beobachten, eine Schildwache vor die Thüre gesetzt und hierzu wurden allezeit die sogenannten Vertrauten oder verheiratete Landeskinder gewählt, die ich aber, wie die Folge meiner Geschichte erweisen wird, leichter und sicherer zu meinem Beistande überreden konnte, als fremde Flüchtlinge. Denn der Pommer ist redlich und dumm, folglich leicht zum Mitleiden zu bewegen und dahin zu locken, wo man ihn haben will.

Indessen fing ich an meine im Anfange unerträglichen Fesseln allgemach zu gewöhnen. Ich lernte meine langen Haare auskämmen, auch endlich sogar sie mit einer Hand zu binden. Mein Bart, der nie rasiert wurde, hatte mir bereits in so langer Zeit ein fürchterliches Ansehen gegeben. Ich fing an ihn auszurupfen. Die Schmerzen waren empfindlich, be-

sonders um den Mund herum. Aber auch dieses wurde Gewohnheit und in den folgenden Jahren alle sechs Wochen oder zwei Monate bewerkstelligt, weil die ausgewurzelten Haare wenigstens einen Monat bedürfen, ehe sie von neuem hervorkeimen, und ebensolange, bis man sie wieder mit den Nägeln ausreißen kann.

Ungeziefer hat mich nie gequält, die große Feuchtigkeit von der Mauer muß ihrer Entstehung zuwider gewesen sein. Geschwollen war ich auch nie, weil ich mir Bewegungen, wie bereits oben gemeldet, zu verschaffen wußte. Die einzige immerwährende Dämmerung war mir unerträglich.

Uebrigens hatte ich zuvor viel in der Welt gelesen, gelernt, auch bereits gesehen und erfahren, folglich fand ich allezeit Stoff meine Gedanken von Schwermut zu entfernen und durchdachte den meinen Ideen sich ungefähr vormalenden Gegenstand in eben der Verbindung und in aller seiner Ausdehnung eben so tiefsinnig, als ob ich dieselbe in einem Buche durchlese oder auf dem Papier niederschrieb.

Gewohnheit brachte mich endlich so weit in der Denkkraft, daß ich ganze Reden, auch Fabeln, Gedichte und Satiren komponierte, sie laut redend in mir selbst wiederholte, zugleich auch meinem Gedächtnisse dergestalt einprägte, daß ich nach erlangter Freiheit im stande war, gegen zwei Bände solcher künstlicher Arbeit aus meinem Kopfe niederzuschreiben.

So gewöhnt an Kopfarbeiten ohne Feder noch Papier, verflossen mir die Trauertage wie Augenblicke und die Folge meiner Erzählung wird zeigen, wie eigentlich diese Arbeit mir auch im Kerker Achtung und Freunde, endlich auch die Erlaubnis auf Papier zu schreiben, Licht und sogar die Freiheit zuwege brachten.

Alles dieses habe ich meinen in der Jugend durch strengen Fleiß erarbeiteten Wissenschaften zu danken.

Ich rate demnach allen meinen Lesern treulich, ihre Zeit ebenso wie ich anzuwenden. Reichtümer, Ehrenstellen und Glücksgüter kann jeder Monarch auch den nichtswürdigsten und unfähigsten Menschen geben, auch wieder willkürlich wegnehmen und in nichts verwandeln, aber mit aller Fürstenmacht keinen gelehrten noch rechtschaffenen machen, hingegen aber auch dem das nicht nehmen, was er ihm nicht geben kann.

Wie schön hat es demnach die Vorsehung verordnet, daß alles, was wir uns selbst geben können, Tugend, Wissenschaften und Arbeitsamkeit, ewig auch unser eigen bleiben und weder

Schicksal noch Welt uns dieselbe schwächen, noch entreißen können. Dagegen aber alles das, was uns andre geben können oder was man durch fremde Schwächen zu erhaschen weiß, auch nur ein Traumgebäude ist, welches jeder Zufall zerstören und uns das Eigentum nehmen kann.

Auch sogar Friedrichs Macht und Zorn, die ganze Legionen schlug und Kriegsheere vernichtete, konnte mir im Kerker und in Sklavenfesseln weder Ehre noch Seelenruhe, noch Großmut und Standhaftigkeit schwächen. Ich trotze aller Gewalt, stützte auf meine gerechte Sache, fand in mir selbst Waffen zum Widerstande, siegte zuletzt dennoch und erscheine gegenwärtig vor den Augen der richtig abwägenden Welt als ein Märtyrer der Jugend, als ein ruhmwürdiges Vorbild zur Nachahmung und als ein mißhandelter ehrlicher Mann mit erhabener Stirne, welche Fürsten und Verleumder beschämt.

Die, welche mich drückten, vermodern schon im schimpflichsten Grabe, auch die, welche mich in Wien arm machten und meine Richter waren, leben im Zuchthause, wie Krügel und Zetto, oder betteln Brot, wie Graveniz und Doo. Meine reichen Güterbesitzer sind auch nicht so glücklich als ich und müssen da mit Scham und Verwirrung die Augen niederschlagen, wo ich oder meine arm gemachten Kinder mit vorzüglicher Achtung und Ehre eintreten und unser entrissenes Recht von jedem ehrlichen Mann bedauern sehen.

Mutig also Jüngling zur Arbeit, denn ohne Arbeit kann sich niemand unverstörliche Schätze im Kopfe und Herzen sammeln, mutig sage ich, zur Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst findet! Und wenn dich dann Schicksalsstürme treffen, dann folge meinem Beispiele, lerne von mir im Unglücke lachen und suche womöglich ohne Erfahrung an eigener Haut klug, redlich und wenigstens bei grauen Haaren glücklich zu werden!

Ich kann übrigens mit überzeugter Gewißheit jedem Leser versichern, daß mir auch im Kerker die Jahre wie Tage verflossen. Nur zuweilen, wenn die Sehnsucht nach dem Genuß der schönen Welt erwachte, wenn die Triebe der Natur sich nach der edlen Freiheit drängten, wenn mein Ehrgeiz bei Betrachtung niederträchtiger Fesseln sich empörte, wenn ich meine Feinde siegreich und meine Güterräuber im Wohlstande betrachtete, oder wenn ein Anschlag zur Flucht mißlang, dann empfand ich Augenblicke, die zur Raserei und Verzweiflung reizten, dann fühlte ich die ganze Bürde meines Zustandes in vollem Gewichte. Wenn ich mich aber wehr- und schutzlos fand, wenn ich empfand, daß eben die Monarchin, durch deren

Dienst allein ich so tief gefallen, mich im Unglück gefühllos verließ, wenn ich an Zeiten zurückdachte, wo mein Wohlstand blühte, wenn ich mir vorstellte, daß mancher rechtschaffene Mann aus der grausamen Art meiner Strafe mich als einen Missethäter beurteilen könne, und mir alle Wege zur Rechtfertigung abgeschnitten waren — o Gott, wie pochte dann mein Herz! Was hätte ich in diesen Augenblicken gerührter Schmerzen nicht unternommen, um meine Feinde zu beschämen! Rache und Wut rangen dann in meiner Seele gegen Gelassenheit und Geduld, dann hatte alle Weltweisheit ein Ende und Sokrates' Giftbecher wäre für mich eine Wohlthat gewesen.

Ohne Hoffnung ist der Mensch ein Unding. Wahrscheinlichkeit fand ich bei allen Vernunftschlüssen wenig für meine Rettung. Ich verließ mich aber auf mich selbst, auf meine Kunstgriffe und auf meinen redlichen Grenadier Gefhardt, und hoffte sicher, mich eigenmächtig aus meinen Fesseln zu befreien.

Der Hauptgrund zu meiner Erhaltung war die Liebe. Ich hatte meinen Gegenstand in Oesterreich hinterlassen und wollte noch für sie in der Welt leben. Mein Gedicht im zweiten Teile meiner Schriften: „Der gefangene Damon an Doris" betitelt, erweist, wie stark diese Leidenschaft in mir wirkte. Ich wollte meinen Gegenstand weder verlassen noch betrüben. Mein Dasein war ihr und meiner Schwester noch nützlich, die für mich so viel gewagt, gelitten, auch verloren hatte. Für diese beide Personen wollte ich also mein Leben erhalten. Für diese war mir kein Schicksal unübersteiglich, keine Geduld unerträglich. Aber ach! — Da ich nach zehn Jahren meine Freiheit wirklich erhielt, fand ich beide schon im Grabe und genoß die Freude nicht mehr, für deren Erwartung allein ich so viel ertragen habe.

Uebrigens war mein Wahlspruch zur Rechtfertigung aller Unternehmungen, die meine Flucht befördern konnten, dieser:

Wer in das Wasser fällt, der schwimmt ja an das Land,
Wenn Mast und Ruder bricht, dann sucht der Schiffer Strand.
Ein Vogel, wann es glückt, wird aus dem Käfig fliegen,
Und wer entfliehen kann, soll nicht in Fesseln liegeu.

Ungefähr drei Wochen nach meiner letzten Szene, wo ich zu entfliehen suchte, kam mein ehrlicher Gefhardt zum erstenmal zu mir auf die Schildwache, weil man, um mich näher zu beobachten, einen Grenadierposten vor meiner Thüre aufgestellt hatte. Und eben hierdurch erreichte ich meinen Zweck, um auswärtige Hilfe zu finden, ohne welche alle Rettung unmöglich war.

Die erste Unternehmung hatte zu viel Aufmerksamkeit verursacht, da ich ein Gefängnis, welches mit so viel Projektanten und mit aller möglichen Vorsicht besonders für mich erbaut war und von jedermann so undurchdringlich geglaubt wurde, schon am neunten Tage, nachdem man mich eingesperrt, durch achtzehnstündige Arbeit zernichtet hatte.

Kaum war mein Gefhardt zum erstenmal bei mir auf dem Posten, so hatten wir freie Gelegenheit zur Unterredung. Denn wenn ich mit einem Fuße auf dem Bettkasten stand, reichte mein Kopf bis an das Luftloch am Fenster. Er schilderte mir nun die ganze Lage meines Kerkers, und der erste Entwurf wurde gemacht, mich unter den Fundamenten desselben, die er bauen gesehen und nur zwei Schuh tief beschrieb, auszubrechen.

Vor allen Dingen mußte ich Geld haben. Dieses wurde auf folgende Art bewerkstelligt.

Er steckte mir nach der ersten Ablösung einen Draht zu nebst einem Blatte Papier, welches um denselben gewickelt war, dann ein Stück dünnen Wachsstock, welches alles recht gut durch mein Drahtgitter hineinging. Schwefellicht und ein Stück brennender Schwamm kam auch glücklich durch; eine Feder gleichfalls. Hier hatte ich nun Licht, stach mich in den Finger und mein Blut diente zur Tinte.

Hier schrieb ich nun nach Wien an meinen echten Freund, den damaligen Hauptmann von Ruckhardt, schilderte mit wenig Worten meinen Zustand, assignierte ihm dreitausend Gulden an meine Kasse und veranstaltete die Sache auf folgende Art:

Er sollte tausend Gulden zur Reise behalten und den 15. August positiv in Gummern, einem sächsischen Städtchen, nur zwei Meilen von Magdeburg gelegen, eintreffen. Daselbst sollte er an eben diesem Tage um die Mittagsstunde sich mit einem Briefe in der Hand sehen lassen. Ein Mensch würde ihm daselbst begegnen, welcher eine Rolle Rauchtabak in der Hand tragen würde. Diesem sollte er zweitausend Gulden in Gold behändigen und dann wieder nach Wien zurückkehren.

Gefhardt erhielt eben diese Instruktion. Erhielt meinen Brief auf eben die Art durch das Fenster, wie er mir das Papier hineingesteckt hatte; schickte sein Weib mit demselben nach Gummern und bestellte ihn glücklich auf der Post.

Nun stieg mein Mut mit jedem Tage und so oft Gefhardt auf den Posten zu mir kam, wurden alle möglichen Anschläge gemacht und alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen.

Endlich erschien der 15. August. Es verflossen etliche

Tage ehe er wieder Schildwache bei mir stand. Wie hüpfte aber mein Herz, da er mir auf einmal zurief: Alles ist glücklich von statten gegangen!

Da er abends wieder kam, wurde nun alles abgeredet, auf welche Art er mir das Geld zustecken könne.

Ich konnte bis an das Drahtgitter mit zusammengefesselten Händen nicht greifen; das Luftloch war auch zu klein. Es wurde also beschlossen, bei nächster Wache sollte er Kalefakterdienste verrichten, dann aber bei Füllung meines Wasserkruges das Geld hinein und mir zustecken.

Dieses wurde glücklich vollzogen. Aber wie erstaunte ich, da ich in demselben anstatt tausend Gulden die ganze Summe von zweitausend Gulden fand, wovon ich ihm doch die Hälfte zu nehmen erlaubt hatte.

Nur fünf Pistolen fehlten, und er wollte absolut nicht mehr annehmen, weil er genug zu haben glaubte.

Ehrlicher Mann! Und das that ein pommerischer Grenadier. Wie seltsam ist dein Beispiel! dein Name sei auch mit meinem Schicksal verewigt. Denn nie fand ich in meiner großen Welterfahrung eine so große uneigennützige Seele.

In der Folge habe ich ihn dennoch aber mit Mühe überredet, die tausend Gulden ganz anzunehmen. Meine Geschichte wird aber erzählen, daß er sie nicht genossen hat und daß sein dummes treuloses Weib sich selbst etliche Jahre nachher unglücklich machte. Sie selbst litt aber allein, er hingegen gar nichts, weil er zu eben der Zeit im Felde stand und ungestraft davonkam.

Nun hatte ich Geld, um meine Anschläge auszuführen. Es wurde also der erste Entwurf gemacht, mich unter den Fundamenten des Gefängnisses auszubrechen.

Dieses geschah auf folgende Art:

Zuerst mußte ich frei von Ketten sein. Gefhardt steckte mir ein paar feine Feilen zu. Die Kapsel an der Fußschelle war so weit gemacht, daß ich sie einen Viertelzoll vorwärts ziehen konnte. Nun feilte ich inwendig das hineinpassende Eisen aus. Je tiefer ich dieses ausschnitt, je weiter zog sich die Kapsel herab, bis endlich das ganze inwendige Eisen, wo die Kette durchlief, ganz durchschnitten war. Dann zog ich dasselbe samt den Fesseln heraus, war hierdurch frei, weil die Schelle aufging, die Kapsel hingegen blieb auswendig ganz. Hierdurch waren die Füße von der Mauer frei und es war unmöglich bei genauester Visitation den Schnitt zu finden, weil man nur das Aeußere beleuchten und untersuchen konnte. Die

Hände zwang ich alle Tage durch Zusammendrückung biegsamer und brachte sie beide glücklich aus den Schellen. Dann umfeilte ich das verschmiedete Gewinde, machte mir von einem aus dem Boden gezogenen schuhlangen Nagel einen Schlüssel und wand damit nach Belieben die Schrauben auf und zu, so daß man beim Visitieren nicht das mindeste merken konnte. Der Ring um den Leib hinderte mich nicht. An der Kette aber, welche denselben an der Armstange befestigte, wurde ein Stück in der Mitte eines Gelenkes ausgeschnitten, das nächst anschließende an einem Orte dünner geschliffen, so daß ich es durchstreifen konnte. Auf diese Art war ich von Fesseln frei. Mittags, wenn man visitierte, rieb ich etwas nasses Kommisbrod auf das rostige Eisen, um ihm die Farbe desselben zu geben, dann schloß ich das offene Gelenke mit diesem Teige, ließ ihn an dem warmen Leibe über Nacht trocken werden, bestrich hernach den Ort mit Speichel, um ihm den Eisenglanz zu geben. Durch diese Erfindung war es unmöglich den durchgeschnittenen Ort zu kennen, so daß ich mit jedermann wetten will, daß, ohne mit dem Hammer auf jedes Gelenk zu schlagen, niemand sehen kann, welches zerbrochen ist.

Nun konnte ich mich losmachen, wie ich wollte. Das Fenster wurde nie visitiert. Ich machte also die beiden Hacken los, womit es in der Mauer befestigt war, die aber alle Morgen wieder eingesteckt und wohl mit Kalk verstrichen wurden. Dann ließ ich mir Eisendraht von meinem Freunde zustecken, versuchte, ob ich ein neues Drahtgitter flechten konnte. Auch dieses brachte ich zu stande; folglich schnitt ich in der Mitte der Fenstermauer, wohin man nie sah, das ganze Gitter aus und lehnte das meinige an die Stelle. Hiermit war meine Kommunikation mit den Schildwachen offen, und ich erhielt frische Luft im Kerker. Dann ließ ich mir alle erforderlichen Instrumente zustecken, erhielt auch Licht und Feuerzeug, hing meine Decke inwendig vor das Fenster, damit man kein Licht brennen sah und konnte folglich inwendig arbeiten, wie ich wollte, weil von außen niemand hineinsehen konnte.

Endlich, nachdem alles veranstaltet war, griff ich zum Werke.

Der Fußboden meines Kerkers war nicht von Stein, sondern von drei Zoll dicken eichenen Brettern, wovon man die obere Lage nach der Länge, die andre über die Quer und die dritte wie die obere übereinandergelegt hatte. Folglich war der Boden, das Holzwerk neun Zoll dick und mit halben Zoll breiten, auch bei einem Schuh langen Nägeln ineinander befestigt.

Wenn ich nun oben um den Kopf herum ein wenig Luft machte, so diente meine eiserne dicke Stange zwischen den Händen am besten, dieselbe herauszuheben. Schliff ich sie sodann auf meinem Leichensteine, so war der beste Meisel fertig, um die Bretter zu durchschneiden.

Nun wagte ich den ersten Schnitt, der aber oben über einen Zoll breit werden mußte, um in der Tiefe zu arbeiten.

Sobald dieses geschehen, zog ich das Stück Brett, welches gegen zwei Zoll dick unter die Mauer reichte, heraus; beschnitt es sodann von unten so weit, daß es oben genau zusammenpaßte, schmierte die Ritze mit Brot zu, streute Staub darüber und fand, daß es unmöglich war, denselben bei dem Visitieren zu bemerken.

Hierauf arbeitete ich unten her mit weniger Vorsichtigkeit, und wurde bald mit diesem dreifachen Boden fertig.

Hier fand ich nun einen feinen weißen Sandgrund, auf welchem die ganze Sternschanze gebaut ist.

Die Menge von Holzsplittern wurde sehr mühsam und sorgfältig unter den untern Brettern eingeteilt und versteckt.

Ohne auswärtige Hilfe konnte ich nun keine weitere Arbeit anfangen. Denn wenn man einen lange Jahre festgelegen Grund durchwühlt, bringt man das nie in die Oeffnung zurück, was hinausgeworfen wurde.

Mein Grenadier mußte mir also etliche Ellen Leinwand zustecken. Hiervon machte ich mir sechs Schuh lange Würste, welche zwischen den eisernen Stangen durchgezogen werden konnten.

Diese füllte ich mit Sand, und so oft Gelegenheit in der Nacht war und mein Gefhardt auf der Schildwache stand, schob ich sie hinaus, welcher dieselbe vorsichtig leer machte und hin und wieder unmerklich ausstreute.

Sobald ich Luft hatte, ließ ich mir alle erforderlichen Instrumente zustecken, ja sogar Pulver und Blei, auch ein paar Sackpistolen, Messer und ein Bajonett. Alles dieses fand sichern Raum unter dem Fußboden.

Dann fand ich aber, daß die Fundamente meines Kerkers nicht zwei, sondern vier Schuh tief lagen.

Und nun so tief hinunterzusteigen, die Fundamente unten her zu durchwühlen und dann wegzubrechen, war Zeit, Arbeit und Vorsicht nötig, um nicht gehört zu werden. Alles wurde aber dennoch möglich gemacht.

Das Loch, wo ich so tief hinuntersteigen mußte, war also vier Schuh tief und mußte so weit sein, daß ich in demselben

knieen, arbeiten und mich bücken konnte. Was dieses für Mühe erforderte, um oben auf dem Boden zu liegen und dann vier Schuh tief den Kopf und Leib hinunterzubeugen, um den Sand mit den Händen hinauszuwerfen; dieses ist unbeschreiblich und erfordert Versuch, um sich Begriffe davon zu machen. Inzwischen mußte es dennoch täglich, wenn ich arbeitete, geschehen, um an die Fundamente zu kommen. Bei der Visitation war aber alles wieder hineingeworfen, und um alles von außen, auch meine Ketten wieder in Ordnung zu bringen, brauchte ich gewiß etliche Stunden Zeit. Das beste war, daß ich mir einen Vorrat von Licht und Wachsstöcken angeschafft hatte. Da aber mein Gefhardt öfters nur in vierzehn Tagen zu mir auf den Posten traf, so verzögerte sich meine Arbeit gewaltig. Und da das Sprechen aller Schildwachen bei Galgenstrafe verboten war, wollte ich mich nicht wagen, einen neuen Freund zur Hilfe zu suchen, um nicht verraten zu werden.

Indessen litt ich in diesem Winter ohne Ofen gewaltige Kälte. Mein Herz war aber fröhlich, weil ich Aussicht zur Rettung sah, und jedermann erstaunte über meine Munterkeit.

Gefhardt steckte mir auch Mundprovision, meistens in geräucherten Würsten und Fleische zu. Dieses stärkte meine Kräfte. Und wenn ich nicht in der Mauer arbeitete, so hatte ich Papier und Licht, schrieb, dichtete und machte Satiren. Folglich verfloß die Zeit und ich war auch im Kerker vergnügt.

In dieser schlummernden Zufriedenheit ereignete sich aber ein Zufall, welcher beinahe alle meine Hoffnung vereitelt hätte, und dessen Erzählung fast unglaublich scheinen wird.

Gefhardt hatte mit mir gearbeitet. Eben in der Morgenstunde, da er abgelöst wurde und ich mein Fenster wieder einsetzen und befestigen wollte, fiel mir dasselbe aus den Händen und drei Scheiben zerbrachen.

Vor der Ablösung kam er nicht mehr auf den Posten. Es war auch nicht mehr Zeit mit ihm zu sprechen und Entwürfe zu machen. Ich saß also wohl eine Stunde in Verzweiflung und in tausend Entwürfen betäubt da. Denn sicher hätte man sogleich das zerschlagene Fenster gesehen, wohin ich in Fesseln gar nicht reichen konnte, folglich weiter visitiert und das eingesetzte und nur angelehnte Drahtgitter gefunden.

Ich faßte also den Entschluß. Und da eben die Schildwache an meinem Fenster sich mit Pfeifen beschäftigte, redete ich dieselbe mit folgenden Worten an:

Kamerad! habt Mitleiden, nicht mit mir, sondern mit

Eurem Kameraden, der unfehlbar gehenkt wird, wenn Ihr mir nicht beisteht. Für einen geringen Dienst will ich Euch gleich dreißig Pistolen aus dem Fenster hinauswerfen.

Er schwieg etliche Augenblicke — dann sagte er ganz leise: Hat Er denn Geld?

Gleich zählte ich dreißig Pistolen und warf sie ihm hinaus.

Nun war die Frage, was zu thun sei?

Ich erzählte mein Unglück mit dem Fenster, steckte ihm in Papier das Maß zu, wie groß die Scheiben geschnitten sein müßten. Zum Glück war der Kerl entschlossen, auch witzig, und die Palissadenthüre im Graben am Tage durch Gleichgültigkeit des Offiziers nicht verschlossen. Er ließ sich von einem Kameraden auf eine halbe Stunde ablösen, lief in die Stadt und steckte mir kurz vor seiner Ablösung die Scheiben glücklich zu, wofür ich ihm noch zehn Pistolen hinauswarf.

Bei der Visitation zu Mittag war nun alles wieder in Ordnung, mein Glaserhandwerk meisterlich vollbracht und mein redlicher Gefhardt gerettet.

So vermag Geld alles in der Welt, und gewiß ist dieser Vorfall einer der merkwürdigsten in meiner Geschichte. Den Mann, welcher mir diesen großen Dienst leistete, habe ich nie wieder gesprochen.

Wie bange indessen dem Gefhardt gewesen, ist leicht zu erachten. Er kam nach etlichen Tagen wieder auf den Posten zu mir, und erstaunte über den glücklichen Ausschlag noch mehr, da er den Mann, der ihn damals abgelöst, kannte, welcher fünf Kinder hatte und der vertrauteste alte Mann in der Kompanie war.

Nun ging die Arbeit vorwärts. Die Fundamente wurden von unten her leicht weggebrochen. Gefhardt war aber durch diesen Vorfall so schüchtern geworden, daß er tausend Schwierigkeiten und Einwendungen fand, je mehr sich mein Loch seinem Ausbruche näherte und ich die Anstalten zur Flucht mit ihm vorkehren und abreden wollte. Er bestand darauf absolut, ich bedürfe äußere Hilfe, um sicher fortzukommen und nebst ihm nicht unglücklich zu werden. Es wurde also folgendes beschlossen, welches aber eben meine Anschläge und saure achtmonatliche Arbeit zernichtete.

Ich schrieb abermals nach Wien an meinen Freund Ruckhardt, assignierte ihm Geld und bat ihn, er solle abermals in Gummern erscheinen, und dann zu bestimmter Zeit sechs Tage nacheinander mit zwei leeren Reitpferden an der Glacis

bei Kloster Bergen in der Nacht bereitstehen, um mir weiter zu helfen. Alles sei zu meiner Flucht fertig.

Binnen diesen sechs Tagen nun hätte Gefhardt schon Mittel gefunden, den Posten zu mir zu erhalten oder zu täuschen; folglich lebte ich nunmehr, aber leider nur drei Tage lang, in der süßesten und sichersten Hoffnung.

Aber ach! es war meine Rettung noch nicht von der Vorsehung beschlossen — Gefhardt schickte sein Weib nach Gummern mit dem Brief. — Dieses dumme Weib sagte dem Postmeister: ihr Mann habe einen Prozeß in Wien, und er möchte die Güte haben und diesen Brief sicher bestellen, wofür sie ihm zehn Reichsthaler in die Hand drückte.

Der sächsische Postmeister argwohnt aus dieser Freigebigkeit natürlicherweise ein Geheimnis, öffnet den Brief, sieht den Inhalt, und anstatt ihn zu befördern oder bei möglichem Argwohn ihn nach Dresden an seinen Herrn zu schicken, wird er ein Verräter und bringt ihn dem Gouverneur in Magdeburg. Dieser war damals der Herzog Ferdinand von Braunschweig und eben gegenwärtig.

Wie erschrak ich aber, da etwa um drei Uhr nachmittags der Herzog selbst mit einem großen Gefolge in mein Gefängnis trat, mir meinen Brief vorzeigte und mit einer gebietenden Stimme fragte, wer mir diesen Brief nach Gummern getragen habe.

Meine Antwort war: Ich kenne ihn nicht.

Gleich wurde die allerschärfste Visitation vorgenommen. Schmiede, Zimmerleute, Maurer traten herein. Und nach einer halben Stunde Arbeit fand man weder mein Loch im Boden noch das mindeste an den Ketten. Am Fenster allein entdeckte man das falsche vorgesteckte Drahtgitter, welches auch sogleich mit Brettern verschlagen wurde, und nur ein Luftloch von etwa sechs Zoll breit wurde in demselben gelassen.

Nun fing der Herzog an zu drohen. — Ich antwortete mit Standhaftigkeit: Ich habe die Schildwache nie gesehen, welche mir diesen Dienst geleistet, auch nie um seinen Namen gefragt, damit ich ihn nie unglücklich machen könnte.

Endlich, da alle Vorstellungen bei mir nichts erwirkten, sagte der Gouverneur mit einem liebreichen Ernste:

Trenck! Sie haben immer geklagt, Sie wären nie verhört noch gesetzmäßig gerichtet worden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen sogleich beides erhalten, und ich lasse Ihnen sogleich alle Eisen abnehmen, sobald Sie mir den Mann nennen, welcher Ihnen diesen Brief bestellt hat.

Hierauf antwortete ich mit männlicher Standhaftigkeit: Gnädiger Herr! Jedermann weiß, daß ich diese Mißhandlung in Fesseln nie in meinem Vaterlande verdient habe. Mein Herz ist vorwurfsfrei. Ich suche Rettung, wo und wie ich kann. Dann aber, wenn ich Ihnen den mitleidigen Mann nennen könnte, welcher mir aus Menschenliebe beigestanden hat — dann, wenn ich mein Glück durch fremdes Unglück zu befördern, niederträchtig genug dächte, nur dann verdiente ich in gegenwärtigen Fesseln als ein Schurke zu verschmachten. Machen Sie übrigens mit mir, was Sie wollen und sollen; denken Sie aber dabei, daß ich noch nicht ganz verlassen und noch Rittmeister in der Armee bin und Trenck heiße.

Der Herzog stutzte, drohte, ging hinaus, und wie mir hernach erzählt wurde, hat er draußen gesagt: Ich beklage ihn und bewundre seine Standhaftigkeit.

Inzwischen war es für einen so klugen Herrn ein großes Versehen, daß er dieser Unterredung, die ziemlich lange dauerte und die ich hier nur kürzlich berühre, von der ganzen Wacht zuhören ließ. Dieses setzte mich in ein solches Vertrauen bei allen gemeinen Soldaten der ganzen Garnison, weil sie sahen, daß ich keinen verriet, daß nunmehr die Bahn gebrochen war, in der Zukunft bei einem jeden Hilfe und Achtung zu finden. Besonders, da der Herzog sagte, er wisse, daß ich Geld versteckt, auch wirklich bereits unter Schildwachen ausgeteilt habe.

Kaum war er eine Stunde fort, so hörte ich ein groß Geräusch bei meinem Gefängnis. Ich lauschte, und was war es? Ein Grenadier hatte sich an den Palissaden meines Kerkers mit seinem Haarbande aufgehenkt.

Der Offizier von der Wacht kam noch einmal mit dem Platzmajor herein, um eine Laterne abzuholen, die man vergessen hatte. Im Hinausgehen sagte er mir heimlich: Es hat sich schon soeben einer von Ihrem Komplotte aufgehenkt.

Wie erschrak ich, weil ich nicht anders glaubte, als es müsse mein ehrlicher Gefhardt sein.

Nach einer tiefsinnig, schwermütig und kurzen Ueberlegung fiel mir bei, was mir der Herzog versprach, falls ich ihm den Mann nennen wollte, der meinen Brief bestellt hatte. — Ich klopfte also an die Thüre und forderte den Offizier zu sprechen. Er kam an das Fenster, fragte, was ich wollte. — Und ich sagte: Er möchte dem Gouverneur melden, man solle mir Licht, Tinte, Papier und Feder hereingeben, so würde ich ihm allein mein ganzes Geheimnis schriftlich entdecken.

Dies geschah — und gegen Abend wurden meine Thüren

eröffnet; man brachte mir Tinte, Feder, Papier und Licht, gab mir auch eine Stunde Zeit, schloß wieder zu und ging davon.

Nun setzte ich mich nieder, schrieb auf meinem Leibstuhl und wollte den Namen Gefhardt nennen, weil ich ihn sicher tot glaubte. Die Hand zitterte aber und all mein Blut drang mir zum beklemmten Herzen.

Ich stand auf, trat an das Fensterloch und rief:

Mein Gott! ist denn kein Mensch so redlich, mir den Namen des Mannes zu sagen, welcher sich jetzt erhenkt hat, damit ich viele andre vom Unglücke erretten kann?

Das Fenster war noch offen und wurde erst am folgenden Tage vernagelt. Zugleich warf ich fünf Pistolen in einem Papier hinaus und sagte: Freund! nimm dies Geld und rette deine Kameraden, oder gehe hin, verrate mich und lade Blutschulden auf dich.

Man hob das Papier auf — eine kurze Stille mit einigen Seufzern folgte. — Gleich aber hörte ich eine leise Stimme:

Er hieß Schütz, von Ripps Kompanie.

Gleich schrieb ich Schütz, anstatt Gefhardt; ob ich gleich den ersten Namen nie nennen gehört hatte und mit ihm in gar keiner Verbindung stand. — Sobald meine Schrift fertig war, rief ich um den Leutnant. Man kam herein, empfing den Brief, nahm mir Schreibzeug und Licht weg und schloß die Thüre zu.

Der Herzog hatte aber den Braten gerochen, daß ich mit mehreren müßte verstanden sein. Es blieb also mit mir alles bei dem Alten, und ich erhielt weder Verhör noch Kriegsrecht.

In der Folge habe ich folgende Umstände erfahren, welche dieses fast unwahrscheinliche Rätsel entwickeln. Nämlich:

Da ich noch in der Citadelle saß, kam einst eine Schildwache auf den Posten vor mein Fenster, lästerte, fluchte und sagte laut: Der Teufel hole den vermaledeiten preußischen Dienst! — Wenn nur der Trenck meine Gedanken wüßte, er sollte gewiß nicht lange in seinem verfluchten Loche sitzen.

Gleich ließ ich mich in Unterredung ein. Und diese fiel dahin aus, daß, wenn ich ihm nur Geld geben könne, um einen Nachen zu kaufen, mit welchem wir über die Elbe fahren könnten, so wollte er meine Schlösser bald durchfeilen, meine Thüren eröffnen und mich erretten.

Ich hatte kein Geld; gab ihm aber einen brillantenen Hemdknopf, der etwa fünfhundert Gulden wert war, und den man bei mir nicht gefunden noch vermutet hatte.

Von diesem Augenblicke an hat er sich aber bei mir nicht mehr gemeldet und mich betrogen. Oft stand er nach diesem Schildwache bei mir, ich kannte ihn an der westfälischen Aussprache. Ich redete ihn an, erhielt aber nie Antwort.

Nun muß dieser Mensch meinen Hemdknopf verkauft und etwa das Geld haben sehen lassen.

Wie nun der Herzog von mir wegging, hat der wachehabende Leutnant diesen Schüz angefahren und gesagt: Du bist der Spitzbube, der des Trencks Briefe bestellt, denn du hast seit langer Zeit viel Geld verludert und Louisdore sehen lassen, wo hast du dieses hergenommen?

Schüz erschrickt, hat kein gut Gewissen, argwohnt, daß ich ihn verraten würde, weil er mich betrogen hatte, kommt eben zur Ablösung auf den Posten zu mir, nimmt sein Haarband in der ersten Betäubung und erdrosselt sich vor meiner Thüre an den Palissaden.

Welche wunderbare Fügung des Schicksals in dieser Begebenheit! Es strafte den Betrüger ein ganzes Jahr, nachdem er mich hintergangen hatte, und hierdurch allein wurde der ehrliche Gefhardt gerettet.

Man hatte indessen meine Schildwachen verdoppelt, um mir das Hilfesuchen schwerer zu machen. Gefhardt kam zwar wieder zu mir auf den Posten, hatte aber kaum Gelegenheit, etliche Worte ohne Gefahr zu sprechen. Er dankte mir für die Verschwiegenheit, wünschte mir Glück und sagte, daß die Garnison in wenig Tagen in das Feld marschieren würde.

Wie erschrak ich bei dieser Nachricht! Mein ganzer Entwurf zur Rettung war abermals vereitelt. Ich faßte aber bald frischen Mut, weil meine Minierung nicht entdeckt war und ich noch bei fünfhundert Gulden Geld, auch Vorrat von Licht und alle Instrumente bei mir wohl versteckt hatte.

Es dauerte auch nicht acht Tage nach dieser Begebenheit, als auch wirklich der siebenjährige Krieg losbrach und die Regimenter in das Feld rückten.

Der Major von Weyner kam zum letztenmal herein und überlieferte mich dem neuen Major von der Landmiliz, namens Bruckhamer, welcher der grobste Flegel und ärgste Dummkopf auf Erden war. Von diesem Manne werde ich noch öfters Erinnerung machen und seinen Charakter kann man in der Satire im zweiten Teile meiner Schriften lesen, unter dem Titel: Das Schicksal des Herrn Majors Kilian von Mops.

Nun verlor ich alle meine alten Majore und wachehabenden Leutnante, die mich alle ohne Ausnahme mit möglichster

Achtung und Menschenliebe begegnet hatten, und war ein alter Gefangener in einer neuen Welt.

Indessen wuchs mein Mut deswegen, weil ich wußte, daß sowohl Offiziere als Gemeine einer zusammengerafften Landmiliz leichter zu bestechen sind als die regulären Soldaten. Hiervon fand ich auch bald als Menschenkenner die Gründlichkeit meiner Begriffe.

Es waren nur vier Leutnante erwählt, welche in Bewachung der Sternschanze abwechseln sollten, und es dauerte nicht ein Jahr, so hatte ich drei davon in meinem Verständnisse.

Kaum aber waren die Regimenter in das Feld gerückt, so erschien der neue Kommandant General von Borck in meinem Gefängnis in der Gestalt eines gebieterischen, grausamen Tyrannen.

Es war ihm vom Könige ernsthaft aufgetragen worden, mit seinem Kopfe für meine Person gutzustehen, dagegen erhielt er die Erlaubnis, mit mir zu verfahren wie er wolle.

Nun war der Mann ein wirklicher Dummkopf, ein Mensch mit einem gefühllosen Herzen und ein materieller Sklav seiner Ordre; dabei aber schüchtern, furchtsam und mißtrauisch, folglich bebte sein Herz, so oft er die Sache möglich glaubte, daß ich aus seinen Fesseln entfliehen könne. Uebrigens hielt er mich wirklich für den ärgsten Bösewicht und Vaterlandsverräter, weil sein Monarch mich so grausam verurteilte und so unbegrenzt mißhandeln ließ. Seine Barbarei gegen mich war demnach auf seinen Charakter und auf seine niedrige Seele gestützt.

Er trat also in mein Gefängnis, nicht als ein Offizier zu einem unglücklichen Offizier, sondern als ein Büttel zu einem Missethäter. Gleich erschienen Schmiede und legten mir ein handbreites ungeheures Eisen um den Hals, welches mit einer schweren Holzkette an der Fußschelle befestigt wurde, und befestigte noch zwei leichte Nebenketten in dem Ringe desselben, wie es in meinem Bilde am Titelblatte zu sehen ist, wobei ich wie ein Bär an der Kette herumgerissen wurde. Mein Fenster wurde zugemauert bis auf ein kleines Luftloch, und endlich nahm er mir sogar mein Bett weg, gab mir kein Stroh und verließ mich unter tausend Schmähworten auf meine Souveränin, ihre ganze Armee und auf mich selbst, wobei ich ihm aber kein Wort schuldig blieb und ihn bis zur Raserei erbitterte.

Man stelle sich nun meine Lage in den Händen eines solchen Wüterichs vor! Mein Glück, meine einzige Hoffnung

war noch diese, daß man das in der Fußschelle ausgefeilte Eisen nicht entdeckt hatte, folglich waren alle Ketten am Fußringe unbedeutend und zugleich abgelegt. An Instrumenten hatte ich auch sowohl als an Licht, Feuerzeug und Papier einen guten Vorrat. Und ob es gleich unmöglich war, bei doppelten Schildwachen in den Graben hinauszubrechen, so blieb mir dennoch die Aussicht übrig, daß ich noch leicht einen wachehabenden Offizier durch Geld zur ferneren Hilfe gewinnen und einen Erretter, so wie in Glatz, finden könne.

Wären die Befehle des Monarchen buchstäblich vollzogen worden, so war mir alles unmöglich. Denn laut denselben sollte mir alle Kommunikation mit Menschen abgeschnitten werden.

Zu dem Ende sollten die vier Schlüssel von meinen Thüren auch in vier verschiedenen Händen sein. Einer bei dem Kommandanten, der andre bei dem Platzmajor, der dritte bei dem Major du jour und der vierte bei dem Leutnant von der Wache.

Folglich hätte ich nie Gelegenheit gefunden mit jemand allein zu sprechen. Im Anfange wurde alles getreu vollzogen, außer daß der Kommandant sich nur alle acht Tage sehen ließ.

Dann kamen so viel Kriegsgefangene in Magdeburg an, daß der Platzmajor seinen Schlüssel dem Major du jour übergeben mußte und der Kommandant blieb gar aus, weil die Citadelle bei einer halben Stunde von der Sternschanze entfernt war.

Nun saß in dieser Sternschanze auch nebst mir der preußische General von Wallrabe, gleichfalls seit dem Jahre 1746 im Arrest. Er hatte aber im innern Poligon sein eignes Haus und dreitausend Thaler jährlich zu verzehren.

Bei diesem mußte der Major du jour nebst dem wachehabenden Offizier zu Mittag essen und blieb meistens bis gegen Abend bei ihm zur Gesellschaft.

Mit der Zeit wurden diese Herren bequem, oder hatten Mitleiden mit mir und gaben dem wachehabenden Leutnant die Schlüssel, wann bei mir visitiert werden sollte.

Hierdurch erhielt ich allgemach die Gelegenheit, allein mit ihnen zu sprechen, die sie endlich selbst suchten, auch fanden. Eben hieraus entsprangen die Folgen meiner Unternehmungen, die ich noch in möglichster Kürze vorzutragen habe, um den Leser nicht mit Arrestantenkunstgriffen zu ermüden.

Es waren nur drei Majore und drei Leutnante, welche abwechselten, und die Borck hierzu ausgesucht und befehligt hatte.

Indessen war mein Zustand schrecklich. Mein Halseisen mit den ungeheuren Ketten hinderte mir alle Bewegung und losmachen durfte ich's noch nicht, bis ich nach etlichen Monaten die Stellen beobachtet hatte, wo man alles sicher glaubte und nie visitierte.

Das grausamste war, daß man mir das Bett genommen hatte. Ich saß also auf dem Boden, mit dem Kopfe an die feuchte Mauer angelehnt und mußte die Fesseln am Halseisen beständig mit einer Hand halten, weil sie mich entweder würgten oder hinten am Genick die Nerven drückten, folglich Kopfschmerzen verursachten. Weil nun die Stange zwischen beiden Händen allezeit die eine hinunterhielt, wann die andre auf dem Knie gestützt die Halsfesseln erleichterte, so erstarrte mein Blut und die Arme wurden so schwach, daß man sie wirklich schwinden sah. Man kann sich auch vorstellen, wie wenig ich in solcher Lage schlafen und ruhen konnte.

Endlich überwog das Ungemach meine Leibes- und Seelenkräfte und ich verfiel in eine schwere hitzige Krankheit.

Der Tyrann Borck blieb unbeweglich und wünschte nur meinen Tod zu befördern, um der Sorge meiner Bewachung überhoben zu sein. Hier empfand ich erst, was eigentlich ein kranker Gefangener ohne Bett, ohne Erquickung, ohne Trost noch Menschenhilfe ist. Die größte Seele, alle Vernunftschlüsse unterliegen da wo der Gliederbau geschwächt wird, und meine damalige Fühlung empört noch gegenwärtig mein Blut, wenn ich sie auf diesen Blättern dem Leser schildern will.

Da ich aber einmal beschlossen hatte, mein Schicksal abzuwarten, männlich zu trotzen, auch noch immer Hoffnung zur möglichen Flucht vor mir sah, überdem im erfolgten Frieden mich nicht ganz verlassen glaubte, so ertrug ich mehr als ein Weltweiser in meinem Falle erdulden sollte, der im Kerker Pistolen bei sich hatte.

Meine Krankheit dauerte bei zwei Monate. Ich wurde so schwach, daß mir kaum Kräfte übrig blieben, um meinen Wasserkrug an den Mund zu bringen. Wer kann sich denken was ein Mensch leidet, der ohne Bett noch Stroh in schweren Fesseln an allen Gliedern zwei Monate lang auf der Erde im feuchten Kerker sitzt, der nichts als trockenes Kommisbrod und keinen Tropfen Suppe zur Labung erhält, den kein Arzt besucht, kein Freund tröstet, und der ohne Arznei noch Menschenhilfe in solchem Zustand gesund werden muß.

Die Krankheit selbst ist Plage genug, um den Starken kleinmütig zu machen, und was litte zugleich bei mir die Seele

in einem Zustande, den noch kein Bösewicht auf Erden so grausam erlitten hat. Hitze und Kopfschmerz, verschwollener Hals im breiten Halseisen brachten mich zur Raserei, und in solchen Anfällen waren Füße, Hände und Leib wund gerissen. Genug davon. Der lebendig Geräderte, welcher ohne Gnadenschlag auf dem Rade sterben muß, empfindet gewiß nicht, was ich zwei ganze Monate hindurch fühlen mußte. Endlich erschien ein Tag, an den ich nur mit Schauder und Schrecken denken kann. Ich saß in der größten Hitze und Blutwallung, wo die Natur mit ihrer Zerstörung rang, und da ich trinken wollte, fiel mir mein Krug aus der Hand und zerbrach. Nun mußte ich vierundzwanzig Stunden warten, ehe ich zu trinken erhielt. In dieser schrecklichen Lage hätte ich meinen Vater ermordet, um sein Blut zu lecken. Gerne hätte ich zuletzt meine Pistolen hervorgesucht. Die Kräfte fehlten mir aber, um mein festverwahrtes Loch aufzubrechen, hauptsächlich aber hielt mich mein Ehrgeiz zurück, ich wollte nicht im Kerker sterben und wie ein jeder Schurke oder wirklicher Missethäter begraben werden.

Da man am folgenden Tage visitierte, hat man mich wirklich tot geglaubt, weil ich die Zunge aus dem Halse lechzend herausstreckte, wirklich in Ohnmacht dalag. Man labte mich, fand Leben, und o Gott! mit was für Begierde verschlang ich das Wasser aus meinem Kruge.

Man füllte ihn von neuem, wünschte mir Glück, daß mich der Tod bald von meiner Qual retten würde, und ging wieder davon. Indessen hatte man in der Stadt so rührend von meinem Zustande gesprochen, daß sich alle Damen, auch die Stabsoffiziere der Garnison vereinigten und den Tyrannen Borck bewogen, mir mein Bett wieder zu geben.

Wirklich wurde ich von dem Tage an, da ich so bittern Durst gelitten und so viel auf einmal trank, täglich stärker und bald wieder zu aller Menschen Erstaunen gesund.

Das Herz meiner Inspektionsoffiziere hatte ich gewonnen und nach sechsmonatlichem schwerem Leiden ging die Hoffnungssonne auf einmal wieder für mich auf.

Einer von den Majoren vertraute dem Leutnant Sonntag die Schlüssel. Er kam allein zu mir, sprach vertraut, schüttete mir sein Herz aus, klagte über Schulden, Mangel und Not. Ich gab ihm fünfundzwanzig Louisdor, und hiermit war unsre Freundschaft, unser ewiges Bündnis geschlossen.

Allgemach wurden alle drei wachehabenden Offiziere meine Freunde. Sie saßen stundenlang bei mir, wann ein gewisser

Major die Inspektion hatte, den ich gleichfalls ganz auf meine Seite zu ziehen wußte. Endlich kam es so weit, daß er selbst halbe Tage bei mir zubrachte.

Er war arm; ich gab ihm einen Wechsel auf zweitausend Gulden und hiermit war die Bahn gebrochen, um neue Unternehmungen anzufangen.

Geld war notwendig; ich hatte den Offizieren bald alles ausgeteilt und in meiner Kasse waren nicht mehr hundert Gulden.

Gleich fand ich Gelegenheit, ein gutes Projekt auszuführen.

Des Hauptmanns von K . . ., der Majorsdienste that, ältester Sohn war kassiert, brotlos, und sein Vater klagte mir seine Not. Ich schickte ihn zu meiner Schwester unweit Berlin, diese gab ihm hundert Dukaten; er kam zurück und brachte mir die Nachricht von ihrer Freude, er hatte sie auf dem Totenbette angetroffen und sie schrieb mir in wenigen Zeilen, daß mein Unglück und die Berliner Verräterei im Jahre 1755 ihre Armut, auch nunmehrige zweijährige Krankheit zuwege gebracht hätten. Sie wünschte mir Glück zur Rettung und empfahl mir ihre Kinder, ist aber wieder besser geworden, hat den Oberst von Pape zum zweiten Manne gewählt, starb aber im Jahre 1758. Ihre wahre Geschichte will ich nicht erzählen, weil sie Friedrichs Asche keine Ehre macht und mein eignes Herz durch neue Erinnerung des Vergangenen unversöhnlich machen könnte.

Nun kam K . . . n freudig mit Geld zurück. Alles wurde mit dem Vater verabredet. Ich schrieb an meine große Freundin, die Kanzlerin Gräfin Bestuschef, auch an den Thronfolger Peter nach Petersburg, empfahl den jungen Menschen bestens und bat um mögliche Hilfe für mich.

K . . . reiste nach Hamburg, von da nach Petersburg, wurde sogleich Hauptmann, bald darauf Major durch meine Empfehlung, handelte auch so redlich, daß ich wirklich durch einen Hamburger Kaufmann, welchen der alte K . . . kannte und zur Korrespondenz gewählt hatte, zweitausend Rubel erhielt, welche mir die Kanzlerin schickte. Er selbst aber war in Petersburg für diesen Dienst reichlich beschenkt worden und hat sein Glück gemacht.

Dem ehrlichen, alten K . . . gab ich gleich dreihundert Dukaten, welcher ein armer Teufel war und bis zum Grabe mein dankbarer Freund geblieben ist. Ebensoviel wurde allgemach unter die Offiziere ausgeteilt und Leutnant Glotin trieb

es sogar soweit, daß er die Schlüssel dem Major zurückstellte, ohne meine Thüren zuzuschließen, und halbe Nächte bei mir im Kerker zubrachte. Der Wache gab er von meinem Gelde zu saufen. So ging alles eine Weile nach Wunsch und der Tyrann Borck wurde betrogen.

Man steckte mir Licht zu, gab mir Bücher und Zeitungen zu lesen. Meine Tage verflossen wie Stunden und ich schrieb, las und beschäftigte mich so gut, daß ich fast meinen Zustand vergaß.

Nur allein, wenn der dumme grobe Major Bruckhausen die Inspektion hatte, mußte alles behutsam zugehen. Der andre Major, namens Z..., wurde auch allgemach mein Freund. Ich gewann ihn als einen Geizhals, weil ich ihm versprach, seine Tochter nach erlangter Freiheit zu heiraten und ihm mit meiner Handschrift zehntausend Gulden versicherte, falls ich im Kerker sterben sollte.

Endlich kam es soweit, daß mir der Leutnant Sonntag heimlich andre Handschellen machen ließ, welche so weit waren, daß ich die Hände bequem herausziehen konnte. Dieses konnte leicht geschehen, weil die Leutnante allein und kein andrer mein Eisen visitierte. Alles war dem alten ähnlich und Bruckhausen war zu dumm, um etwas zu bemerken.

Alle übrigen Fesseln konnte ich nach Belieben ablegen. Wenn ich also meiner Gewohnheit nach Bewegung machte, so hielt ich die Ketten in der Hand, machte damit eben das Geraſſel und betrog die aufpassenden Schildwachen.

Das Halseisen allein durfte ich nicht losmachen, es war auch viel zu kennbar zugeschmiedet. Es wurde aber das obere Gelenk durchgeschnitten, so daß das nächste durchgezogen werden konnte, und auf bereits von mir bemerkte Art mit Brot vorsichtig zugeschmiert, folglich konnte ich nach Belieben meine Fesseln alle ablegen und ruhig schlafen.

Kaltes Fleisch und Würste trug man mir gleichfalls heimlich zu; folglich war meine Lage ganz erträglich.

Nun aber fing ich auch an, für meine Freiheit zu arbeiten. Unter den drei Offizieren war aber leider keiner, der das Herz hatte, für mich zu thun, was Schell in Glatz that, um mit mir von der Wache fortzugehen. Das benachbarte Sachsen war in preußischer Gewalt, desto mehr Gefahr fand sich im Fliehen, und alle möglichen Vernunftschlüsse blieben bei solchen Leuten vergebens, die nichts wagen und ganz sicher gehen wollten. Der Wille war bei Glotin und Sonntag gut: aber der erste war eine feige Memme und der andere ein Skrupu-

lant, der hierdurch seinen Bruder in Berlin unglücklich zu machen glaubte.

Ich hatte doppelte Schildwachen, folglich war es unmöglich, durch mein Loch, welches unter den Fundamenten seit zwei Jahren fertig war, vor den Füßen derselben auszukriechen, noch weniger die zwölf Schuh hohen Palissaden im Graben vor den Augen der Wächter zu übersteigen.

Es wurde demnach folgender Entwurf gemacht, der zwar Herkulesarbeit erforderte, aber sicher möglich zur Ausführung war.

Der Leutnant S . . . hatte ausgemessen, daß von dem Orte, wo ich das Loch in meinem Boden fertig hatte, bis in den Eingang zur Galerie im Hauptwalle siebenunddreißig Schuh zu durchbrechen waren. Da nun mein Gefängnis an demselben stützte, so konnte ich unter den Fundamenten des Walles neben dem Graben bis in denselben fortarbeiten, und da der Grund in feinem weißen Sande bestand, so war es um desto möglicher.

Sobald ich in diese Galerie gelangen konnte, war meine Freiheit sicher. Man unterrichtete mich, wie viel Schritte ich rechts und links zu gehen hatte, um in diesem Souterraine die Thüre zu finden, welche in den zweiten Wall führt. Dann hätte mir der Offizier am festgesetzten Tage meiner Flucht diese Thüren heimlich geöffnet. Allenfalls hätte ich Licht, Brecheisen und Bohrer bei mir gehabt, um alle Hindernisse zu heben. Und dann mußte mir die Vorsicht und Geld weiter forthelfen.

Die Arbeit wurde also angefangen und dauerte über sechs Monate. Ich habe bereits gesagt, wie schwer es fiel, das Loch, wo ich hinunterstieg, mit den Händen auszuschöpfen, denn jedes Instrument hätten meine Schildwachen rauschen gehört. Kaum hatte ich die Fundamente hinter mir weggebrochen und das alte Loch damit gefüllt, so fand ich, daß der Hauptwall wirklich kaum einen Fuß tiefe Fundamente hatte, welches ein Hauptfehler einer so wichtigen Festung ist. Mir wurde die Arbeit leichter, weil ich die Grundsteine meines Kerkers höher wegnehmen konnte und nicht so tief zu arbeiten hatte.

Im Anfange ging das Werk vortrefflich; ich konnte in einer Nacht bis drei Schuh vorwärts arbeiten, so lange ich Raum hatte, den ausgegrabenen Sand wieder hineinzubringen.

Kaum war ich aber zehn Fuß vorwärts, so empfand ich erst die Beschwerden. Denn ehe ich anfing, mußte zuerst das Loch, wo ich hinunterstieg, mit der Hand ausgeleert werden,

welches schon etliche Stunden Arbeit erforderte. Dann mußte jede Handvoll Sand aus dem Kanal geholt werden, um auszuräumen und weiter vorwärts zu minieren. Alles lag auf einem Haufen im Gefängnis und mußte auf eben die Art, wie ich's herausgebracht, alle Tage wieder hineingeschafft werden.

Auf diese Art habe ich berechnet, daß, da ich einmal über zwanzig Schuh hineingearbeitet hatte, binnen 24 Stunden gegen 1500 bis 2000 Klafter in der Erde auf dem Bauche schliffen mußte, um den Sand heraus- und wieder hineinzubringen. War ich dann hiermit fertig, dann mußte erst jede Ritze in meinem Fußboden genau ausgeputzt werden, daß man beim Visitieren den schneeweißen Sand nicht bemerken konnte. Dann wurden erst der aufgebrochene Boden und zuletzt die Fesseln in Ordnung gebracht. Wenn ich nun auf diese Art einen Tag gearbeitet hatte, war ich so abgemattet, daß ich allezeit drei folgende ruhen mußte.

Um weniger Raum zu bedürfen, war mein Kanal so enge gemacht, daß ich ganz eingedrängt kriechen mußte und nicht einmal die Hand auf den Kopf bringen konnte. Ueberdem mußte alles mit nacktem Leibe geschehen, weil man das schmutzige Hemd bemerkt hatte. Der Sand war auch ganz naß, weil man vier Schuh tief schon Wasser findet, wo der grobe rauschende Kiessand anfängt.

Endlich fiel ich auf den Gedanken, mir Sandsäcke zu machen, um dieselben geschwind heraus- und hereinzubringen. Die Offiziere steckten mir zwar Leinwand zu, welche aber nicht hinlänglich war und bei etwaniger Entdeckung zu viel Aufsehen gemacht hätte, woher so viel Leinwand in meinen Kerker gekommen sei.

Ich griff also zuletzt mein Bett an, legte mich in dasselbe, wenn Bruckhausen visitierte, als ob ich krank sei; zerschnitt Strohsack und Bettlaken und machte Sandsäcke.

Zuletzt, da ich mich dem Ausbruche näherte, war es fast nicht mehr möglich, mit der ungeheuern Arbeit fertig zu werden. Und oft saß ich in meinem Gefängnisse so ermüdet auf meinem Sandhaufen, daß ich's unmöglich glaubte, alles wieder hineinzuschaffen, und wirklich beschloß, die Visitation abzuwarten, ohne mein Loch zuzumachen. Ja, ich kann versichern, daß mir in vierundzwanzig Stunden nicht so viel Zeit überblieb, um ein Stück Brot ruhig zu essen, wenn ich alles wieder in Ordnung haben wollte.

Kaum hatte ich aber eine Weile schwermütig gerastet, so

munterte mich der bisher glückliche Fortgang auf, die letzten Kräfte zu wagen. Ich griff von neuem an und wurde dennoch fertig, aber öfters kaum fünf Minuten vor dem Visitieren.

Da ich nun nur noch sechs bis sieben Schuh vom Ausbruche entfernt war, ereignete sich eine wunderbare Begebenheit, welche alles vereitelte.

Ich arbeitete, wie gesagt, unter den Fundamenten des Walles neben dem Graben, wo die Schildwachen standen.

Alle meine Eisen konnte ich ablegen, nur das um den Hals blieb mit dem daranhängenden Haken fest, und war im Arbeiten, wo ich's festband, losgeworden; folglich hatte eine Schildwache das Klimpern in der Erde, ungefähr fünfzehn Fuß weit von meinem Kerker, gehört. Sie hatte den Offizier herbeigerufen, man legte das Ohr auf die Erde, und hatte mich in derselben die Säcke hin- und herschieben gehört. Am folgenden Tage wurde dieses gemeldet und der Major, der eben mein bester Freund war, trat nebst dem Platzmajor, einem Schmiede und Maurer herein.

Ich erschrak; der Leutnant winkte mir, daß ich verraten sei. Nun ging die Visitation an, kurz gesagt, die Offiziere wollten nicht sehen; der Schmied und Maurer fand alles ganz. Hätte man mein Bett visitiert, so wäre der halbe Strohsack von unten und das Bettlaken vermißt worden.

Der Platzmajor war dumm und glaubte die Sache unmöglich — er hatte also draußen der Schildwache, die mich belauschte, gesagt: du Esel! hast einen Maulwurf aber nicht den Trenck in der Erde gehört. Wie wäre es möglich, daß er so weit aus seinem Kerker arbeiten könne? Und hiermit ging alles fort.

Jetzt war es nicht mehr Zeit zu säumen. Wäre man nur einmal abends zur Visitation gekommen, so hätte man mich bei der Arbeit gefunden. So klug war aber niemand binnen zehn Jahren. Denn Kommandant, Platzmajor und Bruckhausen waren kurzsichtige, elende Menschen; die andern hingegen wünschten mir alle Glück und wollten nicht sehen.

Ich hätte drei Tage nach diesem Vorfalle schon ausbrechen können. Da ich aber eben bei des Bruckhausen, meines einzigen Feindes, Inspektionstage entfliehen wollte, um ihm einen Streich zu versetzen, so hatte dieser Schuft mehr Glück als Verstand. Er war etliche Tage krank und K . . . mußte seine Dienste verrichten.

Endlich erschien er bei dem Visitieren. Kaum war aber die Thüre geschlossen, so griff ich zur letzten Arbeit, weil ich

die letzten drei Schuh nicht mehr den Sand herausbringen durfte, sondern immer vorwärts zum Ausbruche arbeiten und denselben hinter mir durchwerfen konnte.

Man stelle sich vor, wie emsig ich wühlte.

Mein Schicksal wollte aber, daß eben die Schildwache, die mich vor etlichen Tagen in der Erde gehört hatte, wieder bei mir auf dem Posten stand.

Dieser, von Ehrgeiz gekitzelt, weil man ihn einen Esel geheißen und er mich dennoch sicher gehört hatte, legt sich auf den Bauch und hört mich abermals hin- und herkriechen. Er ruft den Kameraden: Sie melden es — der Major wird gerufen. Er erscheint, hört gleichfalls alles, geht jenseits der Palissaden, hört mich nahe an der Thüre wühlen, wo ich eben in die Galerie herausarbeiten wollte. Gleich wird diese Thüre geöffnet, man geht mit Laternen hinein und lauert auf den herauskommenden Fuchs.

Da ich nun von unten her den Sand wegarbeite und die erste Oeffnung gewann, sah ich Licht, auch die Köpfe derer, die meiner warteten.

Welcher Donnerschlag für mich! Ich war verraten. Kroch also mit größter Mühe durch den hintergewühlten Sand zurück und erwartete mein Schicksal mit Schrecken und Schauder. Hatte aber dennoch die Gegenwart des Geistes, daß ich meine Pistolen, mein Geld, meine Instrumente, Papier, Licht, auch etwas Geld unter dem Fußboden verbarg, welchen ich allezeit wieder durchschneiden konnte.

Mein meistes Geld war aber in verschiedenen in den Boden, auch im Thürgerüste eingebohrten und wieder gut zugeschmierten Löchern versteckt, und nichts wurde gefunden. Hin und wieder aber waren in den Ritzen des Bodens kleine Feilen, auch Messer verborgen.

Kaum war ich fertig, so rasselten die Thüren. Man kam herein und fand den Kerker bis oben zu mit Sand und Sandsäcken angefüllt. Die Handschellen aber nebst den Stangen hatte ich in Eile angelegt, um ihnen glauben zu machen, daß ich mit denselben in der Erde gearbeitet hätte. Sie waren auch dumm genug, alles zu glauben, und hierdurch gewann ich schon einen Vorteil für die Zukunft.

Niemand war geschäftiger dabei, als der grobe dumme Bruckhausen. Er machte viele Fragen; ich gab ihm aber keine Antwort, außer, daß ich ihm versicherte, daß vor etlichen Tagen schon der Ausbruch vollzogen wäre, wenn sein Glück ihn nicht hätte krank werden lassen. Und allein deswegen, weil ich ihm

den Possen spielen wollte, sei ich gegenwärtig unglücklich. Dieses hat ihn auch wirklich so schüchtern gemacht, daß er in der Folge höflicher wurde und mich wirklich zu fürchten anfing, weil ich alles möglich zu machen wußte.

Die Nacht war da, es war unmöglich, den Sandhaufen hinauszuschaffen. Der Leutnant und die Wacht blieben also bei mir. Ich hatte große Gesellschaft und am Morgen erschien ein Schwarm Arbeiter, welche das inwendige Loch zuerst ausfüllten. Dann wurde dasselbe ausgemauert und die durchschnittene Bohle in des Fußbodens Oberfläche neu gemacht. Der Tyrann Borck kam gar nicht, weil er eben krank war, sonst wäre es mir viel ärger ergangen.

Am Abend desselben Tages waren die Schmiede auch schon mit ihrer Arbeit fertig. Alle Fesseln wurden schwerer gemacht als die ersten. Und anstatt der Schelle über die Fußeisen wurden dieselben mit Schrauben zusammengezogen und verschmiedet.

Alles übrige blieb beim Alten. Bis zum folgenden Tage wurde noch am Fußboden gearbeitet und ich konnte abermals nicht schlafen, so daß ich vor Müdigkeit und Schwermut zu Boden sank.

Mein größtes Unglück war, daß man mir abermals das Bett wegnahm, weil ich es zu Sandsäcken zerschnitten hatte. Ehe man nun die Thüre zuschloß, visitierte mich Bruckhausen und der Platzmajor bis auf den nackten Leib. Sie hatten mich öfters gefragt, wo ich denn alle Instrumente hergenommen hätte? Meine Antwort war: Meine Herren! der Teufel ist mein bester Freund, er bringt mir alles, was ich brauche. Wir spielen auch ganze Nächte Piket miteinander, weil er mir Licht bringt. Und sie mögen mich bewachen, wie sie wollen, so wird er mich doch aus ihrer Gewalt erretten.

Sie erstaunten, die andern lachten. Endlich, da sie alles auf das genaueste durchsucht hatten und die letzte Thüre zuschloßen, rief ich: Meine Herren, kehren Sie zurück, Sie haben etwas Wichtiges vergessen!

Indessen zog ich eine versteckte Feile aus dem Boden heraus und sagte bei dem Eintritte: Ich habe bei Ihnen nur erweisen wollen, daß der Teufel mir alles bringt, was ich bedarf. — Man visitierte wieder und schloß zu. Indessen, da man an vier Schlössern arbeitete, hatte ich ein Messer und zehn Louisdor hervorgesucht, weil ich mein Geld an verschiedenen Orten versteckt hatte. Das meiste lag unter dem Boden.

Ich rief sie nochmals herein, sie kamen mit Murren und Fluchen zurück. Und nun gab ich ihnen Geld und Messer.

Ihre Verwirrung war unbegrenzt. Ich hingegen lachte und spottete nur bei all meinem Unglücke mit so kurzsichtigen Wächtern, und bald war ich durch sie in der ganzen Stadt, besonders bei dem Pöbel, als ein Zauberer und Schwarzkünstler ausgeschrieen, dem der Teufel alles zutrage.

Ein gewisser Major Holzkammer, ein höchst eigennütziger Mensch, benützte dieses falsche Gericht. Ein vorwitziger dummer Bürger hatte ihm 50 Thaler angetragen, wenn er ihm nur erlaube, mich durch die Thüre zu sehen, weil er gerne einen Hexenmeister sehen möchte.

Holzkammer vertraute mir das Geheimnis, und wir vereinigten uns, diesem Bürger recht die Nase zu drehen.

Alles war veranstaltet, er hatte mir eine ganz abscheuliche Larve hereingegeben, mit einer ungeheuern Nase.

Sobald ich nun die Schlösser rasseln hörte, steckte ich diese Larve vor das Gesicht und stand in Zwerggestalt da.

Der Bürger erschrak und wich zurück. Holzkammer sagte: Geduld! Wenn wir in einer Viertelstunde zu ihm gehen, so hat er wieder eine andre Gestalt. Dies geschah. — Nun hatte ich mein Gesicht ganz weiß angestrichen und stand im Hemd da wie ein ausgezehrtes Gespenst, mit niedergeschlagenen Augen. Gleich zog er ihn wieder zurück und kam zum drittenmale. — Jetzt hatte ich meine Haare unter der Nase zusammengeknüpft und eine zinnerne Schüssel auf die Brust gebunden. Wie die Thüre aufging, stand ich vor derselben in schreckbarer drohender Gestalt und schrie mit donnernder Stimme: „Zurück, Schurken, oder ich drehe euch allen die Hälse um!“

Alles lief abgeredetermaßen davon, und der vorwitzige, um seine 50 Thlr. betrogene Bürger zuerst.

Soviel ihn nun auch der Major bat, keinem Menschen ein Wort von dieser Begebenheit zu sagen, weil es auf das schärfste befohlen war, niemand in die Sternschanze zu führen, so vergingen doch wenig Tage, und man sprach in allen Bierhäusern von meiner Zauberkunst, sogar der Bürger wurde genannt, der mich in einer Stunde in dreierlei Gestalt gesehen und auch noch viele andre Abenteuer dazu gelogen hatte. Die Sache kam vor das Gouvernement. Er wurde citiert, befragt und nannte den Major, welcher ihm diesen Gefallen erzeigt hatte; erbot sich sogar zu einem Juramente, daß er dieses wirklich gesehen habe, und berief sich auf die Augenzeugen.

Holzkammer hatte deswegen Verdruß und mußte etliche Tage Hausarrest leiden.

Wir aber hatten hernach manches Gelächter über diesen lustigen Einfall, welcher viel von mir sprechen machte. Besonders, da bisher niemand begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ich trotz aller Aufsicht, Fesseln und Wächter dennoch fast alle Jahre neue Unternehmungen zur Flucht vollziehen, und alle, die meinen Kerker visitierten, mit Blindheit schlagen könne. —

Hieraus sieht man, wie der Leichtgläubige betrogen werde, und wie leicht Mirakel und Gaukelspiele zu erfinden sind, woraus eigentlich alle Kirchen- und Hexen-Geschichten entspringen.

Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung, die länger als ein Jahr Zeit erforderte, und mich so geschwächt hatte, daß ich wirklich einem lebendigen Gerippe ähnlich sah, würde die Schwermut sich sicher aller meiner Seelenkräfte bemeistert haben, wenn mir nicht die weitere Hoffnung zur möglichen Flucht, die auf meine wachhabende Offiziere und bereits gewonnene Freunde stützte, frischen Mut eingeflößt hätte.

Das ärgste für mich war der Verlust des Bettes. Ich empfand auch bald die Wirkungen davon, verfiel abermals in eine schwere hitzige Krankheit, in welcher ich sicher umgekommen wäre, wenn die Majore und Offiziere mir nicht alle mögliche Hilfe und Menschenliebe erzeigt und den Kommandanten betrogen hätten. Der einzige Bruckhausen blieb Menschenfeind und ein blinder Sklave seiner erhaltenen Ordre. Am Tage, wenn er die Inspektion hatte, wurden allein die strengsten Befehle beobachtet, und von meinen Eisen durfte ich mich nicht eher losmachen, bis ich einige Wochen die Oerter beobachtet hatte, wo er allein in seiner Dummheit visitierte. Dann aber durchschnitt ich die Gelenke, wo ich sicher war, und verstrich die Oeffnungen wieder mit meinem Brote ebenso, wie ich bereits erzählt habe. Die Hände konnte ich allezeit herausziehen, besonders nachdem mir die schwere Krankheit alles Fleisch vom Leibe verzehrt hatte.

Ein halb Jahr verfloß, ehe ich wieder meine Kräfte erhielt und zu einer neuen Herkulesarbeit greifen konnte.

Endlich fand ich auch ein Mittel, den Bruckhausen vom Kettenvisitieren abzuhalten, so daß er dieses Amt allein dem wachhabenden Offizier überließ. Er hatte eine feine Nase. — Wenn ich nun die ersten Schlösser rasseln hörte, so machte ich durch meinen neben mir stehenden Leibstuhl einen solchen

Gestank, daß er zurücktrat, endlich gar vor der Thüre stehen blieb. —

Bei einer Gelegenheit, wo er, von Stolz aufgeblasen, an einem Tage zu mir eintrat, da eben ein Kurier mit der Nachricht einer gewonnenen Bataille eingetreten war, schimpfte und lästerte er so grob gegen alle Oesterreicher, auch sogar gegen meiner Souveränin Person, daß ich endlich bis zur Wut aufgebracht, dem neben mir stehenden Leutnant den Degen von der Seite riß und ihn an die Wand gespießt hätte, wenn er dem Stoße nicht durch einen Sprung zur Thüre hinaus entwichen wäre.

Von diesem Tage an war der Grobian so furchtsam, daß er sich nicht mehr zum Visitieren an mich heranwagte, sondern allezeit zwei Mann mit kreuzweise gefällten Gewehren und Bajonetten vor sich treten ließ, hinter welchen er an der Thüre stehen blieb.

Auch dieser Vorfall war mir nützlich, weil ich niemand als ihn bei der Visitation zu fürchten hatte.

Weil ich hier von diesem Manne etwas sage, so empfehle ich meinen Lesern meine Satire, die ich auf ihn verfertigte, und die im zweiten Bande meiner Schriften unter dem Titel: „Das Schicksal des Major Mops" zu finden ist. Und um zu zeigen, wie seicht sein Verstand war, auch wie verächtlich ich ihm begegnete, will ich unter andern nur dieses lächerliche Stückchen erzählen.

Ich fand nämlich, da ich in der Erde minierte, eine vierundzwanzigpfündige Kanonenkugel und legte dieselbe mitten in mein Gefängnis.

Er kam zur Visitation, und da er sie gewahr wurde, fragte er mit Verwunderung: „Was himmelschwerenot ist das?" — Meine Antwort war:

„Es ist etwas von der Munition, die mir mein Teufel liefert. Nächstens werden auch die Kanonen ankommen, und dann sollen Sie allein die Schwerenot empfinden, auch erfahren, was der Trenck ist —"

Er stand erstaunt da, hat es gemeldet und war so dumm, daß er nicht einmal urteilen konnte, auf was für eine Art eine solche Kugel natürlicherweise in mein Gefängnis kommen konnte. —

Die oben gemeldete Satire habe ich auf ihn gemacht, da der verstorbene Landgraf von Hessenkassel Gouverneur in Magdeburg war, und ich bereits Erlaubnis zu schreiben hatte, wie ich besser unten erklären werde. Der Landgraf, welcher

den Neckel kannte, ließ sie sich durch ihn selbst vorlesen, und seine Kurzsicht war so groß, daß er selber mitlachte und den Sinn gar nicht begriff, obgleich alle seine Weidsprüchel darinnen angebracht und ein Teil seiner wirklichen Geschichte, auch sein ganzer Charakter darinnen nach dem Original geschildert war. Der Landgraf selbst, dem sie sehr gefiel, hat mir das Manuskript davon nach meiner erlangten Freiheit, mit meinem Blute geschrieben, zurückgegeben, um es unter meinen öffentlichen Schriften bekannt zu machen; und Major Mops, den ich im Leben nie fürchtete, sondern nur verachtete, weil er nebst dem Kommandanten Borck der einzige in meinem Vaterlande war, welcher wirklich Wollust an meinem Leiden empfand, kann auch in seinem Grabe, welches ihn bereits deckt, über meine Federgeburten nicht mehr zürnen.

Im Zusammenhange meiner Geschichte muß ich folgendes erinnern. Zu eben der Zeit, da mein Anschlag zur Flucht mißlang, kam ein gewisser General von Krusemarck zu mir in das Gefängnis, mit welchem ich als Kornet der Garde du Korps ehemals in vertraulicher Bruderschaft gelebt hatte. Dieser fragte mich im gebieterischen Tone, ohne Freundschaft, Achtung noch Mitleiden zu zeigen, unter andrem auch, wie ich mich beschäftige, auch ob mir die Zeit nicht lang werde.

Meine Antwort war eben so trotzig und verächtlich als seine Frage; weil mich alles mögliche Unglück niemals erniedrigen, noch niederschlagen konnte. Ich sagte demnach, daß ich mich auch denkend zu beschäftigen wisse, und von Denken müde, vielleicht in meinen Fesseln angenehmer von meiner gerechten Sache träume als die, welche mich mißhandeln. Er erwiderte: „Wenn Sie in Zeiten Ihren eigensinnigen Kopf gezwungen, und den besten König um Gnade gebeten hätten, so würden Sie vielleicht in andern Umständen sein. Wer ein Verbrechen begangen hat und noch dazu trotzt und sich eigenmächtig durch Verführung königlicher Soldaten loshelfen will, der verdient kein besser Schicksal, als das Ihrige ist."

Hierauf geriet ich in gerechten Zorn und antwortete: „Herr! Sie sind General des Königs und ich bin noch wirklicher Rittmeister der Kaiserin Theresia, die mich wird zu schützen, vielleicht auch noch zu retten, wenigstens aber zu rächen wissen. Mein Herz ist vorwurfsfrei, und Sie selbst kennen mich, daß ich diese Fesseln nie verdient habe. Ich hoffe also auf die Zeit und meine gerechte Sache, als ein ohne Verhör noch legales Verfahren durch Verleumdung verurteilter ehr-

licher Mann. Und in dieser Gestalt wird der Philosoph allezeit seinen Tyrannen zu trotzen wissen."

Er ging scheltend und drohend mit den letzten Worten hinaus:

„Man wird den Vogel schon anders pfeifen lehren."

Bald darauf erfolgte die Wirkung dieses edlen Besuches. Es kam Befehl, man sollte mir den Schlaf hindern und mich alle Viertelstunden durch meine Schildwachen anrufen und wecken lassen, womit man auch sogleich den Anfang machte.

Dieses fiel mir unerträglich, bis ich's gewohnt wurde und auch im Schlummer antwortete. Und diese Grausamkeit hat 4 Jahre hindurch gewütet, bis endlich ein Jahr vor meiner erlangten Freiheit der großmütige Landgraf von Hessenkassel als damaliger Gouverneur derselben ein Ende machte und mir den ruhigen Schlaf wieder gönnte.

In diesem Zustande verfertigte ich das Trauerlied, welches im zweiten Bande meiner Schriften zu finden ist, und wovon ich hier nur einige Zeilen anführe:

Weckt mich nur, ihr meine Wächter,
Wenn die Viertelstunde schlägt;
Treibt mit mir ein Spottgelächter,
Lauscht nur, ob mein Fuß sich regt,
Um den grausam starren Willen
Eurer Obern zu erfüllen.

Weckt mich, ihr Tyrannenknechte,
Denn ihr thut nur, was ihr müßt.
Aber den, der ohne Rechte
Meiner Unruh Ursach ist,
Wird sein böses Herz schon wecken
Und mit Vorwurfslarven schrecken.

Weckt mich alle Viertelstunden,
Ruft nur meinen Namen laut.
Ritzt mir stets die alten Wunden,
Wenn euch vor der That nicht graut.
Doch, so oft ihr mich hier störet,
Glaubt, daß Gott eu'r Brüllen höret!

Allen, die in Fesseln liegen,
Wird der Schlaf ja noch erlaubt;
Niemand stört dem sein Vergnügen,
Der sich träumend glücklich glaubt.
Mir allein wird es verhindert,
Daß der Schlaf mein Leiden lindert.

Jeder Ruf, der hier erschallet,
Spricht: Trenck, denk' dein Schicksal nach.
Und wenn mir das Herzblut wallet
Regt den Schmerz die große Schmach.
Kaum erquickt der Schlaf die Glieder,
Weckt mich schon die Schildwacht wieder.

Ach, ihr bittre Grausamkeiten,
Laßt nur alle Zügel los!
Martert mich auf allen Seiten,
Denn ich bin vom Schutze bloß.
Aber dennoch nicht verlassen,
Denn ich kann mich selbst noch fassen.

Wer mit großem Geiste denket,
Ist im Unglück niemals klein.
Und der mich so tief versenket,
Wird auch mein Erretter sein.
Wer auf Gott und Tugend stützet,
Bleibt im Kerker auch beschützet.

Weckt mich also, weckt mich, Freunde,
Denn ich wache stets im Geist.
Und wer weiß, wer meinem Feinde
Morgen anders handeln heißt?
Doch ob die, die mich so strafen,
Noch so ruhig wie ich schlafen?

Ei, so ruft in Gottes Namen!
Weckt mich, bis der Tag anbricht.
Bis Gott endlich Ja und Amen,
Wenn ich zu ihm seufze, spricht.
Denn er hält noch für mein Hoffen
Kerker, Welt, mir Himmel offen.

Wer aber eigentlich diesen Befehl gegeben hatte, dessen Beispiel man noch in keiner Geschichte gelesen hat, dieses darf ich der Feder nicht vertrauen. Ein Major, der aber mein Freund war und der mir gern meinen Zustand erleichtern wollte, gab mir aber den Rat, ich sollte auf das Zurufen gar nicht antworten, man könne mich dazu auf keine Art zwingen. Dieser Rat glückte, ich vollzog ihn und schloß hierdurch die Kapitulation, daß man mir endlich mein Bett wiedergab, und unter dieser Bedingung that ich, was man wollte, und ließ mich wecken.

Gleich nach dieser Anordnung wurde der wirklich gegen mich grausame und aufgebrachte Kommandant General von Borck krank, im Gehirn verrückt, folglich von seinem Amt ab-

gesetzt, und Oberstleutnant von Reichmann, ein wahrer Menschenfreund, wurde an seiner Stelle Kommandant.

Um eben diese Zeit flüchtete auch der Hof selbst aus Berlin, und Ihre Majestät die Königin, der Prinz von Preußen, die Prinzessin Amalie, der Markgraf Heinrich wählten Magdeburg zu ihrer Residenz. Nun wurde auch Major Mops höflicher als zuvor, vermutlich, weil er bei Hof gehört hatte, daß ich noch nicht ganz hilflos verlassen sei und noch dereinst meine Freiheit abwarten könne.

Tyrannen und Dummköpfe sind gewöhnlich auch feige und verzagte Menschen. Vielleicht bewog also die Furcht eines möglichen Vorfalles auch diesen Bruckhausen, mir mit mehr Achtung zu begegnen, welche ich auch bald bemerkte.

Reichmann, der redliche neue Kommandant, konnte zwar an meinen Fesseln und an meiner wirklich schreckbaren Lage nichts abändern noch erleichtern. Er gab aber Befehl oder sah vielmehr durch die Finger, daß die Inspektionsoffiziere mir anfänglich nur zuweilen, endlich aber täglich die innern zwei Thüren öffneten, um mir frische Luft, auch Tageslicht auf einige Stunden zu gönnen. Mit der Zeit ließen sie mir dieselben gar den ganzen Tag offen und schlossen sie nur, wenn sie des abends vom Wallrabe in die Stadt gingen.

Bei dieser Gelegenheit fing ich an, auf meinem zinnernen Trinkbecher mit einem ausgezogenen kleinen Bretnagel zu zeichnen, endlich Satiren zu schreiben, zuletzt gar Bilder zu gravieren, und brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine gravierten Becher als Meisterstücke der Zeichnung und Erfindung teuer als Seltenheiten verkauft wurden und der beste gelernte Graveur meine Arbeit schwerlich übertreffen wird.

Der erste Versuch war, wie leicht zu erachten, unbedeutend. Man trug aber meinen Becher in die Stadt, der Kommandant ließ ihn weiter sehen und mir einen neuen geben. Dieser neue geriet besser als der erste. Dann wollte jeder Major, der mich bewachte, einen haben, ich wurde täglich geschickter und ein Jahr verfloß mir bei dieser Beschäftigung wie ein Monat. Zuletzt erhielt ich sogar wegen dieser Becherarbeit die Erlaubnis Licht zu brennen, welches auch bis zu meiner endlichen Befreiung unausgesetzt fortdauerte.

Laut Gouvernementsbefehl sollte zwar ein jeder Becher dieser Art demselben überbracht werden, weil ich in denselben alles schrieb oder in Bildern hieroglyphisch vorstellte, was ich von meinem Schicksale der Welt wollte bekannt machen. Es wurde aber dieser Befehl nicht vollzogen und die Offiziere,

welche mich bewachten, trieben einen Handel damit, verkauften sie auch zuletzt bis auf zwölf Dukaten und nach meiner erlangten Freiheit ist ihr Wert so hoch gestiegen, daß man sie in verschiedenen Ländern Europas in den Kabinetten der Seltsamkeiten noch gegenwärtig findet.

Einen davon hat der verstorbene Landgraf von Hessen-Kassel vor zwölf Jahren meiner Frau zum Andenken geschenkt. Der andre, welcher in Paris zu finden und auf eine wunderbare Art aus den Händen der verwitweten Königin Majestät dahin gekommen ist. Beide habe ich mit allen darauf befindlichen Sinnbildern und Beischriften treulich kopiert und am Ende des zweiten Teiles meiner Schriften angezeigt. Wer nun diesen gelesen hat, der allein kann urteilen, wie künstlich diese Becher gearbeitet sind.

Einer davon geriet zu Magdeburg in die Hände des Fürsten August Lobkowiz, welcher damals gefangen war. Dieser brachte ihn nach Wien und Ihre Majestät der hochselige Kaiser hatten ihn unter deren Kabinettsstücke verwahrt. Zufällig fand sich unter anderm ein Bild auf diesem Becher, welches einen Weinberg mit arbeitenden Menschen vorstellte. Unter demselben war folgende Inschrift:

Mein Weinberg war gebaut, ich sah' ihn keimen, blühen.
Die Hoffnung reifer Frucht beseelte mein Bemühen,
Doch ach! ich pflanzte nur. Ein Ahab trinkt den Wein,
Und mein Verhängnis will, ich soll ein Nabot sein.

Ma Vigne fleurissoit par mes soins et travaux,
J'esperai des beaux fruits pour le prix de mes maux.
Mais malheur pour Nabot! Jesebel l'a chérie,
Et pour boire mon Vin, me fait perdre la vie.

Dieses auf die biblische Geschichte von Nabot, Ahab und Jesebel, und zugleich auf mein Schicksal in Wien anspielende Sinnbild hat bei der scharfsichtigen, großdenkenden Maria Theresia so lebhaften Eindruck gemacht, daß sie deren Minister sogleich Befehl gab, auf alle mögliche Art für meine Errettung zu sorgen. Vielleicht hätte sie mir auch meine mir entrissenen Güter wiedergegeben, wenn die Besitzer derselben weniger Gewalt und Kredit besessen, oder wenn sie selbst nur noch ein Jahr länger gelebt hätte. Indessen habe ich doch meiner Becherarbeit zu danken, daß man auch endlich in Wien an mich zu denken anfing und mich nicht schutzlos verließ.

Auf eben diesem Becher stand auch ein Sinnbild, welches einen Vogel im Käfig in einer Türkenhand vorstellte mit der Inschrift:

Ce n'est pas un moineau
Gardé dans cette cage:
C'est un de ces oiseaux
Qui chantent dans l'orage.
Ouvrez, amis, des cages!
Brisez fers et verrous!
Ses chants dans vos boccages
Rejailliront pour vous!

imgleichen

Le rossignol chante, voici la raison,
Pourqui qu'il est pris: pour chanter en prison.
Voyons le moineau, qui fait tant de dommage,
Jour de la vie, sans craindre la cage.
Voilà un portrait
Qui montre l'effet
Du bonheur des fripons, du désastre des sages.

Wunderbar ist aber doch die Geschichte mit diesen Bechern. Denn bei Lebensstrafe war verboten mit mir zu sprechen oder mir Tinte oder Feder zu gestatten, und dennoch usurpierte oder erschlich ich allgemach die offene Erlaubnis, alles in Zinn zu schreiben, was ich der Welt von mir sagen wollte, und erschien hierdurch vor den Augen derer, die mich vorher nie kannten, in der Gestalt eines unterdrückten brauchbaren Mannes. Meine Becher erwarben mir Achtung und Freunde und dieser Erfindung habe ich größtentheils meine endlich erlangte Freiheit zu danken.

Nun muß ich aber auch noch etwas sagen, um ihren Wert zu erheben. Ich arbeitete bei Licht auf glänzendem Zinn und erfand die Kunst, den Bildern durch die Art der Striche Licht und Schatten zu geben. Durch Uebung wurden zuletzt die Abteilungen von zweiunddreißig Bildern so regulär, als ob sie mit dem Zirkel abgemessen wären.

Die Schrift war so fein, daß sie nur mit Vergrößerungsgläsern gelesen werden konnte.

Weil beide Hände an einer Stange angeschmiedet waren und ich nur eine brauchen konnte, lernte ich den Becher mit den Knieen halten.

Mein einziges Instrument war ein geschliffener Brettnagel und dennoch findet man sogar auf dem Rande doppelte Zeilen Schriften.

Uebrigens hätte diese Arbeit mich zuletzt zum Narren oder blind gemacht. Jedermann forderte Becher und ich saß, um gefällig zu sein, gewiß täglich achtzehn Stunden bei der Gravierung. Das Licht blendete auf dem glänzenden Zinn und

die Erfindung aller Zeichnungen und Stellungen griff zugleich mehr als man glaubt, die denkenden und Einbildungskräfte an, weil ich kein Original vor mir und in meinem Leben nichts von der Zeichnungskunst gelernt hatte, als das, was zur Militär- und Zivilarchitektur erforderlich ist.

Genug ist hier von diesen zinnernen Bechern gesagt, die mir so viel Ehre und Vorteile verschafften, auch manche Trauerstunde verkürzen halfen. Das ärgste dabei war das ungeheure Halseisen, welches nebst seinen schweren Ketten mir die Nerven am Nacken drückte und täglich Kopfschmerzen verursachte. Ich wurde auch wirklich zum drittenmale krank, weil ich zuviel still saß und eine Braunschweigerwurst, die mir ein Freund heimlich zusteckte, mir eine Indigestion verursachte, woran ich beinahe gestorben wäre. Es erfolgte ein Faulfieber und binnen zwei Monaten sah ich einem Totengerippe ähnlich, ob mir gleich von den wachhabenden Offizieren Arznei, zuweilen auch warmes Essen gegeben wurde.

Nun war es aber auch wieder Zeit an meine Freiheit zu denken und eine neue Unternehmung zu wagen. Mein Geld, welches ich hin und wieder versteckt hatte, war ausgeteilt und unter dem Fußboden lagen nur noch vierzig Louisdors versteckt, die ich erst ausbrechen mußte.

Der alte Leutnant Sonntag war lungensüchtig und nahm als Invalide seinen Abschied. Diesem gab ich Reisegeld und schickte ihn nach Wien mit der besten Rekommandation, ihm solange jährlich aus meiner Kasse vierhundert Gulden zu geben, bis ich meine Freiheit erhielt oder er leben würde. Sein Auftrag war, bei der Monarchin eine Audienz zu suchen und Mitleiden, auch Beistand für mich anhaltend zu sollizitieren. Dabei gab ich ihm eine Anweisung, viertausend Gulden für mich von meinem Gelde zu empfangen und mir dieselben über Hamburg an den Kapitän Knoblauch zu übermachen, der mir sie heimlich zugesteckt hätte. Ich empfahl ihn an den Hofrat von Kempf, welcher während meines Gefängnisses nebst dem Hofrat von Hüttner die Administration meines Vermögens führte.

Doch ach! niemand wünschte in Wien meine Zurückkunft. Man hatte bereits angefangen mein Gut zu teilen, worüber man nie Rechnung legen wollte. Der gute Leutnant Sonntag wurde als ein Kundschafter oder Spion arretiert, etliche Wochen hindurch im Gefängnisse mißhandelt. Endlich gab man ihm, da er nackt und bloß war, hundert elende Gulden und ließ ihn über die Grenze führen.

Der redliche Mann, ein schmählich Opfer seiner Treue und

Redlichkeit, hat also die Monarchin nicht sprechen können, ist elend und kümmerlich zu Fuße nach Berlin gegangen, wo er sich ein Jahr lang heimlich bei seinem Bruder aufgehalten und gestorben ist.

Er schrieb sein Schicksal dem ehrlichen Knoblauch und ich habe ihm noch durch eben denselben aus meinem Kerker hundert Dukaten geschickt.

Man urteile, wie mir bei solchen Nachrichten aus Wien, von meinem Zufluchtsorte, zu Mut war.

Es ereignete sich aber ein Vorfall, daß ein Freund, den ich aber ewig nicht nennen werde, mich durch Hilfe eines andern wachhabenden Leutnants heimlich besuchte. Durch diesen erhielt ich sechshundert Dukaten und dies ist auch eben der Freund, welcher durch eben diesen Kanal noch im Jahre 1763 viertausend Gulden dem kaiserlichen Gesandten in Berlin, Baron Riedt, zur Beförderung meiner Freiheit bar bezahlt hat, wovon ich besser unten Erwähnung machen werde. Nun hatte ich wieder Geld.

Um eben diese Zeit rückte die französische Armee bis auf fünf Meilen an Magdeburg heran; diese wichtige Festung, die damalige Seele der ganzen preußischen Macht, welche wenigstens sechzehntausend Mann zur Besatzung fordert, hatte nicht fünfzehnhundert zur Verteidigung. Die Herren Franzosen hätten demnach ohne alle Gegenwehr hinein marschieren und dem ganzen Kriege ein Ende machen können. Meine Hoffnung wuchs bei ihrer Annäherung, weil mir die Offiziere alle Neuigkeiten hinterbrachten. Aber wie groß war meine Bestürzung, da mir ein Major erzählte, es wären in der Nacht drei Wägen in die Stadt gekommen, diese hätte man mit Geld beladen zurückgeschickt und sogleich zogen sich die Feinde von Magdeburg zurück.

Diese Anmerkung kann ich meinen Lesern auf Ehre als eine positive Wahrheit, zur Schmach des damals kommandierenden französischen Generals, versichern. Der Major, welcher mir dieses erzählte, war selbst Augenzeuge, und obgleich es hieß, das Geld sei zur Armee des Königs geschickt worden, so hat doch jedermann hieraus leicht schließen können, wohin es bestimmt war, weil die Wägen ohne Bedeckung zu eben dem Thore hinaus fuhren, wo die Franzosen nicht weit davon standen.

So wurde damals Maria Theresia von ihren getreuen Bundesgenossen betrogen, und man weiß auch in Paris, wer dieses Geld empfangen und geteilt hat.

Da auch diese Hoffnung für mich fehlschlug, und ich auch von meiner Freundin, der Kanzlerin in Rußland, nichts mehr zu hoffen hatte, von der man mir in Zeitungen lesen ließ, daß sie nebst ihrem Manne und dem Feldmarschall Apraxin wegen Verräterei und Verständnis mit dem Berlinerhofe, nach Sibirien verschickt und unglücklich geworden sei.

So verfiel ich auf ein neues fürchterliches Projekt, um mich zu retten.

Die ganze Magdeburger Garnison bestand damals nicht aus neunhundert Köpfen Landmiliz, die alle mißvergnügt waren. Ich hatte zwei Major und zwei Leutnant auf meiner Seite, und die Wache in der Sternschanze, wo ich saß, bestand nur aus fünfzehn Mann, welche auch meistens bereit waren meinem Winke zu folgen.

Vor dem Thore der Sternschanze war das Stadtthor nur mit zwölf Mann und einem Unteroffizier besetzt und gleich an demselben lag die Kasematte, in welcher siebentausend Kroaten als Kriegsgefangene eingesperrt waren.

In unserm Verständnis war noch ein kriegsgefangener Hauptmann, Baron K—h, welcher unter seinen Kameraden ein Komplott gemacht hatte, um zur bestimmten Stunde in einem sichern Hause unweit dem Thore versammelt zu sein und meine Unternehmung zu unterstützen.

Ein andrer Freund wollte seiner Kompanie Gewehr und Patronen unter einem falschen Vorwand in seinem Quartier bereit halten und überhaupt waren alle Vorkehrungen so getroffen, daß ich auf vierhundert Gewehre sichere Rechnung machen konnte.

Dann wäre mein wachhabender Offizier zu mir hereingekommen, hätte die etwa uns verdächtigen zwei Mann zu mir auf die Schildwache gestellt und ihnen befohlen, mein Bett hinauszutragen. Indessen wäre ich hinausgesprungen und hätte diese Schildwachen eingesperrt.

Kleider und Waffen wären für mich bereit gewesen und zuvor in mein Gefängnis getragen worden.

Dann hätten wir uns des Stadtthores bemächtigt, ich aber lief in die Kasematte und rief den Kroaten als Trenck zu, das Gewehr zu ergreifen. Meine andern Freunde brachen indessen auch los und kurz gesagt, der ganze Anschlag war so ausgearbeitet, daß er unmöglich fehlschlagen konnte. Magdeburg, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, Zeughaus, alles geriet in meine Gewalt und sechzehntausend Mann Kriegsgefangene, die damals in der Stadt lagen, waren hinlänglich den Besitz zu behaupten.

Die gründlichsten Geheimnisse zur Ausführung dieses Unternehmens darf ich meiner Feder nicht vertrauen, genug gesagt, daß alles mit der größten Vorsicht und Sicherheit eingefädelt war. Nur dieses muß ich hier noch erinnern, daß in den Sommermonaten die Garnison deswegen so schwach war, weil die Bauern damals wegen Mangels an Arbeitern den Kapitäns einen Gulden täglich für jeden Beurlaubten bezahlten und die Beurlaubten selbst dennoch gut befriedigten. Der Kommandant sah aber den Kapitäns durch die Finger.

Nun nahm ein gewisser Leutnant G*** Urlaub, als ob er seine Eltern in Braunschweig besuchen wollte. Ich gab ihm Reisegeld, und er eilte nach Wien.

Dort hatte ich ihn an die Hofräte von Kempf und H—r adressiert, ihm nur einen Brief mitgegeben, worin ich zweitausend Dukaten von meinem eigenen Geld forderte, und versicherte, daß ich hierdurch bald in Freiheit sei, auch mich der Festung Magdeburg bemächtigen würde. Alles übrige umständlich sollte dem Ueberbringer mündlich geglaubt werden.

G*** kommt in Wien glücklich an, man macht ihm tausend Fragen, besonders verschiedenemal um seinen Namen. Er gibt sich zum Glück einen andern, der wirklich verraten wurde. Endlich gibt man ihm den Rat, sich nicht in so gefährliche Unternehmungen zu mischen, sagt ihm, es sei so viel Geld nicht in meiner Kasse und fertigt ihn mit tausend Gulden ab, anstatt ihm die von mir verlangten zweitausend Dukaten zu geben. Hiemit kehrt er zurück, erhielt aber Wind und war so vernünftig, daß er Magdeburg nicht wieder sah.

Denn kaum war er vier Wochen abwesend, so trat der damalige Gouverneur, Erbprinz von Hessen-Kassel, eben der letztverstorbene regierende Landgraf, in mein Gefängnis, zeigte mir meinen Brief und Projekt, den ich nach Wien geschickt, vor die Augen und fragte, wer diesen Brief bestellt habe und wer die Leute wären, die mich befreien und Magdeburg verraten wollten?

Ob nun derselbe direkt an den König geschickt worden oder durch einen geraden Weg in die Hände des Gouverneurs geraten sei, dieses habe ich nie entdecken können; genug, ich war verraten und abermals in Wien verraten und verkauft. Die eigentliche Ursache war wohl diese, daß die Herren Administratoren meines Vermögens so gewirtschaftet hatten, als ob ich wirklich tot sei. Sie wollten also lieber auch die zweitausend Dukaten einschlucken, als durch derselben Auszahlung mir Gelegenheit verschaffen, meine Freiheit zu behaupten und

zwar auf eine solche Art, daß der Hof mich belohnen, mir mein entrissenes Gut wiedergeben und die Herren Vormünder zwingen müßte, mir Rechenschaft von ihrem Haushalten abzulegen. Dieses war aber eben nicht ihre Sache und deshalb wurde ich abermals das Opfer der Verräterei meiner geglaubten Freunde.

Die Vorfälle, welche mir in Wien selbst bei meiner wirklich erlangten Freiheit begegneten und die ich trocken deutsch besser unten erzählen werde, erweisen diesen Argwohn ohne Widerspruch und noch bis auf diese Stunde bin ich unbelohnt geblieben.

Die Schurken starben zwar nicht am verdienten Strick, sie sind aber bereits alle tot, ich aber lebe noch, zwar arm gemacht, auch gedrückt, jedoch als ein ehrlicher Mann, dessen öffentlich bekannt gemachte Geschichte nunmehr seinen Verrätern und Güterräubern eine dreifach verdiente Schandsäule baut, obgleich ihre lachenden Erben meinen Kindern vom geraubten Gute nichts zurückgezahlt haben.

Nun kann man sich meine Bestürzung vorstellen, da der Gouverneur mir meinen Brief vorzeigte. Ich behielt aber Gegenwart des Geistes und leugnete geradeweg meine Handschrift, schien auch über einen so arglistigen Streich ganz erstaunt.

Der Landgraf suchte mich zu überzeugen und erzählte mir sogar den Inhalt des mündlichen Auftrags, welchen der Leutnant Kemniz in Wien sollte vorgetragen haben, um Magdeburg in des Feindes Hände zu spielen. Hieraus erkannte ich die Verräterei klar. Weil aber kein Leutnant Kemniz in der Garnison existierte, und sich mein Freund zum Glück nicht ganz in Wien aufgedeckt und diesen falschen Namen gegeben hatte, so blieb alles ein nicht zu entwickelndes Rätsel, um so mehr, da das ganze unwahrscheinlich schien und niemand glauben konnte noch wollte, daß ein Arrestant meiner Art und in meiner Lage die ganze Garnison gewinnen oder übermannen könne.

Der gute und beste Fürst verließ meinen Kerker und schien mit meiner Ausflucht zufrieden zu sein, besonders da sein Herz keine Freude am Unglücke der Menschen empfand.

Indessen erschien am folgenden Tage eine ganze Kommission in meinem Gefängnisse. Es wurde ein Tisch hereingetragen, wobei der Kommandant, Herr von Reichmann, selbst präsidierte.

Man klagte mich als einen Landesverräter an. Ich beharrte darauf, meine Handschrift zu leugnen. Beweise und

Zeugen zur Konfrontation waren keine da, und auf die Hauptfrage einer beschuldigten Verräterei antwortete ich ad protocollum:

„Ich sei kein Uebelthäter, sondern ein redlicher Patriot, welcher durch Verleumdung, ohne Verhör noch Kriegsrecht, noch legale Prozedur in diese Fesseln geraten sei. Der König habe mich bereits im Jahre 1746 kassiert und mir mein väterliches Erbteil konfisziert. Ich hätte demnach dem Naturgesetze gemäß Brot und Ehre außer meinem Vaterlande suchen müssen, auch beides in Oesterreich gefunden, wo ich noch wirklich Rittmeister sei und meiner Monarchin die Treue geschworen habe.

Verräterei stürzte mich in Danzig neuerdings, ohne ein Verbrechen gegen den König begangen zu haben, in das Magdeburger Gefängnis. Hier sei ich als ein Uebelthäter mißhandelt und bliebe mir nichts übrig, als meine Freiheit zu suchen, wie ich könne.

Wenn nun auch in dieser alleinigen Absicht ganz Magdeburg zu Grunde ginge und tausend Menschen ihr Leben verlören, welche diese meine Freiheit verhindern wollten, so wäre ich keiner Verräterei zu beschuldigen. Mein Hauptargument war dieses:

War ich in Glatz mit Recht verurteilt, so bin ich ein Bösewicht, der verdiente Fesseln brechen will; bin ich aber unschuldig verdammt und ist mir kein Fehltritt, viel weniger ein Verbrechen erwiesen, so sind alle Folgen gerechtfertigt, denen ich mich aus Gewalt eigenmächtig zu retten suche. Uebrigens sei ich dem König von Preußen keine Treue, keine Pflicht schuldig, welcher mich ungehört verdammt und mir Ehre, Brot, Vaterland und Freiheit durch einen Machtspruch entrissen habe."

Hiermit war das Verhör geschlossen, nichts wurde erwiesen noch aufgedeckt, und alles blieb beim alten.

Weil man aber doch Offiziere im Verdacht hatte, so wurden alle drei, die bisher mich bewachten, umgeändert, wodurch ich meine besten zwei Freunde verlor. Es währte aber nicht lange, so hatte ich schon wieder zwei andre durch Geld gewonnen, welches mir leicht fiel, weil ich den Nationalcharakter kenne und zur Landmiliz nur arme oder unzufriedene Offiziere gewählt werden konnten.

Alle Vorsicht des Gouverneurs war demnach vergebens, und im Grunde des Herzens wünschte mir damals schon jedermann, daß ich Mittel finden möchte, meine Freiheit zu behaupten.

Ewig werde ich auch die Großmut und Nachsicht nicht vergessen, welche der edel fühlende Landgraf in diesem kitzligen Falle an mir erwies. Ich habe etliche Jahre nach demselben ihm in Kassel persönlich gedankt; bei dieser Gelegenheit sehr viel von ihm selbst erfahren, was meinen Argwohn auf die Wiener Verräter bestätigte, fand bei ihm viel, recht viel Gnade, Vertrauen und Achtung, wurde mit besondrer Distinktion empfangen und werde seine nunmehr im Grabe ruhenden Gebeine mit echter Dankbarkeit verehren, auch sein Andenken mit meiner Geschichte zu verewigen suchen, weil ich im Unglücke an ihm einen Menschenfreund fand, denn da ich kurz nach dieser Begebenheit abermals schwer krank wurde, schickte er mir seinen Arzt, das Essen von seinem Tische, ließ mich zwei Monate hindurch nicht von meinen Schildwachen wecken, auch das Halseisen abnehmen, worüber er wirklich einen harten Verweis vom Monarchen ertragen hat, wie er mir in der Folge mündlich versicherte, als ich ihn in Freiheit sah.

Ich hätte nun noch einen ganzen Band mit Erzählungen von noch zwei andern Hauptunternehmungen zur Flucht zu schreiben, will aber meine Leser nicht mit Wiederholungen von einerlei Gegenstand ermüden, sondern bedarf den Raum für merkwürdigere Zufälle. Indessen muß ich doch beide ganz kurz vortragen.

Sobald ich wieder einen wachehabenden Offizier auf meiner Seite hatte, machte ich den Entwurf, bei eben dem Loche wieder auszubrechen, wo der erste Anschlag mir mißlang.

Da es mir nicht an Instrumenten fehlte, so waren Fesseln und Fußboden bald wieder durchschnitten, auch alles so gut vorgekehrt, daß ich keine Visitation zu fürchten hatte.

Hier fand ich nun gleich mein versteckes Geld, Pistolen und alle Bedürfnisse. Es war aber unmöglich, vorwärts zu arbeiten, ehe ich einige Zentner Sand herausgeschafft hatte.

Dieses geschah auf folgende Art:

Ich machte zwei verschiedene Oeffnungen im Fußboden, die eine war der falsche, die andre der wirkliche Angriff.

Dann warf ich einen großen Haufen Sand in mein Gefängnis, machte aber das Loch mit aller Vorsicht wieder zu.

Hierauf arbeitete ich bei der andern so laut, so unvorsichtig, daß man mich draußen unfehlbar in der Erde wühlen hören mußte.

Um Mitternacht wurden plötzlich alle Thüren geöffnet und man fand mich bei der Arbeit, bei welcher ich selbst überfallen zu werden wünschte. Niemand begriff, warum ich unter

der Thüre ausbrechen wollte, wo dreifache Schildwachen standen. Die Wache blieb bei mir im Kerker. Am Morgen aber kamen etliche Arrestanten, welche den Schutt mit Karren hinausführen mußten. Das Loch wurde wieder zugemauert und mit neuen Brettern geschlossen. Meine Fesseln wurden wieder neu angeschmiedet. Man lachte über eine unmögliche Unternehmung, nahm mir zur Strafe mein Licht und mein Bett weg, welches mir aber nach vierzehn Tagen beides wieder gegeben wurde.

Das rechte Loch wurde aber niemand gewahr, wo ich die meiste Erde hinausgeworfen hatte, und da Major und Leutnant meine Freunde waren, so wollte auch niemand bemerken, daß man dreimal mehr Sand ausführte als die gefundene Oeffnung fassen konnte. Nunmehr glaubte man aber nach einer so lächerlich als unmöglich scheinenden Unternehmung, daß es die letzte sein werde, und sogar Bruckhausen war im Visitieren ganz nachlässig.

Nach etlichen Wochen kam der Gouverneur nebst dem Kommandanten zu mir, anstatt aber wie Borck zu drohen und zu schmähen, sprach der Landgraf ganz gütig mit mir, versicherte mir seine Fürbitte und Protektion bei erfolgendem Frieden, sagte mir auch, ich habe mehr Freunde als ich selbst glauben könne, auch daß der Wiener Hof mich nicht verlassen habe.

Mein Vortrag, meine Erklärung erschütterte seine Seele und rührte ihn bis zu Thränen, die er vergebens verbergen wollte. In diesem Augenblicke bemeisterte sich die Freude aller meiner Sinnen, ich warf mich ihm zu Füßen, redete wie Cicero und fand einen Fürsten, der edel dachte.

Er versprach mir alle mögliche Erleichterung; ich hingegen gab ihm mein Ehrenwort, daß ich nichts mehr zur Flucht unternehmen wolle, so lange er Gouverneur in Magdeburg bliebe. Die Art meines Vortrags war für ihn überzeugend und sogleich befahl er, mir das ungeheure Halseisen abzunehmen, ließ mir das zugenagelte Fenster wieder öffnen, befahl die inwendigen Thüren täglich zwei Stunden offen zu lassen, ließ mir einen kleinen eisernen Ofen in den Kerker setzen, den ich selbst von inwendig heizen konnte, gab mir auch bessere Hemden, die mir die Haut nicht wund rieben, befahl auch, mir ein Buch weißes Papier hereinzugeben. Auf dieses durfte ich meine Gedanken und Gedichte zum Zeitvertreibe niederschreiben. Dann sollte der Platzmajor die Blätter zählen, damit ich keine mißbrauchen könne und er mir wieder andre weiße, gleichfalls gezählte zurückgebe.

Keine Tinte wurde mir aber gestattet, ich stach mir also in die Finger, ließ Blut in einen Scherben laufen, wann es geronnen war, ließ ich's wieder in der Hand erwarmen, das fließende ablaufen und warf die fibrosen Teile weg. Auf diese Art hatte ich nicht nur gute flüssige Tinte zum schreiben, sondern auch zugleich Farbe zum malen.

Nun war ich also Tag und Nacht mit Bechergravieren, oder Satirenschreiben beschäftigt, und ich hatte nunmehr offene Gelegenheit, alles vorzutragen, was ich wollte, meine Talente zu entdecken, auch Mitleiden und Achtung zu erwecken, besonders da ich wußte, daß meine Gedichte, Sinnbilder und Gedanken zuweilen öffentlich bei Hofe vorgelesen wurden und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Amalie, auch die großmütige Königin selbst einen Gefallen daran bezeigte.

Bald erhielt ich Aufträge für gewählte Gegenstände zu arbeiten, und eben der Mann, welchen der Monarch lebendig begraben wissen wollte, dessen Namen sogar niemand nennen sollte, hat wirklich nie mehr gelebt noch von sich sprechen gemacht, als da er in diesem Grabe seufzte. Kurz gesagt, man fing an mich näher zu kennen. Meine Schriften rührten und haben mir auch wirklich die Freiheit zuwege gebracht.

Meinen erarbeiteten Wissenschaften, meiner Gegenwart des Geistes in großen Gefahren habe ich demnach alles zu verdanken. Diese konnte mir Friedrichs Macht nicht nehmen und durch diese allein erhielt ich das, was sein Zorn und Machtspruch mir auf ewig zu entreißen gesonnen war. Ich erhielt, sage ich, meine Freiheit, obgleich der aufgebrachte Monarch bei verschiedenen Fürbitten allezeit geantwortet hatte: C'est un homme dangereux, durant que j'existe, il ne voira pas le jour, oder: „Es ist ein gefährlicher Mensch, so lange ich lebe, wird er das Tageslicht nicht sehen."

Und dennoch habe ich's zugleich mit ihm noch zweiundzwanzig Jahre lang gesehen, und mit allgemeinem Beifall im größten Teile Europas gesehen, ohne mich anders als durch behauptete Tugend und Rechtschaffenheit an einem Monarchen zu rächen, welcher mich nur mißhandelte, weil er mich nicht kannte, einen übereilten Machtspruch nicht widerrufen und seinem Volke fehlbar scheinen wollte. Auch in allen meinen seitdem nebst mir an das Licht der Wahrheit erschienenen Schriften habe ich nur zu besänftigen, auch seine Ehre, seine Seelengröße zu rechtfertigen gesucht. Er starb, überzeugt von meiner Rechtschaffenheit, aber dennoch ohne mich zu lohnen, welches vielleicht allein deshalb geschah, weil er dieses nie nach Maß der Be-

leidigung vollwichtig erfüllen zu können glaubte. Dennoch ruhe seine Asche in Frieden, weil ich meinem Schicksale die erworbenen Einsichten und den allgemeinen Ruhm zu danken habe, welcher mich gegenwärtig auf allen meinen Schritten begleitet. Unglück bildet Männer und geprüfte Tugend ist wirksamer als die im Wohlstande schlummernde Theorie und Praktik im Weltlaufe; auch die Wissenschaften setzten mich über alle Vorurteile und meine Nachwelt hätte von mir wenig gelesen noch gelernt, wenn ich bis zum grauen Haare allezeit glücklich gewesen wäre. Freilich heißen meine alten Kameraden Exzellenzen und Feldmarschälle, ich habe aber die Titel entbehren gelernt; ich bin in Erfahrung, Scharfsicht, und durch meine Kopf- und Federarbeit ein exzellenter Mann in Wirklichkeit geworden und überall, wo ich erscheine, fragt man nur, warum ist denn der Trenck weder Staatsminister noch General? Selige Zufriedenheit, die ich nunmehr im vollen Gewichte ohne Stolz zu empfinden gelernt habe! Dreimal selig meine Beruhigung nach Stürmen im Hafen der Weisen, wenn meine Schriften unglückliche Menschen trösten, vorwitzige abschrecken, scharfsichtige vergnügen und feurige Jünglinge von Ausschweifungen zurückhalten, oder hilfsbedürftige belehren können!

Ich kehre nunmehr in meinen Kerker zurück, wo ich nach der letzten Unterredung mit dem Landgrafen ruhiger als mancher Fürst in seinem Palaste mein Schicksal abwartete und mich mit meiner Becherarbeit und mit der Feder beschäftigte. Die Hoffnung wuchs mit jedem Tage, und da man mir die Zeitung zu lesen gab, sah ich den Frieden als das Ziel meiner Wünsche nähern. So lebte ich fast achtzehn Monate in stiller Gelassenheit, ohne eine neue Unternehmung zu wagen.

Der regierende Landgraf zu Kassel starb aber und Magdeburg verlor seinen großmütigen Gouverneur. Der Kommandant von Reichmann war aber auch ein Menschenfreund und zeigte Mitleiden und Achtung für mich. An Büchern fehlte es mir auch nicht, folglich waren alle meine Minuten beschäftigt und die Zeit strich ungefühlt vorbei, da mir Kerker und Fesseln bereits zur Gewohnheit wurden und die künftig sicher zu hoffende Freiheit sich mir in den angenehmsten Träumen, wie auch wachend vorspiegelte.

Ich schrieb in dieser Lage den macedonischen Helden, das Gedicht: „der Traum und die Wirklichkeit", welche seitdem in meinen öffentlichen Schriften bekannt geworden sind. Ich schrieb auch die Fabeln, welche man im ersten Bande derselben findet und die meistens mein eignes Schicksal schildern. Die merk-

würdigsten aber sind: der unglückliche Hund, der Kanarienvogel, der Bauer und die Nachtigall, die Nachtigall und der Bauer, der unglückliche Zeisig, die rachgierige Fliege, der Esel und der Hirsch und andre mehr, die man daselbst nachschlagen kann, weil sie eigentlich zu dieser Lebensgeschichte gehören.

Die meisten und besten Schriften, die ich in dieser Zeit schrieb, sind für mich verloren gegangen. Der Geist arbeitete im Kerker mit mehr Empfindung und die Ausdrücke waren lebhafter, als gewöhnlich ein freier Mensch in seiner bequemen Studierstube schreiben kann. Vielleicht finde ich in Berlin noch etwas wieder, um meine damaligen Gedanken der scharfsichtigen Welt mitzuteilen. Erhalten habe ich nichts davon, als was nach erlangter Freiheit mir noch im Gedächtnisse klebte und sogleich niedergeschrieben wurde. Einen Band mit meinem Blute geschrieben erhielt ich vom Landgrafen in Hessenkassel zurück, da ich ihm meine erste persönliche Aufwartung in Kassel machte.

Ich habe aber gewiß acht Bände mit meinem Blute geschrieben, die ich vielleicht nie wieder finden werde.

Nun ereignete sich der Vorfall in Rußland. Elisabethe starb, Peter änderte das Verbindungssystem, Katharina stieg auf den Thron und erzwang den Frieden.

Sobald ich hiervon Nachricht hatte, wollte ich mich für alle Fälle in Sicherheit stellen. In Wien war durch den redlichen Hauptmann K . . . meine Korrespondenz offen, man versicherte mir Hilfe, gab mir aber zugleich zu verstehen, daß meine Güterbesitzer und Rechnungsführer das Gegenteil bearbeiteten. Ich wagte nun noch einmal einen Offizier zu überreden, daß er mit mir entfliehen sollte. Umsonst! ich fand keinen Schell mehr, der Wille war gut, aber der Mut zur Ausführung fehlte.

Ich öffnete also mein altes Loch, wo ich bereits etwas Raum gemacht hatte und meine Freunde halfen mir auf allerhand Art etwas Sand herausschaffen. Mein Geld war ziemlich geschmolzen, man versah mich mit allen erforderlichen Instrumenten, mit frischem Pulver und einem guten Degen.

Alles wurde unter dem Boden versteckt, den niemand mehr visitierte, weil ich so lange ruhig gewesen war.

Mein Anschlag war dieser:

Ich wollte den Frieden abwarten, falls ich aber durch denselben nicht gerettet würde, dann sollte mein unterirdischer Gang bis zur Galerie im Walle fertig sein, um nur in derselben die Oeffnung zu machen und zu entfliehen.

Zur vollkommenen Sicherheit war folgendes abgeredet:

Ein alter Leutnant von der Landmiliz hatte in der Vorstadt ein kleines Häuschen von meinem Gelde gekauft, wo ich mich ebenfalls verbergen konnte.

Zu Gummern in Sachsen, eine Stunde von Magdeburg, standen zwei Pferde nebst einem Freunde bereit, die ein ganzes Jahr auf mich daselbst warten mußten. Die Abrede war diese, daß sogleich nach wirklich erfolgtem Frieden in jedem Monate, den ersten und den fünfzehnten, mein Freund an die Glacis vom Kloster Bergen reiten und auf ein gewisses Signal mir zu Hilfe eilen sollte.

Nun kam es nur darauf an, mein Gefängnis zu durchbrechen, um auf alle Fälle bereit zu sein.

Ich durchschnitt also einige obere Bretter auf eben die Art, wie die ersteren; nahm allgemach die ganze doppelte untere Lage, die sechs Zoll dick war, weg; zerschnitt sie mit meinem Meisel in Stücke, verbrannte diese im Ofen und füllte den hiedurch gewonnenen leeren Raum mit dem Sande aus meinem unterirdischen Kanal; hierdurch gewann ich fast den halben Weg.

Dann steckten mir meine Freunde einen Vorrat von Leinwand zu, wovon ich Sandsäcke machte, die ich geschwind ein- und ausschieben konnte; hiedurch kam ich glücklich bis an die Galerie zum Ausbruche. Dann wurde alles geschlossen, festgemacht und so gut verwahrt, daß ich bei der genauesten Visitation nichts zu befürchten hatte, weil ich vom untern Holze überall so viel stehen ließ, daß das obere befestigt blieb. Die oben durchschnittenen Bretter waren alle doppelt festgenagelt und verursachten keinen Verdacht, besonders da die neu ankommende Garnison nicht einmal wissen konnte, ob sie ganz oder stückweise gelegt waren.

Während dieser schweren Arbeit, die mich wieder ganz entkräftet hatte, wurde wirklich Frieden, und bei Einrückung der alten Feldregimenter verlor ich alle meine Freunde und Nothelfer auf einmal.

Nun muß ich aber, ehe ich weiter schreite, eine schreckbare Begebenheit erzählen, an die ich nicht ohne Schauder denken kann und wovon ich ebenso oft fürchterliche Träume hatte, als ich sie irgendwo erzählen mußte.

Da ich unter den Fundamenten des Walles arbeitete und eben im Begriffe war, einen Sandsack herauszuziehen, stemmte ich hinter mir mit einem Fuße an einen großen Stein, welcher herunterfiel und mir die Rückkehr versperrte.

Wie groß war mein Schrecken, da ich lebendig in der

Erde begraben lag. Nach kurzem Hin- und Herdenken fing ich an, seitwärts den Sand wegzuarbeiten, um mich umwenden zu können; zum Glücke hatte ich vor mir noch etliche Fuß Raum, diese füllte ich mit dem Sande, den ich unter und neben mir wegwühlte. Es wurde mir aber die Luft so dünne, daß ich mir tausendmal den Tod wünschte und alle Versuche machte, mir die Kehle zuzuhalten.

Endlich war weitere Arbeit unmöglich, der Durst beraubte mich meiner Sinne, so oft ich in den Sand biß, fand ich wieder etwas Luft, die Beängstigung vermag aber keine Feder auszudrücken, und meiner Rechnung nach habe ich gewiß acht Stunden in diesem schreckbaren Zustande zugebracht. Welch ein grausamer Tod! Welch eine grauserfüllte Nacht für mich, ich wurde ohnmächtig, erholte mich wieder, abeitete weiter; nun stand aber die Erde schon vor mir bis an die Nase gefüllt, und ich hatte keinen Raum mehr übrig, um Platz zur Wendung zu machen. — Darnach gelang es, ich krümmte mich zusammen, und mein Loch war weit genug, um in demselben umzukehren.

Nun kam ich an den herabgestürzten Stein, welcher den ganzen Kanal ausfüllte. Ich fand aber, weil er vornen offen war, etwas mehr Luft.

Ich wühlte vor diesem Steine unten her ein tiefes Loch aus und zog ihn in dasselbe herein, hierdurch konnte ich über denselben wegkriechen und kam glücklich wieder in mein Gefängnis.

Es war schon heller Tag, da ich hereinkam, und meine Kräfte hatten mich so verlassen, daß ich mich niederlegte und mich außer stande glaubte, allen Schutt wieder hineinzuräumen und mein Loch zuzumachen.

Kaum hatte ich aber eine halbe Stunde gerastet, so war meine Standhaftigkeit schon wieder da. Ich griff zum Werke, vollzog es glücklich; und kaum war ich fertig, so rasselten meine Schlösser zur Visitationsstunde.

Man fand mich totenbleich, ich klagte über Kopfschmerzen, und etliche Tage lag ich an einem Husten und Mattigkeit so krank, daß ich glaubte, meine Lunge müsse angegriffen sein. Die Gesundheit kam aber mit den Kräften wieder, und diese Nacht war unter allen meinen erlebten Schreckensstunden die allerabscheulichste. Lange Zeit träumte mir, als ob ich lebendig in der Erde liege; und noch jetzt, da ich bereits dreiundzwanzig Jahre in Freiheit lebe, schreckt mich zuweilen eben der Traum von dieser wirklich durchlebten Nacht.

So oft ich nach dieser Begebenheit wieder zu meiner Arbeit in die Erde kriechen mußte, hing ich mir allezeit ein Messer um den Hals, um bei solchem abermaligen Vorfalle meine Qual zu verkürzen. Wirklich aber waren an diesem Orte, wo der Stein hinuntergestürzt, viele andere wackelnd, unter denen ich allezeit durchkriechen mußte; und dennoch geschah es noch viele hundert Mal, und nichts hielt mich zurück, um meinen Zweck zur Freiheit zu erreichen.

Da ich, wie bereits gemeldet worden, mit meinem unterirdischen Kanal bis zum Ausbruche fertig war und der Frieden wirklich erfolgte, schrieb ich alle möglichen Briefe nach Wien an meine Freunde, besonders ein bewegliches Memorial an meine Souveränin, nahm von meinen bisherigen Wächtern rührend auch zärtlichen Abschied, die mir nichts als Liebe und Gutes erzeigt hatten und noch vor der letzten Ablösung mir alles zusteckten, was ich bedurfte, um mir selbst zu helfen, und die gewöhnlichen Feldregimenter der Magdeburger Garnison rückten wirklich ein.

Ehe aber dieses geschah, verflossen etliche Wochen, und ich erfuhr, daß General Ried vom Wiener Hofe nach Berlin als Gesandter ernannt war.

Nun kannte ich die Welt aus geprüfter Erfahrung, wußte auch, daß dieser Herr allezeit Geld brauchte. Deshalb schrieb ich ihm einen beweglichen Brief; bat ihn, mich nicht zu verlassen und mehr für mich zu thun, als vielleicht sein Auftrag von Wien fordre. Zugleich schloß ich eine Anweisung auf sechstausend Gulden bei, welche ihm in Wien von meinem Gelde sollten bezahlt werden, und viertausend Gulden hat er sogleich von einem meiner Verwandten hierzu empfangen, den ich hier nicht nennen darf.

Diesen zehntausend Gulden habe ich eigentlich meine erst neun Monate nachher erfolgte Freiheit zu danken, denn meine in Händen habende Wienerrechnung erweist, daß die sechstausend Gulden schon im April 1763 von meinen Administratoren auf Hofbefehl für Ordre des General Riedt, an die Staatskanzlei des Fürsten Kauniz bar bezahlt worden. Die andern viertausend Gulden habe ich nach meiner erlangten Freiheit meinem Freunde, der sie vorgeschossen hatte, dankbar zurückbezahlt.

Ich hatte nun, noch ehe die Garnison abzog, bereits Nachricht, daß im Hubertsburger Frieden nichts für mich geschehen war. Unser damaliger Bevollmächtigter hatte erst nach bereits ratifizierten Artikeln ganz kaltblütig meinetwegen mit dem

preußischen Minister, dem gegenwärtigen Grafen von Herzberg, gesprochen, aber nichts ernsthaft betrieben noch sollizitiert. Von Berlin gab man mir aber Versicherung, für mich ernsthaft bei dem Könige zu arbeiten; und auf dieses Versprechen konnte ich mehr bauen, als auf die Wiener Protektion, welche mich zehn Jahre hindurch so hilflos, so verächtlich im Unglücke verlassen hatte. Deshalb entschloß ich noch drei Monate zu warten, ob etwas erfolgte, dann aber erst eigenmächtig aus meinem Gefängnisse zu entfliehen.

Die Ablösung der Garnison geschah, und nun war alles neu für mich. Die Offiziere von der Wache waren alle Edelleute, und schwerer zu gewinnen als die Landmiliz, und die Majors vollzogen ihre Befehle buchstäblich. Ich brauchte zwar keinen mehr zu meinen Entwürfen; mein Herz sehnte sich aber nach den gewöhnten Freunden; und nun hatte ich wieder nichts als mein Kommisbrod zur Nahrung, weil mir niemand mehr das mindeste zusteckte.

Die Zeit fing mir an lang zu werden; man hatte bei der Uebergabe alles genau visitiert und nichts gefunden. Es war aber doch möglich, daß eine klügere Untersuchung alles entdecken und meine Anschläge zernichten könnte. Ein ungefährer Zufall hätte dieses leicht verursachen können, den ich hier als etwas Besonderes erzählen muß.

Ich hatte seit zwei Jahren eine Maus so zahm gemacht, daß sie den ganzen Tag auf mir herumspielte und mir aus dem Munde fraß. Bemerkte auch an diesem kleinen Tiere so entschiedene Merkmale einer mehr als mechanischen Seele, daß ich nicht wagen darf, meine Beobachtungen diesen Blättern beizufügen. Die Theologen würden schnarchen; die Mönche grunzen, und die Weltweisen, welche der menschlichen Seele allein die denkenden Kräfte, den Tieren aber nichts als den sogenannten Instinkt beimessen, würden mich einen Märchenschreiber heißen, oder wohl gar als einen Ketzer aus der gelehrten Zunft verstoßen, verkleinern und anfeinden.

Wenn ich lebe, so erscheint ohnedem meine Abhandlung aus meiner Feder, welche diesen Stoff ausarbeiten soll. Und in diesen wird meine Maus und eine Spinne gewiß in einer merkwürdigen Rolle auftreten.

Diese wirklich kluge Maus hatte mich nun beinahe unglücklich gemacht. Sie hatte bei der Nacht an meiner Thüre genagt und Kapriolen in meinem Zimmer auf einen hölzernen Teller gemacht. Die Schildwachen hörten's und riefen den Offizier; dieser hört auch, meldet weiter, es gehe nicht richtig in

meinem Gefängnisse zu. — Auf einmal wurden mit Anbruch des Tages meine Thüren eröffnet und Platzmajor, Schlosser und Maurer traten herein. Man fing an, alles auf das genaueste zu durchsuchen. — Boden, Mauern, Ketten, auch mein Leib wurde visitiert; man fand aber nichts. — Endlich fragte man mich, was ich verstrichene Nacht gearbeitet und gepoltert hatte. Ich hatte die Maus selbst gehört und klagte das arme Tier an. Gleich wurde befohlen, sie abzuschaffen. Ich pfiff, gleich war sie auf meiner Schulter; nur bat ich für ihr Leben, und der wachehabende Offizier nahm sie mit sich in sein Zimmer, mit dem heiligsten Versprechen, er wolle sie einer Dame schenken, wo es ihr ganz gut gehen sollte.

Er nahm sie mit, ließ sie im Wachtzimmer laufen. Sie war aber für keinen andern Menschen zahm und hatte sich gleich versteckt.

In der Nacht hatte sie aber, wie die Schildwachen am folgenden Morgen gemeldet, an meiner äußern Thüre beständig genagt und die Merkmale waren sichtbar.

Zu Mittag, da man zum Visitieren hineinkam und damit beschäftigt war, lief auf einmal meine Maus mir die Beine herauf, auf die Schulter, und machte allerhand Sprünge, um ihre Freude zu bezeugen.

Hierbei ist dieses zu merken. Sie lief nicht heraus, sondern wurde in einem Schnupftuche tags vorher bis in das Wachtzimmer getragen, welches gegen hundert Schritte von meinem Kerker entfernt war. Wie fand sie nur ihren Herrn wieder? Wie kannte sie die Stunde, wo am Tage visitiert wurde, und wo sie offene Thüren zu finden wußte?

Und dennoch ist es wahrhaftig und wirklich geschehen.

Jedermann war erstaunt und wollte die Maus haben, der Major nahm sie mit für seine Gemahlin. Diese hat ihr ein schönes Käfig machen lassen, in welchem sie aber nichts gefressen und nach einigen Tagen tot gefunden worden.

Ich war wirklich wegen des Verlustes dieses gesellschaftlichen Tieres einige Tage ganz unruhig. Da ich aber fand, daß sie an einem Orte im Fußboden, wo ich den Querschnitt mit Brot und Staub verstrichen, dieses Brod so abgenagt hatte, daß meine Wächter wirklich bei der letzten scharfen Visitation mit Blindheit geschlagen waren, oder vielleicht nicht sehen wollten, daß das Brett durchschnitten war, so erkannte ich das notwendige Opfer meiner treuen Gesellschafterin, und meine Wächter waren beruhigt, auch überzeugt, daß ich nichts mehr für eigenmächtige Befreiung unternommen hätte, noch wagen dürfe.

Dieser Vorfall mit der Maus beschleunigte aber meinen Entschluß. Ich wollte nicht drei Monate warten.

Da ich nun bereits meine Anstalten erzählt habe, laut welchen ich nur je den 1. und 15. im Monat festgesetzt hatte, wo die Pferde außerhalb der Festung auf mich warteten, so verstrich der 1. August allein deshalb, weil ich den redlichen Major von Pfuhl, welcher mir mehr Menschenliebe als die andern erzeigte, nicht unglücklich machen wollte, der an eben diesem Tage die Inspektion in der Sternschanze hatte.

Es wurde aber der 15. August hierzu festgesetzt und länger wollte ich nicht warten.

Mit diesem festen Entwurfe vollkommen entschieden, verflossen einige Tage in Sehnsucht, den Tag abzuwarten, an welchem ich mich eigenmächtig retten konnte.

Auf einmal ereignete sich ein Vorfall, welcher einer der merkwürdigsten in meiner Lebensgeschichte ist.

Der Major du jour, welcher sonst allezeit selbst mein Gefängnis aufzuschließen gewohnt war, mußte eiligst in die Stadt, wo Feueralarm geschlagen wurde, und gab dem Leutnant die Schlüssel, um bei mir zu visitieren.

Dieser kam herein, sah mich mit Mitleiden an und fragte: Ach lieber Trenck! Haben Sie denn in sieben Jahren unter den Landmilizoffizieren keinen Erretter, wie in Glatz den Schell finden können? — Meine Antwort war: Mein Freund! Freunde solcher Art sind selten zu finden. Am Willen hat es keinem gefehlt; jeder wußte, daß er durch mich glücklich werden konnte. — Aber keiner hatte Herz genug im Leibe, um eine entschlossene Unternehmung auszuführen. Geld habe ich ihnen genug gegeben — aber wenig Hilfe von ihnen erhalten.

Wo nehmen Sie denn das Geld her? — Von Wien, mein Freund, durch geheime Korrespondenz, die sie mir beförderten. Und noch gegenwärtig bin ich damit für einen Freund versehen. Kann ich Ihnen damit Dienste leisten? freudig. Und ich fordre nichts von Ihnen. — Gleich zog ich fünfzig Dukaten aus einem Loche heraus, welches an der Schwelle des Thürgerüstes hierzu gebohrt war, und gab sie ihm. Er weigerte, nahm sie aber endlich mit Zaghaftigkeit an. — Versprach sogleich wieder zu kommen; ging hinaus, hing die Schlösser nur geblendet vor und hielt Wort. Nun erklärte er sich offenherzig, daß er ohnedem wegen Schulden desertieren müßte und längst den Vorsatz gefaßt hätte; könne er mir also mit forthelfen, so wäre er zu allem bereit. Ich sollte ihm nur den Entwurf zur Möglichkeit machen. Wir blieben zwei

Stunden allein zusammen, das Projekt war bald gemacht, approbiert, möglich, auch sicher zur glücklichen Ausführung gefunden; besonders da ich ihm sagte, daß meine Pferde in Gummern bereitstanden.

Gleich war Bruderschaft und ewige Freundschaft geschlossen. Ich gab ihm noch fünfzig Dukaten, und niemals hatte er so viel Geld in seiner Gewalt gehabt; denn alle seine Schulden, um welche er desertieren wollte, betrugen nicht zweihundert Reichsthaler. Da er aber von Hause gar nichts hatte, so war es unmöglich, dieselben von seiner Gage zu bezahlen. Unsre Abrede war in kurzem diese:

Er sollte sich vier Schlüssel anschaffen, welche denen von meiner Thüre nur im äußern Anblicke ähnlich wären. Diese sollte er am Tage, da wir unser Vorhaben ausführen wollten, verwechseln; weil sie indessen, da der Major bei dem arretierten General Wallrabe zu Mittag speiste, in der Wachtstube verwahrt waren.

Dann, sobald der Major in der Stadt wäre, seine Grenadiere teils auf einige Stunden beurlauben, oder in allerhand Aufträgen in die Stadt schicken — — am Schlagbaume den Posten einziehen, dann aber zu mir hereinkommen und meinen beiden Schildwachen befehlen, mein Bett herauszutragen.

Indem sie hiermit beschäftigt wären, wollte ich hinausspringen und diese Leute in meinem Kerker einsperren, dann setzten wir uns ungehindert auf die zu bestimmter Stunde bereitgehaltenen Pferde und galoppierten nach Gummern.

Binnen acht Tagen bei seiner zweiten Wache sollte alles bewerkstelligt werden.

Kaum hatten wir so viel abgeredet, als die Schlagbaumschildwache für den ankommenden Major in das Gewehr rief. Eiligst sprang er hinaus, schloß die Thüren, und der Major ging zum Wallrabe hinein.

Nun war ja kein Mensch glücklicher, als ich in meinem Kerker. Dreifache Hoffnung lag jetzt vor mir, um meine Freiheit unfehlbar zu erhalten. Die mir zugesicherte Vermittlung des kaiserlichen Gesandten in Berlin, mein bereits unterirdisches fertiges Loch, und der neue Leutnant von der Wache.

Berauscht in Freude und Aussicht glücklicher siegreicher Zukunft, bin ich vielleicht in eben den Augenblicken, da mein Verstand am wirksamsten wählen, auch entscheiden sollte, meiner Beurteilungskraft beraubt gewesen, oder die Eigenliebe hat mich betäubt, um einen Entschluß zu fassen, welcher jedem ver-

nünftigen Leser ebenso unüberlegt als verwegen, dummdreist und bedauernswürdig scheinen wird.

Ich geriet auf den thörichten Gedanken, daß ich die Großmut des großen Friedrichs auf Proben setzen wolle. Fände ich diese nicht und schlüge dieser Anschlag fehl, dann hätte ich in allen Fällen meinen Leutnant zum sichern Erretter.

Diesem tausendfach beweinten Entwurf gemäß, in den ich mich selbst verliebt hatte und deshalb mit Sehnsucht den Tag erwartete, redete ich den zur Visitation hereintretenden Major zu Mittage auf folgende Art an:

Ich weiß, Herr Major, daß der Gouverneur, der großmütige Herzog Ferdinand von Braunschweig, gegenwärtig in Magdeburg ist. (Dieses hatte mir mein Freund gesagt.) Gehen Sie sogleich zu ihm und sagen ihm, er möchte zuvor mein Gefängnis visitieren, die Schildwachen verdoppeln lassen und dann befehlen, zu welcher Stunde am hellen Tage ich mich außer den Werken der Sternschanze auf der Glacis bei Kloster Bergen in vollkommener Freiheit sollte sehen lassen. — Wäre ich dieses zu bewerkstelligen im stande, dann hoffte ich auf die Protektion des Herzogs, welcher diesen Auftritt dem Könige melden sollte, um ihn meines reinen Gewissens und meiner allezeit rechtschaffenen Handlungen zu überzeugen.

Der Major erstaunte, sah den Leutnant an und glaubte wirklich, ich sei im Gehirne verrückt, weil ihm der Vortrag lächerlich und die Ausführung meines Anerbietens platterdings unmöglich schien. Ich beharrte aber ernsthaft auf meiner Bitte. Er ritt in die Stadt und kam nebst dem Kommandanten Herrn von Reichmann, mit dem Platzmajor Riding und dem andern Inspektionsmajor zu mir zurück, mit der Antwort:

Der Herzog ließe mir sagen, wenn ich dieses, was ich mich anheischig mache, zu bewerkstelligen im stande wäre, dann versichere er mich seiner ganzen Protektion, auch der Gnade des Königs, und sogleich wolle er mich von allen Fesseln befreien.

Nun forderte ich die Bestimmung der Stunden im vollen Ernste. Noch scherzte man und hielt alles unmöglich. — Endlich hieß es, ich sollte sagen, auf welche Art, ohne es auszuführen. Es wäre genug, wenn ich die Möglichkeit erwies. Im Weigerungsfalle würde sogleich mein ganzer Fußboden aufgebrochen werden und man würde Tag und Nacht Wache in mein Zimmer stellen. Der Gouverneur wolle sich nur von der Möglichkeit überzeugen, aber keinen wirklichen Ausbruch gestatten.

Nach langem Kapitulieren und den heiligsten Versicherungen warf ich ihnen auf einmal alle meine Fesseln vor die Füße; öffnete mein Loch, gab ihnen mein Gewehr und alle meine Instrumente, auch zwei Schlüssel zu Ausfallthüren in die unterirdischen Galerien. Ich hieß sie in die erste siebenunddreißig Schuh weit von meinem Kerker gehen, und mit dem Degen den Ausbruch sondieren, welcher in wenig Minuten geschehen könnte. Dann sagte ich ihnen jeden Schritt, den ich inwendig zur Thüre in jeder Wahl zu gehen hatte. Beide waren seit sechs Monaten unverschlossen, zu den andern gab ich ihnen die Schlüssel. — Und endlich entdeckte ich ihnen auch, daß ich an der Glacis bei Kloster Bergen auf jeden Wink Pferde bereit habe, deren Stall sie aber zu entdecken außer stande wären.

Sie gingen hinaus, sahen, kamen wieder herein, machten Fragen und Einwürfe, die ich so gut beantwortete als ein Ingenieur, der die Sternschanze gebaut hatte. Dann traten sie wieder hinaus, wünschten mir Glück, blieben etwa eine Stunde weg, kamen sodann wieder, sagten mir, der Herzog sei erstaunt über den erhaltenen Bericht, wünschten mir Glück und führten mich hinaus ohne Fesseln in das Zimmer des wachehabenden Offiziers.

Am Abend kam der Major zu uns, gab ein herrliches Souper und versicherte mir, nunmehr werde alles gut gehen. Der Herzog habe bereits nach Berlin geschrieben.

Am folgenden Tage wurde aber die Wache verstärkt, zwei Grenadiere traten in das Offizierzimmer der Schildwachen, die ganze Wache lud scharfe Patronen vor meinen Augen, und kurz gesagt, man machte Vorkehrungen, als ob ich eine Unternehmung wie zu Glatz machen wolle, sogar die Ziehbrücken wurden am hellen Tage aufgezogen.

Dann sah ich vor meinen Augen sogleich eine Menge Menschen an meinem Kerker arbeiten, viele Wägen mit Quadersteinen hinunterfahren. — Indessen aber waren die wachehabenden Offiziere freundlich und liebreich mit mir, die Tafel war gut, wir aßen zusammen, aber ein Unteroffizier und zwei Mann blieben beständig bei uns im Zimmer, folglich waren alle Unterredungen sehr behutsam. Dieses dauerte vier oder fünf Tage, bis endlich mein neuer Freund, auf den ich mich ganz verließ, zu mir auf die Wache kam. Er schien der alte zu sein; die Augenzeugen gestatteten uns wenig Unterredung. Indessen gewannen wir doch zuweilen Gelegenheit; er war erstaunt über meine unzeitig gemachte Entdeckung, sagte mir, der

Herzog wüßte gar nichts davon, und in der ganzen Garnison hieß es: man habe mich abermals bei dem Ausbrechen erhascht.

Hier ging mir schon das Licht auf, aber leider zu spät! Ich versicherte meinem Freunde, ich habe allein alles gethan, weil ich mich nunmehr auf sein Wort verließ. Er beteuerte mir dasselbe, versprach alles, und nunmehr war mein Mut unbegrenzt, meine Rache aber gegen so niederträchtiges Verfahren des Kommandanten im Herzen beschlossen.

Binnen acht Tagen war der neue Bau meines Gefängnisses fertig; der Platzmajor erschien nebst dem Major du jour und führten mich wieder zu meinem Kerker zurück. Hier wurde ich nur mit einem Fuße an die Mauerkette befestigt, die aber doppelt schwerer als die vorige war. Alle übrigen Fesseln wurden mir nicht mehr angelegt.

Der Fußboden war nunmehr mit großen Quadersteinen ausgepflastert und folglich das Gefängnis wirklich undurchdringlich gemacht. Mein Geld allein blieb gerettet, welches in den Thürgerüsten und der Ofenröhre versteckt war, ungefähr 30 Louisdor trug ich am Leibe, diese wurden gefunden und weggenommen.

Da man mich nun wieder anschmiedete, sagte ich dem Kommandanten in einem erbitterten Tone:

„Ist das die Folge des herzoglichen Ehrenwortes? habe ich solche Mißhandlung für meine Großmut verdient? ich weiß aber schon, daß man falsch rapportiert hat. Die Wahrheit wird aber dennoch offenbar werden und Schurken beschämen. Nunmehr erkläre ich Ihnen aber, daß sie den Trenck nicht mehr lange in Ihrer Gewalt haben werden, und baueten Sie mir einen Kerker von Stahl, so werden Sie mich nicht festhalten."

Man lachte über meine Drohungen. Reichmann aber sprach mir Mut zu, hieß mich hoffen und sagte, ich würde vielleicht bald auf gute Art meine Freiheit erhalten.

Ich pochte hauptsächlich auf die mir allein bekannte Hilfe von meinem wachehabenden neuen Freunde und war vielmehr verwegen und drohend als niedergeschlagen und kleinmütig, welches jedermann in Verwunderung setzte.

Ich muß aber auch hier dem Leser das Rätsel aufklären, warum man eigentlich so unerwartet mit mir verfuhr. Nach meiner erlangten Freiheit reiste ich selbst nach Braunschweig und erfuhr vom Herzog selbst, daß die damals über mich bestellten Herrn Majors demselben nicht die Wahrheit rapportiert,

sondern, um einen Verweis wegen nachlässigen Visitierens zu vermeiden, demselben gemeldet, sie haben mich bei der Arbeit ertappt und bei genauer Untersuchung gefunden, daß ich ohne ihre Wachsamkeit sicher entflohen wäre. Einige Zeit nachher habe der Herzog aber die Wahrheit erfahren, dem Könige den Vorfall gemeldet, und von dieser Zeit an habe der Monarch nur auf Gelegenheit gewartet, um mir die Freiheit wieder zu geben.

So geht es in unserer Welt leider mit den edelsten Handlungen! Sie werden selten im wahren Lichte dem vorgetragen, welcher über Verdienste entscheidet, und in diesem treuerzählten Falle war ich das wirkliche Opfer eines unzeitigen Ehrgeizes. Die, welche mich bewachten, schämten sich, daß sie so blind visitiert hatten, und um einen kleinen Verweis zu meiden, der doch keinem unter ihnen wesentlich geschadet hätte, wurde der redliche Trenck auf die Schlachtbank geführt. So ist es mir in meinem Weltlaufe in manchen Unternehmungen der edelsten Gattung ergangen, wo sogar Freunde meine Offenherzigkeit mißbrauchten und sich den Lohn meiner Arbeit zugeeignet haben.

Nun saß ich neuerdings in meinem Kerker; mein Herz empörte sich gegen den gefühllosen Monarchen, noch mehr aber gegen den grausamen Gouverneur. Und beide waren doch hintergangen, auch unschuldig an der Ursache meiner Klagen.

Ich hoffte nun Tag und Nacht auf den ersten Eintritt meines sichern Erretters. Wie erschrak ich aber, da an dem Tage seiner bestimmten Wache ein andrer Leutnant eintrat.

Noch schmeichelte ich mir, daß ungefähre Zufälle ihn nur für diesmal zurückgehalten hätten. Aber ich wartete wohl drei Wochen vergebens; er kam gar nicht wieder. Fragen durfte ich nicht; endlich erfuhr ich, daß er von den Grenadieren ausgetreten sei, folglich die Sternschanzwache nicht mehr zu versehen hätte. Ob ihn nun etwa sein Entschluß für mich gereut, ob er zu verzagt zur Ausführung war, ob die von mir ihm gegebenen 100 Dukaten ihn auf andre Gedanken gebracht und sein Glück befördert haben, dies alles ist mir unbekannt, und ich verlange es auch auf ewig nicht zu wissen. — Liest er jemals im Wohlstande dieses Buch und hat mich wirklich hintergangen, so lese er zugleich hiermit meine herzliche Verzeihung und schätze mich noch deswegen im Grabe, weil ich ihm nie geschadet habe. Ein andrer, den er so im Unglücke stecken gelassen hätte nach so teuren Versicherungen und wirklich empfangenem Handgelde, würde vielleicht rachsüchtig gewesen sein.

Ich bin noch allezeit der Meinung, nachdem er seine Schulden bezahlen konnte, habe ihn die Unternehmung gereut und er deshalb seine Sternschanzwache vertauscht, oder vielleicht hat er sich einem Kameraden vertraut, und dieser hat mit einem Stabsoffizier die Sache so vermittelt, daß er nicht mehr zu mir auf die Wache kommen konnte. Unglück genug für mich, er blieb wirklich aus und nunmehr hatte wirklich alle meine Hoffnung ein Ende.

Nun fing ich erst an, meinem grausamen Schicksale nachzusinnen und meine Thorheit, meinen unzeitigen Stolz bitter zu beweinen. Die Schwermut bemeisterte sich wirklich aller meiner Seelenkräfte. Nunmehr hatte ich mir selbst mein unübersteiglich Schicksal beizumessen. Ich konnte fast ein Halbjahr hindurch ungehindert und ohne alle Gefahr aus meinem Kerker entfliehen. Alle möglichen Vorfälle waren gehoben, und nichts stand mir entgegen. Meine eigene Schuld, mein blindes Vertrauen auf Menschengroßmut, auf Freundeshilfe, vereitelte aber meine Hoffnung und stürzte mich in einen Zustand, aus dem mich wirklich nichts mehr retten konnte.

Neun Jahre hindurch fand ich, trotz aller Vorkehrungen meinen Kerker undurchdringlich zu machen, noch allezeit Mittel in meiner Erfindungskraft; nun aber hatte ich selbst alle meine Aussicht in die Zukunft vereitelt und mich allein als die Ursache meines künftigen Leidens zu betrachten. Tausend Vorwürfe nagten nunmehr an meiner tief gebeugten Seele, und sicher hätte ich zu leben aufgehört, wenn mich nicht noch die Erwartung einer auswärtigen Hilfe aus Wien oder Berlin zurückhielt.

Die Stabsoffiziere merkten bald, daß ich meine ganze Heiterkeit und gewöhnte Standhaftigkeit zu verlieren anfing. Ich wurde tiefsinnig, mürrisch und schwermütig; arbeitete auch wenig mehr an meinen Büchern und schrieb nur Klaglieder oder verzweifelnde Traueroden.

Ehmals konnte mir niemand einen andern Trost geben als diesen: „Geduld, mein lieber Trenck, es kann doch wenigstens nicht ärger werden!"

Oder man machte mich hoffen, der König könne ja nicht ewig leben; trauriger Trost für einen Mann in meiner Lage. Wurde ich krank, so wünschte man mir Glück, weil mein Leiden bald ein Ende haben würde. Wurde ich wieder gesund zu aller Menschen Verwunderung, dann beklagte man mich, weil ich noch nicht gestorben sei und noch länger meine Foltern dulden müsse. — Welcher Mensch meiner Gattung auf Erden

war wohl jemals in solch ein Schicksal verwebt, als das meinige war? Mein immer beschäftigter Kopf, meine mechanischen Herkulesarbeiten, wobei ich die Glieder in Bewegung brachte, und meine Kunst, die Herzen meiner Wächter zu gewinnen, der Tyrannen Mut zu trotzen und der Gewalt mit List zu begegnen — meinen eigenen Kunstgriffen allein, sag' ich, habe ich zu danken, daß ich solch ein zehnjähriges Leiden rühmlich überstand, auch eben an dem Orte, wo niemand mehr wissen sollte, daß ich noch lebte, wirklich mehr lebte, mir mehr Freunde, Kenntnisse, auch Beifall erwarb als jemals, endlich aber als ein echter Held im Unglücke aus meinem unverdienten Gefängnisse in die Welt trat, die Verleumdung besiegte, den aufgebrachten bis zum Grabe unversöhnlichen Monarchen besänftigte, der endlich müde wurde mich zu martern, und gegenwärtig nach besiegten Schicksalsstürmen im Hafen der Weisen meine ganze Geschichte in trockner Wahrheit zu meiner Rechtfertigung öffentlich schreiben darf.

Der Friede war bereits seit neun Monaten geschlossen und noch erfolgte nichts für mich. Eben aber, da ich mich schon wirklich ohne Rettung verloren glaubte, brach den 24. Dezember mein Erlösungstag heran.

Es war eben zur Zeit der Wachparade der königliche Leutnant von der Garde Graf Schlieben als Kurier in Magdeburg eingeritten und brachte den Befehl, daß ich sogleich meines Arrestes sollte entlassen sein.

Die Freude auf dem Paradeplatze, auch in der ganzen Stadt, war allgemein, weil mich jedermann schätzte, bewunderte oder bedauerte.

Der Kommandant glaubte mich schwächer als ich bin, und wollte mir diese frohe Nachricht nicht auf einmal beibringen, um durch jähe Freude keine Wallung in meinem Blute zu verursachen. Wie wenig kannte er aber meine Gegenwart des Geistes in allen Vorfällen, die wirklich durch Gewohnheit des immer mit mir spielenden Glückswechsels bis zum höchst möglichsten Grade einer philosophischen Standhaftigkeit oder wohl gar bis zur Verachtung aller irdischen Vorfälle herangewachsen war. Nichts, kein möglicher Vorfall kann mich im ersten Anblicke erschüttern. Selbstruhm stinkt; aber noch war ich nie stolz im Glücke, nie kleinmütig im Unglücke, nie unentschlossen in großen Gefahren. Und hierzu fordere ich alle die als Zeugen auf, welche mich in allen Vorfällen gesehen oder persönlich auch im allgemeinen Rufe gekannt haben.

Nun rasselte auf einmal meine Thüre und ich sah zuerst

den Kommandanten, dann aber einen Schwarm Menschen hereintreten, die mich aber alle mit heitern und lachendem Gesichte anblickten. Ich war verwundert — bald aber sagte der erste:

Mein lieber Trenck! Diesmal hab' ich die Freude, Ihnen die erste gute Nachricht zu bringen. Der Herzog Ferdinand hat endlich bei dem Könige erwirkt, daß man Ihnen Ihre Fesseln abnehmen soll. — Gleich trat auch der Schmied herbei und fing seine Arbeit an.

Sie werden auch ein besseres Zimmer erhalten, fuhr er fort; hierauf fiel ich ihm in die Rede:

Ich bin also gewiß wirklich in Freiheit und Sie wollen mir die Freude nicht auf einmal beibringen? Sagen Sie mir trocken weg die Wahrheit! Ich weiß mich zu mäßigen.

Ja, war die Antwort, Sie sind frei! Gleich umarmte er mich zuerst, und alle andern folgten.

Nun fragte man gleich: Was wollen Sie für ein Kleid? In meiner Uniform erwiderte ich: Der Schneider war schon da und nahm das Maß. Morgen früh, sagte Herr von Reichmann, Meister, muß diese Uniform fertig sein! Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit wegen des heiligen Abends und Christfestes. — Gut, hieß es. Der Herr sitzt morgen nebst seinen Gesellen in diesem Loche, wenn das Kleid nicht fertig ist. — Gleich war es möglich und heiligst versprochen.

Sobald der Schmied fertig war, führte man mich auf die Wache in das Offizierszimmer. Hier wünschte mir jedermann von Herzen Glück und der Platzmajor ließ mich das gewöhnliche Jurament aller Staatsgefangenen schwören.

1. Daß ich mich an niemand rächen wolle.
2. Daß ich weder die sächsischen noch preußischen Grenzen betrete.
3. Noch von allem, was mir geschehen, schreiben oder sprechen und
4. Daß ich, so lange der König lebt, keinem Herrn weder im Militär noch Zivil dienen wolle.

Hierauf gab mir der Graf Schlieben einen Brief von dem kaiserlichen Minister in Berlin, dem General Riedt, ungefähr folgenden Inhalts:

„Daß es ihn herzlich freue, Gelegenheit gefunden zu haben, um bei dem Könige meine Freiheit zu erwirken. Nun solle ich aber alles willig und freudig thun, was der Graf Schlieben von mir fordern würde, welcher befehligt sei, mich bis nach Prag zu begleiten."

Schlieben sagte nun: „Lieber Trenck, ich habe Befehl, Sie heute nacht von hier im verdeckten Wagen über Dresden nach Prag zu führen und nicht zu gestatten, daß Sie auf der Reise mit jemand sprechen sollen. General Riedt hat mir dreihundert Dukaten eingehändigt, um alles zu bestreiten, ich will sogleich einen Wagen kaufen. Da aber heute nicht alles fertig sein kann, so ist mit dem Herrn Kommandanten die Abrede genommen, daß wir erst morgen nacht von hier abreisen werden."

Nachdem ich alles freudigst versprochen, blieb der Graf Schlieben bei mir, die andern gingen nach einer kurzen Unterredung in die Stadt und ich speiste zu Mittag nebst dem Major du jour und wachehabenden Offizier bei dem General Walrabe in seinem Arreste, wo dieser Greis erst im Jahre 1774 nach achtundzwanzigjährigem, aber sehr erträglichem Gefängnisse gestorben ist. Sein Schicksal hatte er aber verdient.

Indessen war ich frei, ging überall spazieren in den Werken, um Luft und Licht zu gewöhnen, suchte auch in meinem Kerker mein noch versteckes Geld zusammen, welches noch gegen siebzig Dukaten betrug.

Die ganze Wache wurde herrlich traktiert; jedem Manne gab ich einen Dukaten, meinen Schildwachen, die eben auf dem Posten standen da ich frei wurde, jedem drei Dukaten und der abgelösten Wache zehn Dukaten zum austeilen.

Dem eben wachehabenden Offizier schickte ich ein Geschenk aus Prag, und den Ueberrest meines Geldes behändigte ich dem Weibe meines ehrlichen Grenadiers Gefhardt. Dieser war gestorben und sie hatte während der Zeit, da er im Felde diente, einem jungen Burschen anvertraut, daß sie tausend Dukaten von mir empfangen hätte; dieser war mit dem von ihr erhaltenen Gelde unvorsichtig, wurde untersucht und verriet das Weib, welches deshalb zwei Jahre im Zuchthause zugebracht hatte.

Der Mann kam aber ungestraft davon, weil er nicht gegenwärtig war. Hätte er Kinder hinterlassen, so würde ich gewiß noch heute für sie sorgen.

Der Witwe des Mannes, welcher sich bei meinem Kerker im Jahre 1756 erhenkte, gab ich dreißig Dukaten, die mir Schlieben ausfolgen ließ.

Die ganze Nacht war unruhig und meine Wache fröhlich, bei der ich den größten Teil derselben zubrachte.

Am Morgen des Weihnachtsfestes hatte ich Besuche von allen Stabsoffizieren der Garnison. In der Stadt durfte ich

aber nicht erscheinen. Bis Mittag war ich mit Stiefel, Uniform und Degen ganz gekleidet und ich gefiel mir selbst im Spiegel. Mein Kopf war aber von Entwürfen, Freude und Glückwünschen so betäubt, daß ich mich wirklich auf die Vorfälle der ersten Tage gar nicht mehr zu besinnen weiß.

Was für Betrachtungen konnte ich nicht bei diesen Veränderungen anstellen! Ich war, ich blieb ja derselbe Mann, der ich im innern Werte noch vor vierundzwanzig Stunden im Kerker war. Und welch ein gewaltiger Unterschied im Betragen und in den Gesichtszügen aller derer, die mich vorher so streng bewachten! Nun war ich verehrt, geliebt, gesucht, geschmeichelt, und warum? weil ich nicht mehr die Fesseln trug, die ich doch nie verdient hatte.

Welt! was sind die Menschen in einem despotischen Staate? Was sind echte Verdienste, reine Tugend da, wo Machtsprüche über unsern Wert, über unser Schicksal entscheiden?

Nun rückte der Abend heran, Graf Schlieben erschien mit dem Wagen, der mit vier Postpferden bespannt war, und wir fuhren nach genommenem, wirklich zärtlichem Abschied zum Thore hinaus.

Wer hätte mich aber wohl jemals glauben machen können, daß ich bei der Abreise von Magdeburg noch Thränen vergießen würde, welches doch wirklich geschehen ist?

Es ist auch ein wunderbares Rätsel, daß ich zehn Jahre lang in Magdeburg lebte, ohne jemals diese Stadt gesehen zu haben, und dennoch ist es wahr.

Mit Reisekleinigkeiten will ich kein Blatt füllen. Mein Gefängnis hatte neun ganze Jahre, fünf Monate und etliche Tage gedauert. Wenn ich nun hierzu den Arrest in Glatz von siebzehn Monaten rechne, so habe ich in allen elf Jahren die beste Zeit im Kern meiner Jahre im unverdienten Kerker elend zugebracht, die mir kein Monarch auf Erden wiedergeben, noch vergüten kann. Dabei ist mein Leib geschwächt worden, so daß ich im gegenwärtigen Alter die Folgen meiner überstandenen Martern erst zu empfinden anfange, wenn das Bett mein Kerker wird.

Jeder Leser wird nunmehr glauben, daß mit dieser Epoche auch meine Drangsale ein Ende haben. Ich versichre aber auf Ehre, daß ich noch lieber auf zehn Jahre nach Magdeburg in mein Gefängnis zurückkehren, als alles das noch einmal ertragen wollte, was mir nach meiner erlangten Freiheit in Oesterreich, besonders in den letzten sechs Jahren widerfahren ist, wo die Krügel und Zetto meine Referenten und Kuratoren waren.

Vielleicht komme ich noch in Lage und Umstände, wo ich noch einen dritten Teil meiner Lebensgeschichte nachtragen und alles das treu, ohne Gefahr noch Rücksicht erzählen darf, was ich seit dieser Freiheit binnen zweiundzwanzig Jahren, besonders in diesen sechs letzten in Wien erlitten, ertragen und abgeschüttelt habe.

In diesen Blättern melde ich hiervon nur das, was ich zweideutig zu berühren wagen darf. Siege habe ich zwar bereits über alle meine Feinde erfochten, aber alle Hoffnung ist verloren, daß ich diesseits des Grabes meine verdiente Lorbeerkrone da erhalten werde, wo für den mit gerechtem Stolz Bittenden kein Lohn zu erwarten ist und meine Ansprüche an Recht und Genugthuung schon verjährt sind. Unglaublich, unwahrscheinlich sind freilich alle Begebenheiten, die ich noch in diesen Blättern summarisch vortragen will. Ich habe aber für jede Frage den legalen, auch gerichtlich zu behauptenden Beweis in Händen, und in meiner Vorrede des ersten Teiles schrieb ich wohlbedächtig:

„Trage ich Unwahrheiten in diesem Buche vor, so haue mir der Büttel die Faust vom Rumpfe, mit welcher ich geschrieben habe, und die Nachwelt heiße mich noch im Grabe einen Schurken."

Mit dieser vorläufigen Erinnerung schreite ich nun zur Fortsetzung meiner Geschichte.

Den 2. Januar kam ich nebst dem Grafen Schlieben glücklich in Prag an. Dieser übergab mich noch an eben dem Tage dem damaligen Gouverneur daselbst, welches der Herzog von Zweibrücken war.

Er empfing mich liebreich und gnädig; wir speisten zwei Tage nacheinander bei ihm, und ganz Prag war vorwitzig, mich als einen Mann zu kennen, der stark genug war, um so viel Ungemach zehn Jahre hindurch zu überstehen. Ich empfing daselbst dreitausend Gulden von meinem Gelde, schickte dem General Riedt die dreihundert Dukaten zurück, die er dem Grafen Schlieben zu meiner Equipierung und eilfertigen Reise gegeben hatte und die er in seinem Briefe von mir begehrte, obgleich er bereits zehntausend Gulden von mir bar empfangen hatte, zahlte dem Schlieben die Rückreise nebst einem Geschenk und schaffte mir einige Notdurft an. Nachdem ich etliche Tage in Prag gerastet hatte, brachte eine Stafette von Wien, die ich NB. mit vierzig Gulden aus meinem Beutel bezahlen mußte, den Befehl an das Gouvernement, daß ich sogleich unter guter Bedeckung von Prag nach Wien als Arrestant sollte ge-

bracht werden. Mein Degen wurde mir wieder abgefordert, der Hauptmann Graf Wela nebst zwei kommandierten Unteroffizieren setzten sich mit mir in einen Wagen, den ich kaufen mußte, und führten mich gefangen nach Wien.

Ich nahm noch tausend Gulden in Prag auf, um diese Kosten zu bestreiten und mußte sogar in Wien dem Hauptmann fünfzig Dukaten für seine Rückreise bezahlen.

Niemand kann sich vorstellen, was mein Herz bei dieser Begegnungsart empfand. Ich sollte im Triumph als ein seinem Lohne entgegeneilender redlicher Patriot nach Wien reisen, der das Schlachtopfer seiner Treue war, und wurde wie ein Missethäter behandelt.

Man brachte mich in die Kaserne als Arrestant. Daselbst wurde ich in das Zimmer des Leutnant v. Blonket geführt, welcher Befehl hatte, mich an niemand schreiben, auch mit niemand sprechen zu lassen als mit dem, welcher von Herrn Hofrat Kempf oder Hüttner ein Erlaubnisbillet aufweisen könnte.

Welches leicht zu entwickelnde Rätsel! Denn beide waren während meiner Gefangenschaft die Administratoren meines Vermögens gewesen.

In diesem Zustande lebte ich sechs Wochen. Endlich sprach der damalige Regimentskommandant v. Poniatowsky, der gegenwärtige Feldmarschall-Leutnant Graf D'Alton mit mir. Ich überzeugte ihn von meinem gegründeten Argwohne, warum ich eigentlich in Wien Arrestant war. Diesem rechtschaffenen Mann allein habe ich zu danken, daß der gottlose Entwurf meiner Feinde, mich auf ewig als einen im Gehirn verrückten Menschen in der Festung Graz einzusperren, fehlschlug. Ich habe in Freiheit kein Recht gegen diese bösen Menschen erhalten können. Hätten diese mich nur einmal von Wien weggebracht, so war ich sicher verloren und mußte im Narrenhause verschmachten.

Der Monarchin hatte man glauben gemacht, ich sei halb rasend und tobe und wüte beständig mit den entsetzlichsten Drohungen gegen den König von Preußen. Da nun eben die römische Königswahl vor sich gehen sollte, so wäre sicher zu befürchten, daß ich in meiner Tollkühnheit und Rachsucht etwa den preußischen Gesandten einen Affront mache, welches Folgen nach sich ziehen könne. Uebrigens habe ja auch der General Riedt in Berlin dem König versprechen müssen, daß ich mich in Wien gar nicht solle sehen lassen, und daß man mich in guter Aufsicht und Verwahrung halten sollte. — Die großdenkende Maria Theresia fühlte Mitleiden, fragte ob mir nicht

zu helfen sei. Die Antwort war, man habe mir bereits verschiedenemal zur Ader gelassen, ich bliebe allezeit ein höchst gefährlicher Mensch.

Ueberdem sei ich ein Verschwender, weil ich binnen sechs Tagen in Prag viertausend Gulden aufgenommen und durchgebracht hätte. Man müsse mir demnach Kuratore anordnen und mich vor Ausschweifungen sicher verwahren.

So spricht der Schurke vor dem umnebelten Throne, wenn er rechtschaffene Männer von demselben entfernen und für sich selbst im trüben fischen will.

Nun sprach der damalige Obriste D'Alton von mir und meinem Schicksale bei Hofe mit der Oberhofmeisterin Gräfin Paar, welche eine ehrwürdige und edeldenkende Frau war.

Inzwischen tritt des verstorbenen Kaisers Majestät zur Gräfin in das Zimmer. Man spricht von mir. Der Monarch fragt, ob ich denn ganz verwirrt sei und gar keine gute Intervalla habe? D'Alton sagt: Euer Majestät, er ist jetzt sieben Wochen in meiner Kaserne und allezeit der vernünftigste, gelassenste Mann gewesen, den ich in meinem Leben gekannt habe. Es müssen große Intrigen hinter dem Geheimnisse verborgen liegen, da man ihn als einen Narren behandelt, auch bei Hofe schildert, ich bin Bürge dafür, daß er es nicht ist.

Am folgenden Tage schickte der Kaiser den Grafen von Thurn, Oberhofmeister des Erzherzogs Leopold, zu mir, um mit mir zu sprechen. Hier fand ich nun gleich meinen Mann, einen rechtschaffenen, aufgeklärten Weltweisen und redlichen Deutschen. Diesem erzählte ich nun, wie ich während meines Gefängnisses zweimal zu Wien sei verraten und verkauft worden. Ich erwies ihm deutlich, daß meine Administratore mir auch noch den gegenwärtigen tödlichen Streich versetzen und mich als einen Narren einsperren wollen, damit sie mich lebenslang unter ihrer Kuratel halten können. Wir sprachen wohl zwei Stunden und sehr viel, weit mehr als mir die Klugheit in diesen Blättern zu sagen gestattet. Sein Herz, sein ganzes Vertrauen war für mich gewonnen, und bis zum Grabe ist er mein Freund geblieben. Er ging fort, versprach mir allen Schutz, kam am folgenden Tage wieder und führte mich zur Audienz zu Seiner Majestät dem Kaiser.

Hier sprach ich nun von der Leber. Die Audienz dauerte über eine Stunde, endlich wurde der Monarch so gerührt, daß er vom Stuhle aufstand und eiligst in das Nebenzimmer gehen wollte. Hier wurde ich gewahr, daß ihm die Thränen aus den Augen fielen. Gleich geriet ich in einen wahren Enthusias-

mus der Freude, umfing seine Füße und wünschte einen Rubens oder Apelles, welcher diese Szene zum ewigen Nachruhme des fühlenden Monarchen und eines bis in das Innerste seiner Seele gerührten, ehrlichen Mannes vor dem Throne eines gefühlvollen Fürsten in wahrer Gestalt schildern könnte. Meine Feder ist zu schwach, um Ausdrücke zu finden, die mein dankbares Herz gerne mit allem Feuer hervorbringen möchte, um den Kaiser Franz in seiner damaligen Gestalt der Nachwelt verehrungswürdig zu machen. Ich wurde stumm, mein Auge, meine Thränen sprachen. Der Kaiser riß sich von mir los und ich schlich mit erschüttertem Gefühl und mit einer Art von Wollust zur Thüre hinaus, welche nur der Menschenkenner und wahrhaft ehrliche Mann zu empfinden vermag.

Niemals bleibe die Seele eines guten Fürsten unbelohnt. Franz war in meinen Augen durch diesen Auftritt allezeit größer als Cäsar und Friedrich, ob ihn gleich die Welt unter die schwachen Fürsten rechnet. Ich bin Bürge dafür, daß er groß dachte, und hätte ihn mir der Tod nicht zu eben der Zeit entrissen, da er mich wirklich seiner Gnade und Achtung würdig fand, so würde ich meine in Ungarn verlorenen Güter längst zurückerhalten haben.

Ich fuhr im Taumel der Freude in meine Kaserne. Am folgenden Tage erschien aber schon der Befehl, daß ich meines Arrestes entlassen sei. Ich ging nebst dem Grafen D'Alton zur Gräfin Paar, die mich zu sehen verlangte, und durch ihre Vermittlung erhielt ich die erste Audienz bei meiner Monarchin im Kabinette.

Unbeschreiblich ist die liebreiche Art, mit welcher mich dieselbe empfing. Wie wurde ich bedauert, wie gnädig meine Standhaftigkeit und Treue gepriesen! Ich konnte gar nicht zum Vortrage kommen. Ihre Huld kam mir zuvor und ließ mir keine Zeit, meine gerechten Klagen vorzubringen.

Sie sagte, sie wisse alles, was mir in Wien für gottlose Streiche gespielt wären, sie fordere aber von mir, ich sollte gar nichts vom Vergangenen sprechen, meinen Feinden verzeihen, alle neuen Verdrießlichkeiten fliehen und meine Rechnungsführer trockenweg absolvieren. Ich wollte sprechen. Ich bitte Ihn, hieß es, klage Er mir über nichts, ich weiß alles, thue Er nur, was ich von Ihm fordere. Ich werde Ihm gewiß alles ersetzen, Er braucht, Er verdient Ruhe.

Was war zu thun? In das Narrenhaus gehen, oder unterschreiben was man fordert? Gleich erhielt ich Befehl, mit dem Herrn von Pistrich zum Hofrat von Ziegler zu gehen.

Es geschah; ich wurde auf den andern Tag bestellt und mußte in beider Gegenwart folgendes unterschreiben:

1. Daß ich das Trenckſche Testament gültig erkennen;
2. daß ich auf die slavonischen Güter renoncieren und mich allein der Monarchin Gnade überlassen;
3. daß ich meine Kuratore und Rechnungsführer solennissime absolvieren;
4. und mich nicht in Wien aufhalten wolle.

Ist es wohl möglich, mehr von einem Manne zu fordern, der Lohn verdient hätte; heißt dieses nicht Gewalt, wenn man unterschreiben oder in das Gefängnis kriechen muß?

Wahr, wirklich wahrhaft hat man auf solche Art mit mir verfahren, wahr bleibt es ewig, daß die beste Monarchin an mir groß und edel zu handeln verhindert wurde, wahr ist es auch, daß man mich allein deshalb keiner Achtung würdig glaubte und willkürlich mißhandeln ließ, weil ich keine Messe hören wollte und meine Güterbesitzer unter dem Schutze der Jesuiten sicher waren.

Ich sage hier nicht, was ich damals in meinem empörten Herzen beschloß. Meine Eigenliebe versicherte mir aber, daß ich in allen Ländern Europas mit meinem arbeitsamen Kopfe, mit meinen erlernten Wissenschaften, durch Tugend und treue Erzählung meines Schicksals Brot und Ehre erwerben konnte. Ich hatte damals keine Kinder, folglich war mir aller Verlust, auch das Ueberbleibsel meines Vermögens gleichgültig.

Mit Recht mißvergnügt, entschloß ich demnach schon damals Oesterreich auf ewig zu fliehen. Schmutzige Wege zum Throne konnte mein auf Recht gegründeter Stolz sich nicht zu suchen entschließen. Ich fehlte also allezeit in der Art dieses Recht zu sollizitieren und eben hieraus allein erwuchs mein Verlust, auch mein Unglück, weil ich meinen Feinden nicht mit gleichen Waffen begegnen wollte, diese hingegen mir dieselbe allezeit arglistig aus den Händen zu winden wußten und mich als einen unzufriedenen, unruhigen Kopf bei Hofe, wie in den Gerichtsstellen schilderten, wo für aufgeklärte redliche Männer meiner Gattung ewig nichts zu hoffen ist.

Der Schmerz über mein Wiener Schicksal nagte aber dennoch heimlich meine gefühlvolle Seele. Ich hatte so viel in der Welt für die Ehre gethan, auch gelitten. Nun aber, da ganz Deutschland aufmerksam war, was ich für Lohn von meiner Monarchin erhalten würde, saß ich in Wien im Arrest, und wurde wie ein Wahnsinniger der Kuratel solcher Leute überlassen, die mich geplündert hätten.

Schon war ich im Begriffe andre Grenzen zu suchen, als ich in eine tötliche Krankheit verfiel, welche mich beinahe zum Grabe gerissen hätte. Die Monarchin erfuhr meinen Zustand, empfand Mitleiden und schickte mir ihre Hofärzte, auch sogar einen barmherzigen Bruder als Krankenwärter, die ich aber alle am Ende aus meinem eigenen Beutel bar habe bezahlen müssen. Mein selbst gewählter Doktor hätte mich gewiß wohlfeiler hergestellt.

Dies hieß Gnade und Distinktion.

Dann erhielt ich, ohne es zu begehren, vom Hofkriegsrate das Dekret als Oberstwachtmeister, wofür ich aber die Taxen bezahlen mußte. Von der Wirklichkeit blieb ich ausgeschlossen und an dem Titel war mir wenig gelegen, der mir bereits um zehn Jahre früher in andern Diensten angetragen worden.

Merkwürdig ist aber dieses in meinem Majorspatente, da in demselben folgender Ausdruck steht:

Ihre Majestät hätten in betreff meiner ungeachtet des langwierigen Gefängnisses bezeugten rühmlichst auch unverfälschten Treue und Diensteifers, dann in Erwägung meiner besonderen Talente und guten Eigenschaften, mir den Charakter eines kaiserlichen Majors zu erteilen gnädigst geruht.

Sollte man bei solchen Ausdrücken nicht für mich den Generalscharakter oder die Rückgabe meiner slavonischen Güter erwarten?

Und was folgte? — Der Titel eines invaliden Majors, nachdem ich bereits vor fünfzehn Jahren als Rittmeister gedient hatte.

Meine Schuld war es auch gewiß nicht, daß ich in Danzig von dem kaiserlichen Residenten Abramson, in Berlin von dem kaiserlichen Gesandtschaftssekretär Weingarten und in Wien zweimal von solchen Menschen verraten und verkauft, auch unglücklich gemacht wurde, denen daran gelegen war, mich arm, auch dem Staate unthätig zu machen. Dieses Patent war also keine Gnade für einen Trenck, besonders da ich nunmehr seit dreiundzwanzig Jahren noch kein anderes erhalten habe und noch immer der Herr Major geheißen werde.

Ueberhaupt war dieses damals auch keine Belohnung für mich, zu einer Zeit, wo viele junge Offiziere das Majorpatent um etliche tausend Gulden kaufen konnten. Hätte man vielmehr meine Rechnungsführer gezwungen, mir nur dreißigtausend Gulden von dem mir entrissenen Gelde zurückzugeben, so würde ich davon den Oberstentitel haben kaufen können und unsre großen Generäle wären jetzt meine Kameraden. Ich aber

hätte von meiner Generalsgage rechtschaffene Kinder für den Staat erzogen, wäre von den Krügeln und Zetto und F—l—m und D—r nicht so barbarisch schikaniert worden und würde noch heute nicht unter die Invaliden der Monarchie gerechnet werden, die doch viel Invaliden meiner Gattung bedarf. Der Eigennutz meiner Feinde forderte aber, daß ich unthätig bleiben sollte, und dies war genug mich zu entfernen.

Merkwürdig bleibt aber doch sicher dieses, daß ich nunmehr seit sechsunddreißig Jahren, da ich in kaiserlichen Diensten lebe, noch keinen wirklich großen oder ehrlichen Mann, keinen General oder Befehlshaber, keinen Minister noch Präsidenten zum Feinde hatte, außer den Grafen Grassalkowiz, der mir mein Vermögen nahm, ohne mein Feind zu sein. Keiner hat noch jemals im ganzen Staate meinen Lebenswandel getadelt, kein im inneren Werte großer, kein rechtschaffener Mann hat anders als mit Achtung und Mitleiden von mir gesprochen.

Wer waren also und wer sind noch meine Verfolger? Hauptsächlich die Jesuiten und Mönchsfreunde. Dann aber etwa ein eigennütziger Advokat, der gerne mein Kurator sein wollte, oder ein Rechnungsführer, der Protektion suchte, um nicht gehängt zu werden. Oder solche Justizreferenten, die in der Folge des Landes verwiesen wurden oder als reich gestohlene Schurken starben, oder die noch gegenwärtig im Zuchthause als rechtmäßig bestrafte Uebelthäter arbeiten, oder solche Leute, die noch alle eben das Schicksal zu erwarten haben, weil Joseph gerecht ist und erst in das innere Heiligtum seiner verdeckten Bösewichter hell zu sehen anfängt, welche bisher der Tugend und dem echten Patriotismus den Zutritt zum Throne zu verriegeln wußten, oder den ehrlichen Mann durch ihre untereinander verwebte Gewalt abzuschrecken, oder wohl gar zurückzustoßen vermögend wären. Nur schade, daß der Schleier, welcher ihre Bubenstücke verbarg, für mich zu spät aufgedeckt wird, weil ihn die Sonne der Wahrheit beleuchtet und wegbrennt, da ich bereits wirklich invalide zu werden anfange und nichts mehr unternehmen will.

Gott segne ihnen das, was sie mir und meinen Kindern entrissen haben, und gebe ihnen langes Leben mit dem Besen in der Hand, damit die andern noch in den Gerichtsstellen verehrten Kollegen gleicher Art sich an ihrem Beispiele schrecken und künftig die rechtschaffensten Männer und wärmsten Patrioten nicht aus Oesterreichs Grenzen treiben, oder das Recht der Witwen und Waisen und Hilfsbedürftigen nicht nach Willkür mißhandeln oder dem redlichen aber kurzsichtigen und

Bequemlichkeit liebenden Präsidenten nicht die Nase drehen können.

Gott gebe, sage ich, daß nach mir keiner in solche Hände gerät! Gott gebe, daß unser bester Monarch auch endlich mit Verwunderung frage — warum? oder wodurch denn eben im Reichshofrate der Graf Graveniz, im Hofkriegsrat Herr Hofrat von Krügel zu Krügelstein und im Justizkollegium militari mixto Herr von Zetto und — des Trencks Referenten wurden und ihm den Herrn von Fillenbaum zum Kurator aufgestellt haben.

Solche Gattung von Menschen allein haben mich in Wien verfolgt, arm gemacht, auch von allen Geschäften zu verdrängen gewußt. Kein ehrlicher Mann war noch je mein Feind. Dergleichen Insekten haben nun überall ihre Freunde in den höhern Gerichtsstellen, und bei Hof etwa eine Kammerfrau, oder ein Ofenheizer, oder Hofbereiter, welcher bei gelegener Zeit sagt, der Trenck ist mit nichts zufrieden, er klagt über alles, er ist ein unruhiger Kopf, er spricht schlecht von den Gerichtsstellen und ist noch dazu gut preußisch gesinnt. Denn noch gestern hat er widersprochen, daß wir jetzt die ganze preußische Macht mit unsern Ulanen allein zernichten können.

Solche niedrige Gattung von Menschen, sage ich, haben mich müde gemacht und verursacht, daß man schon längst in vielen Ländern Europas mit Verwunderung fragte: Warum ist denn der Trenck nur Oberstwachtmeister in Oesterreich? Warum wird er gar nicht gebraucht?

Genug hiervon an diesem Orte! Man wird von diesem Stoffe noch mehr lesen.

Ich wurde gesund, suchte Audienz, fand sie aber nicht mehr.

Ich präsentierte mich bei dem Fürsten Kauniz, — dieser Herr, der mich nie gekannt hat, betrachtete mich von seiner Höhe als ein kriechendes Insekt unter dem Schwarm andrer Insekten. Ich hob meinen Kopf empor, sah nicht rückwärts und ging zur Thür mit Stolz hinaus. Bei dem Thor unten hielt jemand die Hand auf und gratulierte mir zur Audienz.

Ich ging zum Feldmarschall, dieser redete mich mit den merkwürdigen Worten an: Mein lieber Trenck, wenn Sie nicht kaufen können, so wird es unmöglich sein, Sie jetzt in der Wirklichkeit bei der Armee anzustellen. Sie sind auch zu alt, um unser schweres Exerzitium noch zu lernen.

Wohl bemerkt, ich war damals siebenunddreißig Jahre alt.

Meine Antwort war kurz diese: Euer Exzellenz irren sich

in meiner Person, ich bin nicht hergekommen, um angestellt zu sein, denn als Major bin ich nicht willens zu dienen, zum kaufen aber haben mir meine Kurators das Geld genommen, und wenn ich auch Millionen hätte, so wollte ich ewig keine Titel kaufen. Auch hier ging ich mit Achselzucken zur Thüre hinaus.

Nun wandte ich mich an die Monarchin mit einem Memorial.

Diese ließ mir zwar, während meiner schweren Krankheit, meine Rittmeistergage für die zehn Jahre meiner Gefangenschaft als eine besondere Gnade bezahlen, welche gegen achttausend Gulden betrug. Sie bestätigte auch mir diese Gage als eine ewige Pension.

Ich werde aber in der Folge erweisen, daß ich nunmehr seit dreiundzwanzig Jahren nicht einen Groschen von dieser Pension genossen habe. Kuratels, Schikanen, erzwungene Reisen nach Wien und Gerichtskosten, Agenten und Advokaten haben mir alles entrissen. Und von den achttausend Gulden verlor ich gleich gegen dreitausend Gulden, die mir während meiner Krankheit gestohlen wurden. Die Krankheit selbst fraß viel weg, weil die mir geschickten Hofärzte dreifach bezahlt werden mußten, und das übrige erforderte meine Equipierung und durchaus neue Einrichtung. Dabei hatte ich noch über achttausend Gulden zu bezahlen, die mir Freunde im Magdeburger Unglücke vorgeschossen hatten, wovon General Riedt in Berlin viertausend Gulden empfing.

Meiner Schwester Kinder, die meinetwegen unglücklich geworden, habe ich nicht verlassen und bis dato nicht einmal das zurückzahlen können, was mir ihre Mutter bar im Unglücke zugesteckt hatte.

Und dennoch hießen mich Schurken in Wien einen Verschwender, einen Mann, der mit nichts zufrieden ist.

Ob mir übrigens meine Rittmeistergage nicht mit vollem Recht gebührte, mag die Welt urteilen, sobald sie in diesem Buche gelesen hat, daß ich mit kaiserlicher und hofkriegsrätlicher Erlaubnis nach Danzig gereist war. Daß aber die Danziger so wenig Achtung für die kaiserliche Uniform bezeigten, daß mich der kaiserliche Resident daselbst verriet und ausplünderte, dieses war ja nie meine Schuld; ich war also in allen Fällen nicht weniger als ein andrer kriegsgefangener Offizier. Und fragt man um die geleisteten Dienste, so werden wenige auftreten, welche mehr gethan haben als ich, sogar im Kerker. Denn hätten mich die Wienerschufte nicht

verraten, so wäre der Trenck Meister von Magdeburg geworden.

Uebrigens betrug auch diese zehnjährige Gage bei weitem nicht so viel, als ich allein den kaiserlichen Ministern für die Beförderung meiner Freiheit bar bezahlt hatte. Und dennoch hieß es bisher überall, Ihre Majestät die Kaiserin hätten mich aus Magdeburg gerettet. Nein, positiv nein. Denn der Friede war schon seit neun Monaten, ohne an mich im Ernste zu denken, geschlossen und bei der laulichten Erinnerung meiner Person hatte der König bereits zweimal meine Freiheit abgeschlagen.

Die wahre Geschichte ist eigentlich diese:

So hat sie mir Ihre königliche Hoheit der Prinz Heinrich, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, auch hauptsächlich der Staatsminister Graf von Herzberg mündlich erzählt, auch versichert, nämlich:

General Riedt hatte bereits seit sechs Monaten zehntausend Gulden von mir in der Tasche und dachte vielleicht nicht mehr an mich. An einem Galatage aber, den 21. Dezember, war der König in besonders fröhlicher Gemütsverfassung. Ihre Majestät die Königin, die Prinzessin Amalie und der jetzt wirklich regierende Monarch redeten den kaiserlichen Minister an, jetzt sei es Zeit, für den Trenck zu sprechen. Sogleich suchte er Gelegenheit, fand sie und der König sagte ja. Dieses Ja verursachte wirklich in der ganzen Gesellschaft eine so allgemeine Freude, die dem Monarchen selbst mißfiel. Das übrige, welches am meisten hiezu beigetragen hat, mag der bescheidene Leser aus meiner Geschichte erraten, oder sich wichtige Verbindungen vorstellen.

Ich habe zwar viel gesagt, die Bescheidenheit heißt mich aber das Wesentliche schweigen. Denn ob man in Wien mich jemals im Ernste zurückhaben wollte, dies beweist die Prozedur mit mir nach meiner Rückkunft nur gar zu sichtbar. Meine eigenen Kunstgriffe, meine Berlinerfreunde und mein bar Geld allein haben mich aus Magdeburg befreit, und vielleicht hat der König selbst die großen Personen gereizt, um den General Riedt an seine Pflicht zu erinnern und ihm Gelegenheit zu geben, auch endlich an mir edel und gerecht zu handeln. Punktum über diesen Gegenstand, der nicht ewig Rätsel bleiben wird.

Uebrigens muß ich hier noch wenige Worte von mir selbst sagen, daß ich nämlich in den ersten Wochen nach erlangter Freiheit mir wirklich selten gegenwärtig und meistens in tief-

sinnigsten Gedanken zerstreut war. Ich hatte mich im Arrest an das Denken so gewöhnt, daß sinnliche Gegenstände mir nur als Träume erschienen. Oefters blieb ich auf der Straße stehen, besah mich, zweifelte an meinem Dasein und biß mich in den Finger, um mich zu überzeugen, daß ich lebe und wache.

Niemand hat wohl je das Hofgetümmel an Galatagen so lächerlich gefunden als ich. Tausend Menschen warteten in allerhand buntfarbigen Kleidern und Gestalten auf etwas, welches sie sehen wollten, — die Thüre öffnete sich — eine alte ehrwürdige Matrone trat heraus, sie lächelte — alles lächelte allerunthänigst mit. Sie sprach etliche Worte, vielleicht vom Wind und Wetter, mit einem Manne, der ein rotes Käppel und rote Strümpfe trug — bald wieder mit einem Aesop, der ganz unbedeutend schien; alles drängt sich hervor, um eben die Ehre zu genießen, — die Matrone ging in ihr Zimmer zurück, dann war auf einmal ein Gemurmel und Geschrei, wie in einer Synagoge. Und das hieß man Appartement, wo die gelehrten Männer und die besten Patrioten keinen Zutritt haben, weil sie keinen Schlüssel an der Hüfte tragen dürfen.

Wie himmelweit war ich durch reifes Denken über alle diese Vorurteile erhoben, und wie wenig Ursache findet der, der die Großen der Erde zu bewundern, der die wahre Größe der Seele zu suchen, zu schützen, auch zu finden gelernt hat, und Träume von Wirklichkeit zu unterscheiden weiß. Hier bemerkte ich, daß ich ein Weltweiser geworden war, der nicht nach Hofe taugt, nur eben deshalb entfernte ich mich bisher von demselben, so gut als möglich.

Ich ging in Wien nach meiner Krankheit auf dem Walle spazieren. Die Frühlingsluft, der heitere Himmel erfüllten meine Seele mit Empfindung der edlen Freiheit, eine gewisse Art der Freude, die ich niemand schildern kann. Die Lerche trillerte ihr Morgenlied und mein Herz pochte schnell mit jedem Pulsschlage. Das wallende Blut rollte schnell in meinen Adern, kurz gesagt, in diesem Augenblicke empfand ich, daß ich ein Mensch war. Nun begegne mir, was immer noch geschehen kann, dachte ich bei mir selbst, wenn nur meine Füße, mein Wille, mein Herz nicht gefesselt sind und wenn ich die Sonne als ein freier Mensch sehen, oder so wie diese Lerche sich willkürlich von der Erde entfernen kann, wo unsrer Freiheit Netze gestellt werden. Hier dankte ich Gott mit gerührter Seele, entschloß von Wien zu fliehen und mir einen Winkel zu suchen, wo die Tugend keine Fürstenmacht, noch Verleumder und Machtsprüche zu fürchten hat.

Kam ich in große Gesellschaft, so betäubte mich alles Geschwätz und die vielen Lichter wirkten so lebhaft auf meine Augennerven, daß ich mit Kopfschmerzen und Ekel schwermütig nach Hause ging.

Nun ereignete sich die Gelegenheit zufällig, daß ich meinen Zweck erreichen konnte.

Der Feldmarschall Laudon reiste nach Aachen, um daselbst die Bäder zu brauchen. Diesen Mann hatte ich allzeit verehrt, auch persönlich geliebt, da er noch Pandurenhauptmann von meines Vetters Regimente war. Er nahm aber Abschied von der Oberstthofmeisterin Gräfin Paar. Ich kam dazu; gleich darauf trat die Monarchin in das Zimmer, man sprach von Laudons Reise und sie sagte mir: Trenck, Ihnen wäre das Bad in Aachen auch notwendig, um ihre Gesundheit herzustellen. Gleich war ich bereit, folgte ihm in ein paar Tagen nach und begleitete ihn sodann bis dahin, wo wir gegen drei Monate blieben.

Wir waren daselbst beide seltsame Geschöpfe. Ihn wollte jedermann wegen seines großen Kriegsglückes, mich aber wegen meines überstandenen großen Unglücks kennen lernen. Die Gesellschaft dieses ehrwürdigen Mannes war eine Erquickung für meine mißvergnügte Seele. Er kannte Wien so gut als ich aus geprüfter Erfahrung und hat durch Großmut und Standhaftigkeit seine Feinde besiegt, sein Schicksal aber seinem eigenen Betragen zu danken.

Die Lebensart in Aachen und Spaa gefiel mir, wo Menschen aus allen Ländern auftraten und auch regierende Fürsten, um nicht allein zu bleiben, mit Menschen von allerhand Ständen und Gattung Umgang suchen müssen. Ich fand daselbst in einem Tage mehr Freunde, mehr Achtung, mehr Vergnügen, als ich in meinem ganzen Leben in Wien gefunden habe.

Kaum war ich vier Wochen daselbst, so ließ mir die Oberstthofmeisterin Gräfin Paar, welche bis zu ihrem Grabe meine Freundin und Beschützerin war, schreiben, daß Ihre Majestät die Kaiserin für mich gesorgt hätten und mich glücklich machen würden, sobald ich nach Wien zurückkäme. Ich forschte durch Kundschafter, worin dieses Glück bestehen solle, konnte aber nichts entdecken. Hoffe also alles von meiner Monarchin, die mein Schicksal kannte; indessen starb der Kaiser Franz in Innsbruck. Dieser beschleunigte die Rückreise des General Laudon und ich folgte ihm auf dem Fuße nach Wien.

Gleich ging ich zur Gräfin Paar und durch sie erhielt ich in wenigen Tagen eine Audienz.

Die Monarchin sah mich mit gnädigen Blicken an und redete zu mir mit folgenden Worten: Trenck! Ich will Ihm zeigen, daß ich Wort halte. Ich habe für Sein Glück gesorgt, ich will Ihm eine reiche, sehr vernünftige Frau geben.

Gnädigste Souveränin! war meine Antwort, ich kann mich nie entschließen zu heiraten — und wenn es ja geschehen sollte, so habe ich bereits in Aachen gewählt. — Wie? hat Er schon eine Frau? — Nein, Euer Majestät, noch nicht. — Ist Er versprochen? — Ja, Euer Majestät. — Das hat nichts zu bedeuten, ich will alles ausmachen, und habe ihm die reiche Wittwe des Herrn von N. N. bestimmt, die mit meiner Wahl zufrieden ist. Ein gescheites Weib, und sie hat fünfzigtausend Gulden Einkünfte. Er braucht eben eine solche Frau, um ruhig zu leben. — Ich erschrak; der liebenswürdige Gegenstand war eine dreiundsechzigjährige alte Betschwester, ein Weib, die ich genau kannte, die vom höchsten Grade des Geizes besessen und dabei dumm und zänkisch war. Ich erschrak und antwortete: Ich muß Euer Majestät die Wahrheit sagen — diese möchte ich nicht und wenn sie alle Schätze auf Erden besäße. Ich will nicht unglücklich, sondern glücklich sein. — In Aachen habe ich gewählt und mein Ehrenwort gegeben, und ich will auch ein ehrlicher Mann bleiben. — Hiermit hatte die Audienz ein Ende. Die erzürnte Monarchin, die es wirklich gut meinte, sagte mir mit einer gewissen Verachtung: Sein Eigensinn verursacht all Sein Unglück, folg' Er Seinem Kopf, ich wünsch' Ihm Glück. — Hiermit war ich abgefertigt und sah mein Urteil für ewig gefällt.

Wenn ich jemals durch ein altes Weib mein Glück hätte machen wollen, so konnte dieses schon im Jahre 1750 in Holland mit drei Millionen geschehen. Es war also dieses Anerbieten ein trauriger Ersatz für meine slavonischen Güter, auch erlittenen anderwärtigen Verluste und Drangsale. Noch weit unmöglicher war ein solcher Entschluß, da ich in Aachen wirklich verliebt war, da mich Vernunft, eigenes Wohl, Geschmack, Schönheit und ein edler Charakter dahin winkten, um im Ehestande glücklich zu sein.

Versprochen war ich damals noch nicht mit meiner gegenwärtigen Frau. Es war aber bereits im Herzen beschlossen, daß ich nach Aachen zurückkehren und meinen ernsthaften Gegenstand erst näher wollte kennen lernen.

Feldmarschall Laudon, der sie kannte, hat viel dazu beigetragen. Er kannte mein Herz, auch meine feurigen Entschließungen. Er wußte, daß ich eine heimliche Rache im Busen

trug und leicht in neue Verwicklungen geraten könnte. Er riet mir und Professor Gellert, mein Freund, den ich in Leipzig besuchte und befragte, riet es mir auch — daß ich meinen, zu großen Unternehmungen fähigen Leidenschaften durch einen vernünftigen Ehestand ein Gebiß anlegen, mir allein Ruhe suchen, und mich von allen Geschäften der großen Welt entfernen sollte.

Ich folgte diesem Rate, welcher mit meinen Wünschen übereinstimmte, kehrte im Dezember 1765 nach Aachen zurück und verehelichte mich daselbst mit der jüngsten Tochter des ehemaligen daselbst regierenden Bürgermeisters de Bröo zu Dievenbendt. Er war bereits tot und hatte ehedem von eigenen Mitteln in Brüssel gelebt, wo auch meine Frau geboren und erzogen ist. Wurde auch in Aachen auf eine besondere Art durch Liebe der Bürgerschaft gezwungen, dieses Ehrenamt anzunehmen.

Er stammte aus einem alten adelichen Geschlechte in der Grafschaft Artois in Flandern und seine bei Aachen begüterten Vorfahren hatten, ich weiß nicht aus welchen Ursachen, das reichsritterliche Diplom von Wien erhalten. Die Mutter meiner Frau war aber eine Schwester des Vizekanzlers in Düsseldorf Baron Roberte, Herrn zu Roland.

Man weiß in Wien nicht, daß nach Fundamentalgesetzen ehemals in Aachen einer von den zwei regierenden Bürgermeistern allezeit ein guter alter Edelmann sein mußte, der andre wurde aus dem Bürgerstand gewählt. Mein Schwieger blieb also ein Edelmann, wie er es zuvor war, ehe er aus Gefälligkeit die Bürgermeisterstelle annahm.

Und folglich dürfen meine Kinder ihren Geburtsrechten gemäß sich ihrer Mutter nicht schämen und können in allen Fällen ihre Ahnen aufweisen.

Meine Frau ist mit mir im größten Teile Europas bekannt und hat überall den rühmlichsten Beifall erworben. Sie war dabei jung und schön, tugendsam und redlich. Sie hat mir elf Kinder geboren, wovon noch acht leben, auch alle mit eigenen Brüsten gesäugt und rühmlich erzogen.

Gott gebe, daß ich sie versorgen kann, wie sie es verdient und wie ich es verpflichtet bin, denn durch meine Verfolgungen hat sie während unsrem zweiundzwanzigjährigen Ehestande viel mitgelitten.

In meinem letzten kurzen Aufenthalte in Wien wagte ich einen neuen Schritt, ich suchte eine Audienz bei unserm gegenwärtigen Kaiser Joseph, sprach von meinem Schicksale, beson-

ders von den gründlichen Kenntnissen, die ich mir von den Mängeln seiner Staaten erworben hatte; fand Aufmerksamkeit und einen Monarchen, der sich unterrichten wollte, um sein Volk glücklich zu machen, erhielt Befehl, ihm meine Gedanken schriftlich aufzusetzen. Dieses geschah in 19 ganzen Bogen trocken deutsch, worinnen ich jedem Gegenstande in Zivil, Militär und ökonomischem Fache seinen ungeschmückten Namen gab. —

Dürfte ich diese Schrift jemals dem öffentlichen Druck übergeben, sie würde mir gewiß Ehre machen, auch erweisen, daß der Monarch sie nicht unbenutzt liest, und viele wichtige Entwürfe aus derselben wirklich bewerkstelligt wurden.

Indessen, bis ich dieses vielleicht bekannt machen darf, lese man den fünften Band meiner sämtlich gedruckten Schriften mit Staatseinsicht; in diesem habe ich einen Teil meiner damaligen Gedanken verwebt und so vorgetragen, daß man das übrige erraten kann.

Der Monarch nahm diese Schrift gnädig auf; ich bat allein um Geheimnis, weil ich in derselben Männer mit Namen genannt hatte, die mich neuerdings unglücklich machen könnten. Auch das, was mir selbst in diesen Ländern begegnet war, und ich in diesen Blättern nur dunkel und mit möglichster Enthaltsamkeit angebracht habe, übergab ich höchstdemselben mit den gründlichsten Beweisen: In Hoffnung bei neu aufgehender Staatssonne mehr Licht für mein Recht zu finden.

Alles wurde gnädig aufgenommen, blieb aber bisher für mich ohne Wirkung, ich aber eilte damals nach Aachen.

Im ersten Jahre begegnete mir daselbst nichts Besonderes. Ich lebte ruhig, und da mein Haus ein Sammelplatz aller großen und umgangswürdigen Fremden war, welche die Bäder daselbst zu brauchen hinreisen, so fing ich an bekannter in der großen Welt zu werden und machte mir überall Freunde der edelsten, auch erhabensten Gattung, besuchte auch den Professor Gellert in Leipzig, zeigte ihm meine Manuskripte und fragte ihn um Rat, in welchem Fache ich mit Beifall in der gelehrten Welt aufzutreten wagen dürfe. Er wählte vorzüglich meine Fabeln und Erzählungen, tadelte aber die übertriebene höchst gefährliche Freimütigkeit in meinen Staatsschriften.

Ich habe ihm nicht gefolgt, und deshalb viele Verdrießlichkeiten erdulden müssen.

Nun gebar mir im Dezember 1766 meine Frau ihren ersten Sohn. Hier nahm ich Gelegenheit und schrieb folgenden Brief nach Wien an den jungen Monarchen, unsern gegen-

wärtig mit Ruhm herrschenden Kaiser. Dieser Brief ist im achten Bande meiner Schriften unter dem Titel Belisarius an den Kaiser Justinian in verdeckter Gestalt zu finden, und bereits in meinem zweiten Bande des Menschenfreundes gedruckt worden. Der kurze Auszug desselben ist dieser.

„Ich habe hier in Aachen mit Euer Majestät Vorwissen eine Frau genommen, und heute hat sie mir einen Sohn geboren, dem ich in der Taufe den Namen Joseph gegeben habe. Der hiesige kaiserliche Kämmerer und Oberster Baron Rippenda vertrat Euer Majestät Stelle: Es ist geschehen, ohne deren gnädigste Bewilligung hierzu erbeten zu haben. Meine Eigenliebe schmeichelt mir aber, daß ich dieselbe von einem Monarchen erwarten darf, der mein Herz und Schicksal kennt, und von dem ich durch mein Betragen eine günstigere Zukunft, Lohn, Schutz und Achtung zu erwarten habe.

Ich werde diesen Sohn für Euer Majestät Staaten erziehen und lieber Gift mit Muttermilch trinken, als die Grundsätze seines Vaters entbehren. Gnädigster Kaiser! er heißt aber dennoch nicht Joseph nach Wienerbrauch. Denn so lange ich lebe, bedarf er nichts. Wenn ich aber sterbe, so heißt er Joseph, um seinem Monarchen zu sagen, daß er der Sohn und rechtmäßige Erbe der beiden Trenck sei, denen große Güter in Slavonien durch offenbare Ungerechtigkeit in fremde Hände geraten sind.

Gnädigster Herr, den ich als künftigen Schutzgott meines Schicksalserben verehre! Erfreue mich Eurer Majestät mit der huldreichen Aufnahme dieses neuen Weltbürgers und lassen mir zugleich bemerken, ob ich meine patriotischen Schriften und Staatspflichten noch in Fortsetzung Dero scharfsichtiger Beurteilung vorlegen darf? Meine Wiener Feinde werden mir zwar täglich gefährlicher; ich stütze aber auf deren Gerechtigkeit und bin in allen möglichen Vorfällen des Glückes

Euer kaiserlichen Majestät
allerunterthänigster treuer Patriot Trenck."

Auf diesen Brief erhielt ich nun folgende Antwort, die ich aus erheblichen Ursachen hier bekannt mache, weil sie eigenhändig geschrieben war und in meinen Händen ist.

„Lieber Oberstwachtmeister Baron Trenck!

Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie, obwohl ohne mich vorher darum zu fragen, Ihrem Sohne den Namen Joseph beigelegt, auch den Obersten Rippenda gewählt haben, um bei der Taufe meine Stelle zu vertreten. Zu einem Merkmal

meiner Ihnen künftig zuwenden wollenden besten Gesinnung mache Ihnen hiermit zu wissen, daß ich Ihre Gage künftig nicht in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen, aus erheblichen Ursachen angewiesen habe.

Ihre patriotischen und mir wohlgefälligen Schriften können Sie fortsetzen und mir einschicken, weil ich die Wahrheit gerne lese; lieber wird es mir aber sein, wenn ich sie in natürlicher Gestalt, als in satirischer Einkleidung lesen kann.

Ich bin Ihr

Joseph."

Bald hernach erhielt ich Befehl, mit Ihrer Majestät Kabinetssekretär Baron Röder in Korrespondenz zu bleiben. Was nun seitdem geschehen und geschrieben worden, bleibt für diese Blätter ein Geheimnis. Genug hier gesagt, daß mein bester Wille, dem Staate wirksam und ohne allen Eigennutz zu dienen, bei allen Vorfällen abermals vereitelt wurde, weil aufgeklärte redliche Köpfe meiner Gattung zu hell sehen, zu trocken vortragen, zu stolz auf eignem innern Wert bestehen, folglich den Gnadenweg verfehlen.

Meine Kenntnisse erweiterten sich indessen täglich, und nirgends hat ein Mann meiner Gattung bessere Gelegenheit dazu, als in Aachen und Spaa, wo eigentlich der Zusammenfluß aller Nationen ist. Morgens sprach ich in meinem Hause mit einem Lord von der Oppositionspartei und Nachmittags mit einem Königsfreunde und Parlamentsprecher. Dann mit einem ganz unparteiischen klugen Mann aus eben diesem Land. — Folglich konnte niemand besser die Wahrheit entwickeln, als ich. —

Man fing allgemach an, mich als einen Staatskenner zu suchen, und bei dieser Gelegenheit fand ich selbst die beste Aufklärung. Ich unternahm einen Handel mit ungarischem Wein in England, Frankreich, Holland und im Reiche. Hierdurch hatte ich Gelegenheit, alle Jahre große Reisen zu machen, und da sich meine persönlichen Bekanntschaften täglich durch die Zusammenkünfte in Aachen und Spaa erweiterten, wo ich Gelegenheit hatte, den Fremden in meinem Hause Höflichkeit zu erzeigen, so fand ich auch in allen Ländern, wo ich hinkam, Freunde und Beförderer meiner Absichten.

Meine Wiener Einkünfte blieben daselbst fast gänzlich für Prozesse, Kuratoren und Agenten zurück, das übrige vernichteten die erzwungene Wiener Reisen, wohin ich dreimal hofkriegsrätlich persönlich mit schweren Kosten zu erscheinen gezwungen wurde, und niemals das mindeste für mich erwirken konnte.

Man schilderte mich endlich als einen gefährlichen Mißvergnügten, der nicht mehr in den Erblanden leben wollte. Und hierdurch hatten meine Feinde offenes Feld, mir zu schaden. Ich blieb aber in allen Fällen und trotz allen Verfolgungen ein ehrlicher Mann in allen Ländern, wo ich lebte. Wußte mir meine Hausnotdurft ohne Niederträchtigkeit noch Hofgnaden zu verschaffen. Und wo ich hinkam, war jeder begierig, mich zu kennen. In Wien allein blieb ich ungesucht, ungekannt, ungebraucht.

Die Engländer suchten mich besonders in Aachen wegen der Jagdlust und kamen aus London mit Hunden und Jagdpferden, um bei mir Wölfe und Wildschweine zu jagen, die in ihrem Vaterlande nicht zu finden sind. Dagegen brachte ich öfters ganze Sommer auf ihren Landgütern, auch in Schottland und Irland zu und lernte die Nation, auch diesen ganzen Staat gründlich kennen.

Der Kurfürst von der Pfalz hatte mir ein Jagdrevier im Jülichschen gegeben. Und der immediate Reichsgraf von Mörode Weoterlos überließ mir seine Jagd und Schloß willkürlich zu meinem Vergnügen, wo ich alles in Ueberfluß hatte. Die Beschützung dieser Jagdgerechtigkeit, die mir nunmehr Pflicht war, verursachte mir zugleich große Verdrießlichkeiten. Das beste dabei war, daß man dort nicht viel Jagdprozesse führt, sondern ein jeder sein Recht mit dem Gewehr in der Faust beweist. Und eben das war meine Sache.

Bei dieser Gelegenheit muß ich meinen Lesern auch eine besondere Geschichte erzählen, die mich in der ganzen Gegend als einen Erzzauberer, als einen Mann berühmt machte, der sich kugelfrei, fest, auch Nebel und Witterung machen konnte. Der Vorfall war dieser.

Ich geriet in Streit mit dem kurpfälzischen Präsidenten Baron von Blankart wegen einem kleinen Jagdbezirke. Das Recht war ganz auf meiner Seite. Ich schrieb ihm also, daß ich am Tage, den ich dazu bestimmt, früh um 10 Uhr auf dem strittigen Platze erscheinen und meine Pistolen, auch Degen mitbringen würde, hoffe also ihn daselbst persönlich zu finden, um mir Satisfaktion für die ehrenrührige Art seines Angriffs zu verschaffen.

Ich erschien zu bestimmter Stunde nebst zwei Jägern und zwei Freunden in der Gegend; fand aber mit Erstaunen den strittigen Platz mit mehr als zweihundert bewaffneten Bauern besetzt.

Was war zu thun? Ich schickte einen Jäger hinüber und

ließ der feindlichen Armee bedeuten, wenn sie nicht Platz machten, so würde ich Feuer geben. Es war im August, der Tag war hell und schön, in eben dem Augenblicke verfinstert sich aber zufällig die Luft, ein dicker undurchdringlicher Nebel brach herein. Und mein Jäger kam mit der Nachricht zurück, daß alles in der größten Bestürzung davongelaufen sei, sobald er seine Botschaft zu eben der Zeit gemeldet, da just der Nebel hereinbrach.

Ich benutzte diesen Augenblick, rückte heran, fand niemand, ließ feuern und marschierte bis auf das Schloß meines Gegners, wo ich das Jagdhorn zum Triumph auf seinem Hofe blasen ließ. Man fing an, in der Entfernung gleichfalls zu feuern, der Nebel hinderte aber, daß jemand gesehen werden konnte. —

Mit dieser Genugthuung ging ich nach Hause, wo bereits die falsche Nachricht eingelaufen war und meine Frau alteriert hatte, daß ich nebst einer Menge Verwundeter in die Stadt geführt wurde. Es war aber niemand ein Haar beschädigt.

Nun aber lief das Gerücht schon im ganzen Lande, daß ich ein Zauberer sei und mich durch Nebel unsichtbar gemacht hätte; 200 Augenzeugen schwören darauf. Gleich predigten alle Mönche in Aachen, Jülich und Köln von öffentlicher Kanzel diese Geschichten, lästerten, schimpften und warnten das Volk vor dem Erzhexenmeister und Lutheraner Trenck.

Diesen Vorfall benutzte ich bei einer anderen Gelegenheit, die ich selbst wohlbedächtig veranstaltete.

Ich ging in die ungeheuren Waldungen der Grafschaft Monjoye auf die Wolfsjagd und lud Bauern und Bürger zu dieser Hauptjagd ein. Wir machten am ersten Tage einige kleine Triebe, gegen Abend aber ging ich mit einem Schwarme von mehr als 40 Schützen in die einsame Kohlenbrennerhütten schlafen, Wein und Branntwein war in Vorrat da.

Abends sagte ich: Kinder, ein jeder muß jetzt sein Gewehr ausziehen oder ausschießen und frisch laden, damit morgen kein Gewehr auf einen Wolf versagt und sich niemand entschuldigen kann; dies geschah, und alle Flinten und Büchsen wurden in eine Nebenkammer gesetzt, dann wurde getanzt, gefressen und gesoffen. Indessen schlichen meine Jäger in die Kammer und zogen alles Blei aus den Röhren; luden frisch, aber blind und manchem doppelte Ladung, um ihm eine gute Ohrfeige zu geben. Einige kennbare Kugeln oder gehackt Blei steckte ich in meine Tasche.

Am Morgen folgte mir der ganze Schwarm auf die Jagd, unterwegs fingen einige an, von denen, die mein Geheimnis wußten, von meinen Hexereien, von Nebel und Festmachen mit den Bauern zu sprechen. Ich wand mich um und fragte, was schwätzt ihr da? Mein Jäger antwortete:

Niemand will glauben, daß Euer Gnaden Kugeln auffangen können. Ich lächelte und rief einem zu: so probiere und schieß' auf mich. Er wollte nicht, mein Jäger riß ihm das Gewehr aus der Faust und schoß! Ich parierte mit der Hand und rief: wer will probieren, der schieße, aber einer nach dem andern. Gleich ging das Feuer an. Ich machte allerhand Wendungen dabei und ließ sie alle schießen. Wohl zu bemerken, daß ich vollkommen sicher war, weil meine Leute im Hinausgehen wohl beobachteten, daß niemand etwas in der vermeinten Ladung verändern konnte. Einige bekamen von der heimlich angebrachten doppelten Ladung solche Stöße, daß sie mit Schrecken zu Boden fielen und den Zauberer erstaunt betrachteten. Nun trat ich vorwärts und hielt in der Hand einige kennbare Kugeln und gehackt Blei mit den Worten — sucht heraus, was einem jeden zugehört.

Hier stand ich unbewegt, einer nach dem andern nahm sein Gewehr über die Achsel und schlich nach Hause. Ich behielt nur wenige bei mir und machte mit ihnen eine glückliche Jagd.

Am Sonntage predigten schon die Mönche in Aachen und im ganzen Lande von meiner Schwarzkünstlerei und alle Augenzeugen dieser Begebenheit schwören noch heute, daß sie auf mich geschossen haben, daß ich ihr Blei mit der Hand auffing und ihnen zurückgab.

So wird die dumme Welt betrogen. Und eben hierdurch schwört jedermann in der Gegend von Aachen, Jülich, Mastrich und Köln, daß sich der Trenck festmachen und Kugeln parieren kann. Dieses Vorurteil hat mir in der Folge gewiß zehnmal mein Leben gerettet, da mich alle Pfaffen von der Kanzel in einem Lande vogelfrei erklärten, das von Straßenräubern wimmelte, und wo in einem Jahr 160 Menschen lebendig gerädert, gevierteilt und verbrannt wurden, oder wo man für einen Dukaten einen Menschen in die andre Welt kann expedieren lassen.

Nun folgt in diesem Zusammenhange die wunderbarste Geschichte, wie ich in einer solchen Gegend, in einer Stadt, wo 23 Klöster, Kirchen und Domkapitel herrschen, wo das Volk den Mönch wie einen Gott verehrt, dennoch etliche Jahre hindurch mein Leben wunderbar erhalten habe.

Meiner Frau wurden Briefe zugeschickt, sie sollte sich mit den Kindern flüchten und in Sicherheit setzen. Dies geschah mit Furcht und Schrecken. Ich aber blieb nebst zwei Jägern und vierundachtzig geladenen Flinten, die ich auf die Galerie vor dem Fenster hinaussetzte, damit niemand an meiner ernsthaften Verteidigung zweifeln könne. Ich wohnte dem Rathause gegenüber; der Tag des bestimmten Angriffs rückte heran, und Pater Zünder mit meinen Schriften in der Hand, nebst allen Studenten der Stadt waren bereit zum Angriffe.

Die andern Mönche hatten den Pöbel und die Zünfte aufgewiegelt, der Generalsturm sollte gemacht werden; — weil ich mich aber an der mit Gewehr gespickten Galerie sehen ließ, hatte niemand das Herz, sich auf dem Markte zu zeigen.

So verging Tag und Nacht — und nichts geschah.

Am Morgen brach zufällig Feuer in der Stadt aus; anstatt mich zu fürchten, eilte ich mit meinen zwei Jägern, aber heimlich wohl bewaffnet zur Hilfe — machte eine Spalier mit Wassereimer, und alles war mir gehorsam. Auf der andern Seite that Pater Zünder mit seinen Studenten eben das. Ich näherte mich ihm allgemach, und schlug ihm mit einem ledernen Wassereimer auf die geweihte Ohren, als ob es ungefähr geschehen wäre, und niemand wagte mich anzugreifen. Ich ging mitten durch den Schwarm ohne mindeste Scheu zu zeigen; alles nahm den Hut ab, lachte und sagte: guten Tag, Herr Trenck! — So denkt, so handelt der Pöbel, da wo er sich nicht gefürchtet sieht. Das Volk in Aachen ist fanatisch dumm; aber zu feig, um jemanden zu ermorden, der noch freie Hände zur Gegenwehr hat.

Nach dieser Begebenheit war alles ruhig.

Unweit Heerlen, da ich nach Mastrich ritt, pfiff mir eine Kugel im Hohlwege bei den Ohren vorbei, unfehlbar war sie von Pfaffenverfolgung abgedrückt.

Bei Kloster Schwarzenbruck, wo ich auf der Jagd war, lauerten aber drei Dominikaner auf mich hinter eine Hecke; der Platz war mir von einem ihrer Kollegen, der öfters mit mir auf die Jagd ging, verraten. Ich war mit meiner Doppelflinte auf meiner Hut; kam nahe heran, wurde sie gewahr und rief ihnen mit schreckbarem Tone zu: Schießt, Schurken! aber schießt ihr mich tot, so soll euch der Teufel das Licht halten. Sie liefen in Schrecken alle drei davon; einer schoß und streifte mir den Hut nahe am Kopfe; ich schoß und einer stürzte zu Boden; diesen trugen sie weg — er war tödlich verwundet, ist aber wieder geheilt worden und gleich darauf mit einer Kühmagd durchgegangen.

Mit Gift konnten sie mir nicht beikommen; ich aß nirgends als zu Hause. Im Jahre 1774 wurde ich aber auf dem Wege nach Spaa im Limburgischen von acht Straßenräubern angegriffen. Es war Regenwetter, meine Flinte steckte im Futteral, und um das Gefäß meines türkischen Säbels war zufällig die Schnur gezogen, so daß ich in Eile nicht ziehen konnte und mich mit der Scheide schützen mußte. Ich sprang aus dem Wagen, schlug vor mir alles mit tödlichen Streichen nieder; mein treuer Jäger aber schützte mich von hinten — so machte ich mir Platz, sprang in den Wagen und eilte davon. Kurz hernach wurde einer von diesen Kerlen gehenkt, und sagte aus, ihr Beichtvater habe ihnen ewigen Ablaß versprochen, wenn sie mich totschlagen. Erschießen könne mich niemand, weil mich der Teufel festmache.

Von diesem Vorurteile eingenommen, hätten sich mich deshalb nur mit Prügeln angegriffen. Meine Geschwindigkeit sei ihnen aber zuvorgekommen, und sie hätten zwei Tote begraben, die ich mit dem schweren Säbel erschlagen hätte.

Ich selbst kam mit einem Schlag auf den Arm und einem auf die Schulter davon; mein Jäger aber hatte einen Steinwurf an dem Schenkel.

So weit ging die Wut der aufgebrachten Klerisei; und dennoch wird kein vernünftiger Mann in meinen damaligen Schriften auch nur ein Wort wider die reine Lehre Christi finden. Ich berührte allein einige grobe Mißbräuche wider dieselbe. Ich griff die Betrügereien der Mönche, ihren kriminellen Lebenswandel in Aachen, Köln und Lüttich an, wo sie ärger als die Kannibalen, wie die Mastschweine in den Pfützen der Unwissenheit wühlten. Ich wollte meinen Mitbürgern die christlichen Pflichten lehren; eben dieses schadete der unersättlichen römischen Herrsch- und Habsucht, und das war genug, um sie gegen mich zu empören.

Bei meiner Monarchin war nun auch nichts mehr für mich zu hoffen, wo der Beichtvater mich bereits als einen Erzketzer und Verfolger der alleinseligmachenden Kirche mit aller möglichen Priesterlist geschildert hatte. — Nicht genug! sondern ganz Wien wurde durch Blendwerk überzeugt, ich sei ein unruhiger Kopf und ein höchst gefährlicher Mann im Staate. — Diese Begriffe hegen noch gegenwärtig alle die von mir, welche meine Schriften nie gelesen haben und die mich nicht persönlich kennen. Eben hieraus entstand die Ursache, warum ich in allen Gerichtshöfen so bitter verfolgt und mißhandelt wurde, weil in jedem derselben allezeit gewiß einige Fanatiker oder

böse Menschen sitzen. Die ersten glaubten, Gott ein süßes Opfer zu bringen, wenn sie mich drücken oder verfolgen können; die letzten hingegen sind Feinde der Wahrheit im unerschrockenen Vortrage, weil ihr Interesse, ihre Wohlfahrt, die Tugend und den reinen Patriotismus zum Schlachtopfer fordert. Indessen konnte niemand hindern, daß mir meine Schriften viel Geld eintrugen und in ganz Deutschland mit großem Beifalle verbreitet wurden. Die Aachnerzeitung stieg im ersten Jahre so weit, daß für das zweite Jahr gegen viertausend Exemplare bestellt wurden, und für jedes hatte ich einen Dukaten reinen Gewinnst.

Vom Jahre 1774 bis 1777 brachte ich meine Zeit meistens mit Reisen in allen englischen und französischen Provinzen zu. Und ich wurde durch meine Schriften so bekannt, daß ich mich in London und Paris hätte können für Geld sehen lassen.

Herr Franklin, der amerikanische Minister, wurde mein Busenfreund; und sowohl er, als der Kriegsminister, Graf Saint Germain, auch der Staatsminister Vergenes, machten mir die vorteilhaftesten Vorschläge, nach Amerika zu reisen.

Frau und Kinder hielten mich allein ab — ich hätte aber sicher ihr Glück besser in einem andern Weltteile als in Europa gemacht.

Auch der Landgraf von Hessenkassel, mein besonders gnädiger Herr, eben der, welcher als Erbprinz zur Zeit meiner Gefangenschaft Gouverneur in Magdeburg war und mir so viel Gutes erzeigt hatte, trug mir an, ein Kommando unter seinen Truppen in Amerika anzunehmen, ich gab aber zur Antwort:

Gnädiger Herr! Mein Blut wallt nur in meinen Adern für die Freiheit. Nie werde ich helfen Sklaven machen — ich würde also mit Dero braven Grenadieren sicher die Partei der Amerikaner ergreifen.

Im Jahre 1775 schrieb ich in Aachen den zweiten Jahrgang meiner bekannten Wochenschrift „Der Menschenfreund" betitelt.

Das Eis war aber bereits gebrochen, die Bürgerschaft hatte gelesen, war klüger geworden, und die ausgelachten Mönche fingen schon an, sich vor mir zu verkriechen. Ich hatte schon Anhang; und der Erzpriester, welcher räsoniert hatte, wurde geprügelt.

Alles was sie thun konnten, geschah nunmehr im Beichtstuhle, so daß in diesem Jahre viele wohlhabende Leute aus der Gegend von Köln, Bonn, Düren und Düsseldorf zu mir

nach Aachen kommen, um heimlich mit mir zu sprechen. Wenn ich dann fragte, was sie wollten, war die Antwort: ihre Geistlichen hätten sie versichert, daß ich eine neue Religion lehre, wo man sich dem Teufel verschreiben müsse, dann aber Geld genug von mir erhalten könne. Sie wollten also die Religion von mir annehmen, wenn sie nur Geld erhielten, und dem Teufel würde sodann ihr Beichtvater schon die Nase zu drehen wissen. — Kinder! Freunde! erwiderte ich; ihr seid von euren Pfaffen betrogen. Diese sind eigentlich eure Teufel. Ich wenigstens kenne keine boshaftern. Wäre dieses wahr, daß ich eine neue Religion für die Herren Teufel durch Geld errichten könnte, so wären eure Bischöfe und Priester gewiß die ersten, welche bei mir katholisch würden. — Ich bin ein guter Christ, ein ehrlicher Mann, meine Freunde! Geht in Gottesnamen nach Hause, erfüllt eure häuslichen Pflichten, dann braucht ihr keinen Teufel, der Geld bringt. Laßt euch nur von euren Pfaffen nicht um euren letzten Groschen betrügen, und rupft dem geweihten Lügner den Bart, der euch zu mir nach Aachen geschickt hat!

So weit geht die Franziskanerbosheit, daß sie mich nunmehr, um mich bei dem Volke verhaßt zu machen, im Beichtstuhle als einen Zauberer und Religionsschänder schilderten. Sie haben aber nichts bei dem Trenckischen Kriege gewonnen, und wurden zuletzt das Gespött des Pöbels, so daß einige zu mir kamen und mich baten, ich möchte ihnen eine schöne marianische Predigt am Tage der Empfängnis Mariä machen.

Indessen hatte ich immer meinen Weinhandel mit so gutem Erfolge fortgesetzt, daß ich bereits in London, Paris, Brüssel, im Haag und in Hamburg meine Magazine, und gegen vierzigtausend Gulden gewonnen, auch die vorteilhafteste Aussicht für mich in England zu hoffen hatte.

Ein einziger unglücklicher Tag warf aber auf einmal alle meine Arbeit über den Haufen. Und auch als Kaufmann suchte das Glück an mir seine Tücke auszuüben.

Ich war persönlich in London, und wurde durch einen Betrüger (in London Swiedler genannt) so schändlich berückt, daß ich auf einmal achtzehntausend Guineen auf eine Art verlor, deren treue Erzählung der Nation wenig Ehre machen würde. Die Schuld lag eigentlich an meinem Schwager, einem jungen Menschen, der die Weine abfolgen ließ, ehe er das Geld in Händen hatte. In England ist aber gar kein Gesetz gegen einen Betrüger. Es heißt überhaupt: traue niemandem, so wirst du nicht über Betrug zu klagen haben. — Und da ich

wirklich betrogen war und bei meinen Freunden Rat und Hilfe suchte, wurde ich von allen verspottet, die sich freuten, daß ein Engländer einen Deutschen betrügen konnte. Diesen Vorfall umständlich zu schildern, gestattet mein Raum nicht, den ich noch für merkwürdigere bedarf. Etwas muß ich aber doch hier davon sagen, weil wir so sehr von der Würde der britischen Nation und von ihrer Gerechtigkeit eingenommen sind.

Da ich um meinen Wein betrogen war, eilte ich sogleich zum Richter der Stadt, Herr John Fielding. Dieser kannte mich und sagte mir sogleich, er wisse schon durch seine Kundschaften, daß ich von den Swiedlern grob betrogen sei. Er wisse auch die Häuser schon, wo mein Wein verteilt zu finden wäre. — Mir zuliebe wollte er also etwas Besonderes thun und mir starke Hand von der Polizei mitgeben, um wieder zu nehmen, was ich noch finden konnte. Ich wußte aber nicht, daß er selbst schon zweihundert Bouteillen von meinem besten geraubten Tockayer in seinem Keller liegen und mit geteilt hatte, das übrige war nur eine Fallgrube, die mir der edle Richter selbst legte, welcher mit den Swiedlers den Raub teilet; die feinsten für seinen Nutzen erhielt und nur die dummen und ungeschickten aufhenken läßt.

Er gab mir nun einen sogenannten Konstabel- oder Polizeioffizier nebst sechs Untergebenen, und befahl ihnen zu thun, was ich fordern würde. Ich selbst hatte zum Glück rasende Kopfschmerzen und konnte nicht mitgehen; gab also meinem Schwager den Auftrag, der besser englisch als ich sprach.

Nun führte ihn der Polizeidiener an eines Juden Haus und sagte meinem Schwager: Herr! in diesem Hause sind die Weine versteckt. — Die Hausthüre war am hellen Tage zugeschlossen — — wohl zu merken! alles vorsetzlich, um mich zu fangen.

Der Konstabel sagte nun: Stoßen Sie die Thüre auf, mein Herr! — Gleich war sie offen. — Der Jude kam im verstellten Schrecken herbeigelaufen und fragte: Was wollt ihr Herren? — Mein Schwager sagte, ich will meine gestohlenen Weine. — Antwort: was euch gehört, mein Herr, das nehmt! Thut mir aber keine Gewalt, denn ich habe den Wein gekauft. — Mein Schwager geht nebst der Polizei in das Gewölbe (denn Keller haben die Londner nicht) und findet einen großen Teil meiner Weine. Gleich schreibt er an Sir Fielding, er habe meinen Wein gefunden, was er damit machen solle? Fielding antwortet nur mündlich, er solle ihn dem geben, dem

er gehöre. Nun nimmt mein Schwager Wägen, und schickt die Weine in meine Wohnung.

Auf eben die Art führte ihn die Polizei in ein andres Judenhaus. Es geschieht eben das, mit eben den Umständen. Und so kommt er zu Mittag fröhlich mit dem Weine zu mir.

Am folgenden Tage kommt eben der Konstabel von der Polizei; sagt, er habe mit meinem Schwager zu sprechen. Er geht mit ihm unter dem Vorwande, daß er zu Herrn Fielding kommen solle. Kaum ist er auf der Straße mit ihm, so berührt er ihn mit dem weißen Stabe und nimmt ihn als einen Räuber in das Gefängnis.

Wohl zu merken, daß in London niemand von der Polizei im Hause arrestiert werden kann. Sobald er aber auf der Straße ist und ihn der Konstabel mit dem Stabe berührt, ist er ohne Rettung gefangen, und alles Volk hält ihn auf, wenn er laufen will.

Ich sah aus dem Fenster dem Spektakel zu und konnte nicht helfen; fuhr aber sogleich zum Fielding und fragte, was dieses zu bedeuten hat.

Hier saß der Schurke im Richtertone da; sagte, mein Schwager sei wegen Räuberei und Felonie kriminaliter angeklagt, auch schon überwiesen; die Juden oder Swiedlers hätten alle geschworen, daß sie diesen Wein von mir gekauft hätten. Es sei meine Schuld, wenn ich mich nicht hätte bezahlen lassen und die englischen Rechte nicht kenne. Sechs Swiedler hätten geschworen, daß sie den Wein richtig bezahlt hätten. Dies hätte er nicht gewußt, sonst würde er mir die Polizei nicht bewilligt haben. Mein Schwager hätte noch dazu die Thüre aufgesprengt und den Wein, der nicht sein war, mit Gewalt weggenommen. Dies sei legaliter erwiesen, folglich ein offenbarer gewaltsamer Einbruch und Räuberei.

Er riet mir also in Eile, tausend Guineen Kaution für meinen Schwager zu stellen, daß er sich bei Kingsbank oder bei dem Obergerichte zur Verantwortung auf allmaliges Begehren stellen wolle, sonst sei sein Prozeß bald gemacht und in wenig Tagen würde er aufgehenkt.

Man urteile, wie mir zu Mute war, so gottlos mißhandelt zu werden; und wie gerne ich einem solchen Schurken als Oberrichter der Stadt London den Degen durch die Brust gebohrt hätte.

Ich eilte zu einem Advokaten, der mein Freund war. Dieser sagte mir eben das, und hieß mir eiligst Kaution schaffen, dann wolle er schon die Sache ausführen.

Ich ging zum Lord Mansfield — gleichen Bescheid.

Ich suchte alle meine großen Freunde auf, die Parlamentsglieder waren, alle lachten, daß ich mich hätte betrügen lassen, und in London Handel triebe, ohne die Gesetze zu kennen.

Lord Grosvenor, mein spezieller Freund, sagte mir: Schicken Sie andre Weine nach London; wir wollen sie alle so gut bezahlen, daß Sie ihren Schaden bald einholen werden. — Dies war Nationalcharakter; ich bin auch gewiß, daß er Wort gehalten hätte, besaß aber nicht den Vorschuß dazu.

Endlich ging ich zu meinem Weinhändler Stert und Plaskett Kompanie, wo ich noch einen Vorrat von mehr als tausend Guineen an Wein liegen hatte. Diese stellten die Kaution für meinen Schwager, und binnen vier Tagen hatte ich ihn in Freiheit.

Indessen hatte Fielding die Polizei nebst den Juden in mein Haus geschickt, mir alle meine Weine, die ich hatte, wegführen lassen, und den Juden als ein ihnen geraubtes Gut zurückgegeben.

Die Juden drohten sogar, mich als den Hehler dieses ihnen geraubten Weines gleichfalls arrestieren zu lassen.

Ich eilte aber aus London und fuhr von Dover nach Calais. Von da aber nach Paris, wo ich in Eile allen meinen Weinvorrat für halben Preis verkaufte, meine Wechsel damit honorierte, und dem ganzen Weinhandel ein Ende machte.

Uebrigens brachte ich meine Zeit in Aachen und Spaa, die mir von den großen Reisen überblieb, nie müßig zu. Und da ich in meiner Wochenschrift auch die Spieler- und Spitzbubengesellschaft ernsthaft angriff, welche daselbst alle Fremden und Einwohner mit bischöflich und magistratischer Erlaubnis auf die schändlichste Art plündern; da ich auch die fremden großen Herren kannte, welche nach Spaa kommen, um mit diesen Beutelschneidern vereinigt den Raub zu teilen, so geriet ich in neue Gefahr, von einem dieser Verwegenen ermordet zu werden, denen nichts mehr übrig bleibt, sobald ihr wahrer Charakter öffentlich aufgedeckt ist. Meine wunderbare Erhaltung gegen Mönchswut und Spitzbubenarglist erweist aber, daß reine Tugend, ein unbefleckter Lebenswandel und ernsthafte Gegenwart des Geistes überall den Kopf emportragen kann und zuletzt alle Anschläge niederträchtiger Bösewichte zernichtet.

Freilich lebte ich bei immerwährendem Kampfe und Verfolgungen ruhig. Es reut mich eben nichts, was ich in diesem Fache gethan habe. Manchen jungen Menschen, manchen

braven Mann, der in Spaa seine Gesundheit suchte, warnte ich vor dem Spiel, hielt ihn zurück, lehrte ihn alle Betrüger persönlich kennen, auch meiden. Dieses war der Spielergesellschaft so nachteilig, daß der Bischof zu Lüttich selbst, der vierzig Prozent vom ganzen Gewinnste genießt, dagegen aber die Schelme protegiert, mir 500 Louisdor jährliche Pension proponieren ließ, wenn ich von Spaa wegbleiben wollte, und drei Prozent vom ganzen Gewinnste, wenn ich so wie der Oberst R . . . t, ein Adjutant und Werber für die Spieltische, mitmachen wollte.

Man kann urteilen, was ich antwortete. Und eben deshalb wollte mich die heilige Kirche exkommunizieren.

Da ich nun 16 Jahre hindurch meistens den ganzen Sommer in Spaa mit meiner Familie lebte, so wurde mein Haus allgemach der Zusammenfluß aller großen und rechtschaffen denkenden Fremden. Und die reine, beste Gesellschaft blieb allein für mich, welches den Neid desto mehr gegen mich aufbrachte, mir aber den Aufenthalt daselbst desto angenehmer machte, weil ich hierdurch in ganz Europa in meiner wahren Gestalt bekannt wurde.

Nun muß ich aber auch meine Begenheit erzählen, welche Hofmänner, Hofränke und Menschenkunstgriffe schildert, auch erweiset, daß ein ehrlicher Mann für sich allezeit nichts Vorteilhafters thue, wenn er sich in Sachen mischt, die ihn direkt nichts angehen. Wie manche Widerwärtigkeit hätte ich weniger erdulden müssen, wenn ich weniger edel denken konnte! Wie mancher Verfolgung wäre ich ausgewichen, wenn ich mehr für meine eigene Ruhe gesorgt und mich nie um fremde Geschäfte bekümmert hätte.

Hier folgt die Erzählung abgekürzt, aber im wesentlichen treu und so geschildert, wie ich den Beweis noch heute führen kann.

Der regierende Bürgermeister Kahr in Aachen hatte es durch seine List so weit gebracht, daß er wirklich ebenso unumschränkt als ein Sultan im Orient in einer freien Reichsstadt herrschte. Alle ehrlichen Leute waren unterdrückt und seine Ratsglieder bestanden aus dem Schein des niedrigen Pöbels, mit denen er willkürlich gebieten konnte.

Der Pfälzische Vogt und Mayer hingegen, der Baron Geyer, war ein sehr schwacher Mann, zugleich aber ein Pfaffenknecht, ein Fanatiker, und folglich zu aller möglichen Niederträchtigkeit fähig. Seine Frau schonte ihres Mannes Ehre wenig. Und damals hatte sie neben einem jungen Kanonikus

noch den kurpfälzischen Oberjägermeister Baron Blankart zum erklärten Liebhaber.

Nun hatte diese Madame Geyer einen Ehrenstreit mit der Schwester des regierenden Bürgermeisters und ihrem Anhange; Baron Blankart war der Schwager des Jülich und Bergschen damaligen Ministers Grafen Goldstein, und um den Schimpf seiner Dulcinea zu rächen, rückten auf einmal zweitausend Mann kurpfälzische Truppen auf Exekution in die Stadt.

Die Sache kam zu einem Reichsprozesse, wobei Kahr kein Geld schonte, das ihm nicht gehörte. Es wurde eine kaiserliche Kommission ernannt, welche die Stadt aussog und dem Kurfürsten den Beutel zugleich fegte.

Nun war einer der strittigen Artikel in quaestione, daß Goldstein den Magistrat hindern wollte, die Hazardspiele zu privilegieren. Indessen aber, da dieser Prozeß fünf Jahre dauerte, ließ Herr von Goldstein selbst vor der Stadt die Pharobank halten, die er dem Magistrate verhinderte. Herr von Geyer, auch der pfälzische Kommissarius Knapp waren mit in der edeln Spielerkompanie und diese Herren zogen ihren Eigennutz dem kurfürstlichen Interesse, auch der Menschenpflicht vor. Sie suchten also, um diesen infamen Gewinnst zu genießen, die ewige Dauer des Prozesses, zogen das kurfürstliche Geld, ruinierten die Stadt und thaten nichts.

Auf der andern Seite hatte der Bürgermeister Kahr eben dieselben Absichten, daß der Prozeß, so lange er lebe, dauern solle. Denn wenn er ausging und die Bürgerschaft erkennen mußte, daß er allein durch seinen starken Eigensinn die großen Kosten und Händel der Stadt verursacht hatte, so war er sicher abgesetzt, entehrt und zur Ersetzung des Schadens verurteilt. Beide Teile wollten also kein Ende haben und Stadt und Kurfürst waren betrogen.

In dieser Lage, und da ich alles als Augenzeuge kannte, sprach ich mit den andern Bürgermeistern Baron Wilre und Herrn von Richtrich. Ich forschte von ihnen, unter was für Bedingungen die Stadt sich mit Kurpfalz vergleichen wolle. Der Streit wegen den Lombard und wegen dem Malzweihe waren die Hauptartikel.

Nun nahm ich die Post, fuhr nach Mannheim, machte meinen Entwurf schriftlich, ging nach Hofe und bat den Kurfürsten, der allezeit mein besonders gnädiger Herr war, um eine Privataudienz in seinen eigenen Angelegenheiten. Gleich wurde ich auf den andern Tag bestellt.

Die verwitwete Kurfürstin von Sachsen war eben angekommen und bei dieser brachte ich den ganzen Nachmittag in Unterredung zu, wobei ich ihr auch die eigentliche Absicht dieser Reise entdeckte.

Am folgenden Tage erschien ich zu bestimmter Stunde in dem Vorzimmer bei Hofe. Es war aber kein Kammerherr da, um mich anzumelden. Der Kurfürst kam um 11 Uhr heraus, redete mich an und sagte: Trenck! ich habe heute zwei Stunden auf Sie gewartet. — Gnädiger Herr! war meine Antwort, es war kein Kammerherr da, mich anzumelden. — Er schien hierbei unruhig und bestellte mich auf den folgenden Morgen. Ich erschien und es geschah eben das; ich konnte nicht gemeldet werden.

Es war an diesem Tage Appartement; der Kurfürst redete mich an. Hier sagte ich ihm, daß ich Hofintrigen fürchte, man wolle mich hindern, mit ihm allein zu sprechen. Er befahl mir also wieder zu kommen und mich durch jeden Kammerdiener anmelden zu lassen.

Ich war schon früh um 8 Uhr in der Antichambre, fand aber bereits den alten Minister Beckers daselbst, welcher mich freundschaftlichst bei der Hand nahm und zum Kurfürsten hineinführte.

Wohl zu merken! es war der Freund des Ministers Goldstein, den er selbst ein paar Jahre später stürzte. Damals war ihm aber noch daran gelegen, daß sein Herr von der Aachner Sache nicht die Wahrheit von mir erfahren sollte.

Ich merkte bald, was diese Begleitung bedeutete. Der wirklich gütige Karl Theodor machte mir verschiedene Fragen. Endlich sagte ich ihm die Ursache meiner Reise und trug die ganze Sache in ihrem wahren Lichte vor. Er war so davon überzeugt und eingenommen, daß er mir zur Resolution gab: Mein lieber Trenck! ich weiß, daß Sie es redlich mit mir meinen, auch daß Sie mir die reine Wahrheit vorgetragen haben. Meinetwegen gebe ich Ihnen also Gewalt und Vollmacht, die ganzen Aachner Händel, die mir so viel Geld und Verdruß kosten, nach Ihrem Gutbefinden gütlich zu vergleichen und dann von der Kommission ratifizieren zu lassen.

Der alte Minister erschrak, lächelte mit einer Hofmiene und erwiderte: Gnädiger Herr! wenn Baron Trenck diese Vollmacht öffentlich erhält, so beleidigen Euer Durchlaucht ja alle Kommissarien, die bereits an diesem Werke arbeiten und dazu beordert sind. Er kann ja zu Dero Besten unter der Hand arbeiten und seinen guten Willen für Dero Interesse dennoch vollziehen.

Hier merkte ich deutlich, was die Glocke geschlagen hatte. Ich kannte die Mannheimer Regierungsart; der Kurfürst wankte schon, deshalb zog ich mein schriftliches Projekt aus der Tasche, übergab es zu eigenen Händen und bat um entschiedene Resolution. Hiermit ging ich mit bedeutenden Gesichtszügen, womit ich unvermerkt zeigte, daß Beckers Gegenwart mir nicht gefiel, zur Thüre hinaus.

Ich wurde bei Hofe zum Essen eingeladen, blieb aber im Wirtshause; gegen Abend ließ mich der Kanzler Reibeld rufen. Dieser war der Antagonist des Ministers Beckers.

Bei dem Eintritte sagte er mir: Baron Trenck! ich habe Befehl, Ihnen im Namen meines Herrn alle seine Gnade und Zutrauen zu versichern. Er billigt alles, was Sie ihm schriftlich in der Aachner Sache vorgetragen haben, und ich habe den Auftrag mit Ihnen zu konferieren, auch Ihnen die kurfürstliche Vollmacht zu übergeben.

Wir sprachen ein paar Stunden. Ich wurde auf den andern Tag bestellt. Hier wurde alles abgeredet und ich erhielt eine unbegrenzte Gewalt und Vollmacht mit schriftlicher Instruktion. Jedoch befahl er mir, dem Minister Beckers nichts davon zu sagen. Beckers lud mich zum Essen ein, überströmte mich mit Freundschaftsversicherungen, wollte mich nicht weglassen, führte mich in die Oper. Sobald ich aber nach Hause kam, nahm ich die Post und eilte nach Aachen.

Beckers war mir aber schon zuvorgekommen und hatte den Herrn Knapp schon von meinem Auftrage benachrichtigt, um mein Vorhaben, zum größten Nachteil seines Herrn und seinem Freunde Goldstein zu gefallen, zu vereiteln.

Ich habe auch in der Folge entdeckt, daß am Tage vor meiner Ankunft in Aachen der geheime Rat Knapp, der Vogt Geyer, der Bürgermeister Kahr und der kaiserliche Kommissär Ludovici eine geheime Zusammentretung gehalten und sich miteinander verglichen hatten, allem Vergleiche entgegenzuarbeiten. Dem letztern war auch viel daran gelegen, diese Streitsache zu verlängern, weil er täglich nebst seinem Kommis zwanzig oder gar vierundzwanzig Thaler Diäten zog, ohne die Geschenke, welche man ihm von beiden Seiten zusteckte.

Nun kam ich freudig nach Aachen, schrieb sogleich an den Bürgermeister Kahr und lud ihn ein, sogleich den Rat zusammenzurufen und mir die Stunde zu bestimmen, wenn ich ihnen eine gute Botschaft bringen könne.

Sechs Tage verflossen ohne Antwort; endlich schickte er zu mir und ließ mich bitten, auf das Rathaus zu kommen.

Ich erschien mit meiner Vollmacht in der Tasche, anstatt aber den Rat versammelt zu finden, war Bürgermeister Kahr allein da. Hier sagte ich ihm: Mein Herr! ich sehe deutlich, daß die gute Bürgerschaft verraten und verkauft ist. Mit Ihnen allein hab' ich nichts zu sprechen. Hier sehen Sie meine Vollmacht — die ich ihm wies. — Ich wollte der Stadt Dienste leisten, wo ich so lange gewohnt habe. Jetzt haben Sie sich mit der Stadt Feinden verglichen, um für sich im trüben zu fischen. Profitiat! Ich wasche meine Hände: die Welt soll aber erfahren, daß die Aachner Obrigkeit Verräter sind.

Hiermit ging ich stolz zur Thüre hinaus.

Nun hatte aber bereits der Kahrische Anhang heimlich in allen Wirtshäusern ausgesprengt, ich sei in Mannheim gewesen, um die Stadt an Kurpfalz zu verraten und zu verkaufen. Nach Wien aber wurde geschrieben, ich hätte gegen die Ehre der kaiserlichen Kommissäre Anschläge geschmiedet.

Goldstein, Knapp und Geyer hingegen hatten nach Mannheim gemeldet, ich hätte den Kurfürsten hintergehen wollen und sei heimlich mit dem Bürgermeister Kahr verstanden.

Welche verfluchte Intrige!

Ich schrieb an Reibeld. Dieser antwortete mir, ich sei bei dem Kurfürsten verleumdet worden, als ob ich wider sein Interesse arbeite.

Ich schrieb an Beckers. Dieser gab eben die Antwort, meldete aber dabei, daß er mich besser kenne. Daß er seinen Herrn anders überzeugt und dieser auch wirklich, um mir ein öffentlich Merkmal seiner Gnade zu geben, meinen zweiten Sohn Leopold zum wirklichen Leutnant in seinen Truppen ernannt habe, welche Ehre noch keinem Ministerssohn widerfahren wäre, weil der Kurfürst keinem Kinde ein Offizierspatent gebe, welches mir mit nächster Post zugefertigt werden solle. Ich sollte mich also bei demselben bedanken. Uebrigens bedaure er sehr, daß böse Menschen in Aachen meinen Anschlag vereitelt hatten.

Und wohl zu merken! Der alte Schuft hatte es selbst gethan und veranstaltet.

Nun ging ich sogleich zornig und aufgebracht zu dem Vogte Baron Geyer und sagte: Jetzt will ich noch heute nach Mannheim und muß absolut wissen, wer der Schurke sei, welcher nach Mannheim berichtet hat, ich sei mit Kahr im Verständnis, und dem soll der Teufel den Hals brechen.

In eben dem Augenblicke lag dieser schlechte Kerl vor mir auf den Knieen und sagte zitternd: „Ich bins, ich habe es ein-

berichtet. Um Gottes und aller Heiligen willen, verzeihen Sie mir, lieber Trenck! Ich hab' es so übel nicht gemeint und nicht geglaubt, daß Sie es jemals erfahren würden."

Warum hast du denn den schlechten Streich gemacht, Kerl? war meine Frage; weil Knapp es von mir begehrt hat, war seine Antwort, das übrige will ich hier aus Bescheidenheit von dieser Unterredung verschweigen.

Nun fuhr ich abermals mit der Post nach Mannheim.

Bei meinem Eintritte in das Kabinett des alten Ministers Beckers fragte er mich sogleich: Haben Sie das Patent für den Herrn Sohn richtig erhalten? Antwort — Nein. Gleich rief er: Herr geheimer Sekretär, gehen Sie herein! Ist das Patent für des Herrn Baron Trencks Sohn nach Aachen laut meinem Befehl noch nicht expediert? Er stammelte — sie sahen sich an. Er verstand seinen Herrn und sagte: Ja, vorgestern ist es auf die Post gegeben worden.

Nun, mein Freund! hub er an, müssen Sie, sobald ich angezogen bin, mit mir nach Hofe fahren und sich bei dem gnädigsten Herrn bedanken. Dies geschah. Ich fuhr mit ihm, er führte mich in das Kabinett und ich bedankte mich. Der Kurfürst gab mir in den gütigsten Ausdrücken die Versicherung, daß er in allen Gelegenheiten mir und meinen Kindern Merkmale seiner Achtung und Zuneigung erweisen wolle. Ich dankte, erzählte ihm alles, was zu meines Entwurfs Vereitlung in Aachen geschehen war. Der unentschiedene Herr schwieg, sah seinen Minister an; ich zuckte die Achseln und bedauerte den besten Herrn in solchen Händen.

Sicher ist es aber, daß der Kurfürst fünfzigtausend Thaler Unkosten erspart und noch dazu einen rühmlicheren Vergleich erhalten hätte, wenn seine eignen Leute aus Ehrgeiz und niederträchtiger Gewinnsucht mein Projekt nicht scheitern machten. Ich war klüger und redlicher wie sie; ich hatte ihnen in die Karte geguckt und mit Männern meiner Gattung war dem damaligen pfälzischen Ministerium eben nicht gedient.

Nun kehrte ich nach Aachen zurück, fand aber das Patent für meinen Sohn nicht und habe es auch niemals erhalten.

Welcher Schurkenstreich für einen Minister!

Ich habe seitdem alle Wege zum gerechten Kurfürsten gesucht, man hat ihm aber alle Einsicht verhindert, ich erhielt keine Antwort, und weiß Gott, was man ihm seitdem glauben gemacht. Ich selbst wollte nicht mehr nach Mannheim reisen, wo mir vielleicht persönliche Streiche hätten gespielt werden können, schrieb aber meine Meinung dem alten Minister Beckers

so trocken deutsch, daß ihm gewiß sein eignes Herz gesagt haben muß: Beckers, du hast's verdient. Da ich aber in fünf Mannheimer Reisen, wohin ich dreimal gerufen worden, mein eignes bares Geld ausgegeben habe, so forderte ich wenigstens diese Vergütung und gar nichts von den tausend Louisdoren, die mir der Kanzler Reibeld versprach. Ich wandte mich auch an den gegenwärtigen Minister des Kurfürsten in Wien, erhielt aber bis dato nichts, gar nichts, und bin an dem pfälzischen Hofe hintergangen, auch für mein redliches Herz schlecht belohnt worden.

Uebrigens spiegle sich jeder Leser an dieser Geschichte, wo ich mit dem edelsten besten Willen auf beiden Seiten als ein Betrüger mißhandelt und der gröbste Undank mein Lohn wurde. Wehe dem, welcher sich in die Intrigen eines fremden Ministeriums mischen und einen Fürsten aufklären will, der sich selber nicht sehen mag.

Nun war ich müde in Unruhe zu leben, verließ das undankbare Aachen und reiste nach Wien, um mir in Oesterreich ein Landgut zu kaufen, auch daselbst mit gänzlicher Entfernung von allen Welthändeln die Ruhe des Weisen zu genießen, meine Talente aber allein der Landwirtschaft zu widmen.

Ich kaufte für mein Geld die Herrschaften Zwerbach und Grabeneck nebst dem Amte Knoking und den freien Sinzenhof in der Gegend bei Mölck in Oesterreich für einundfünfzigtausend Gulden, welche samt übrigen Kosten der Lehen- und Landmannschaftstaxen auf sechzigtausend Gulden zu stehen kommen.

Das ganze Gut war total ruiniert und mein Fleiß, meine Industrie und mein Geld sollte den Wert erheben.

Um diesen Kauf zu endigen, mußte ich mit schwereren Kosten elf Monate in Wien sollizitieren. Herr von Zetto, der gegenwärtig im Zuchthause lebt und das Referat hatte, ernannte mir seinen besten Freund zum Kurator Fideikommissi, und mein Gut mußte deshalb allein trotz aller Rechte ein Fideikommiß sein und bleiben, damit Herr Referent und Herr Kurator mich in ihrer ewigen Kontribution erhalten konnten. Denn in einem Jahre wurden mir gegen sechstausend Gulden auf die arglistigste Art aus dem Beutel geschöpft, die ich ohne Kurator für meine Kinder hätte erhalten können.

Ich reiste also im Mai 1780 nach Aachen. Meine Schwiegermutter starb daselbst im Juli, am Ende September erschien ich in Wien nebst meiner Frau zum erstenmal mit allen meinen Kindern.

Sie machte der Oberhofmeisterin ihre Aufwartung und

erhielt gleich Audienz bei der Monarchin. Nun hatte sie das Glück, ihren ganzen Beifall und ihre Gnade zu erhalten, und niemand würde es mir glauben, wenn ich schreiben wollte, was sie ihr in ihrer Audienz gesagt und für Versicherungen ihrer Huld gegeben hat. Sie stellte sie selbst den Erzherzoginnen als ein Muster rechtschaffener Weiber vor und befahl der Oberhofmeisterin, sie überall bekannt zu machen.

Sie fügte noch dazu: — Sie hat gar nicht mit ihrem Manne in meine Länder kommen wollen. Jetzt will ich ihr aber beweisen, daß sie hier vergnügter als in Aachen leben kann — und so weiter.

Am folgenden Tage schickte sie den Herrn von Pistrich zu mir in das Haus mit einem Dekrete, wo sie ihr eine Pension von vierhundert Gulden versicherte, und ließ ihr dabei sagen, sie würde schon mehr thun.

Meine Frau hatte für mich um eine Audienz gebeten. Gleich war sie bewilligt und gleich erhielt ich sie.

In dieser sagte sie mir: Er hat dreimal bei mir Sein Glück in den Händen gehabt und allezeit von sich gestoßen. Diese Audienz dauerte lange. Sie sprach als Mutter und verlangte meine Kinder zu sehen, mit dem Beisatze: Von einer so rechtschaffenen Mutter müssen gewiß auch gute Kinder erzogen werden. Nun kam die Rede auf meine Schriften. Hier sagte sie: Was könnte Er mit seiner Feder für Gutes in meinen Ländern stiften, wenn Er für die Religion schreiben wollte.

Kurz gesagt, ich konnte mir nunmehr für eine glückliche Zukunft alle Hoffnung machen, blieb noch einige Zeit in Wien, wo meiner Frau mehr Ehre und Achtung widerfuhr, als vielleicht noch keiner fremden Dame widerfahren ist.

Wir reisten bald nach Zwerbach auf meine gekaufte Herrschaft und lebten ruhig. Da wir aber eben nach Wien reisen wollten, um bei Hofe um einigen Ersatz meines ehemaligen Güterverlustes zu sollizitieren und der Monarchin Gnade zu benützen, starb die große Theresia und alle unsre Hoffnung war wieder vereitelt. Ich habe aber vergessen zu erzählen, daß mir gleich nach der günstigen Audienz Ihrer Königlichen Hoheit die Erzherzogin Maria Anna den Auftrag im Namen der Monarchin gab, ich sollte die geistlichen Werke des Abts Beaudrand aus dem Französischen in das Deutsche übersetzen. Meine Antwort war, es sei Uebersetzung zwar nicht meine Sache, ich arbeite lieber Original, würde aber Ihrer Majestät Befehl mit Freude vollziehen.

Gleich griff ich zur Arbeit, nahm etwas aus Beaudrand, das meiste war aber mein Original, aber unter dem Titel der Uebersetzung war die Zensur günstiger.

Binnen sechs Wochen war der erste Band schon gedruckt und die Monarchin fand ihn vortrefflich. Der zweite folgte gleich; diesen übergab ich selbst. Sie fragte, ob er so gut geraten sei als der erste. Meine Antwort war, ich hoffe, daß dieser besser gefallen wird. Nun sagte sie, ich habe in meinem Leben nichts Schöneres gelesen, wunderte sich auch, wie es möglich sei, so gut und so geschwind zu arbeiten. Ich versprach alle Monate einen Band.

Ehe aber der dritte fertig war, war Theresia tot und meine Hoffnung mit ihr im Grabe.

Auf ihrem Totenbette hatte sie beständig befohlen, man solle ihr die Trenckschen Schriften vorlesen, und unerachtet der Beichtvater, Prälat von Dorotheer, von allem was ich verloren hatte, gründlich unterrichtet, auch überzeugt war, hat er doch in diesen letzten Augenblicken, und eben da es noch die vorteilhafteste Zeit war für mein Recht zu sprechen, gar nichts gethan und niederträchtig geschwiegen, unerachtet er es mir heiligst bei Gelegenheit zu thun versprochen hatte.

Nach dem Tode wurde mir sogar von der Zensur erlaubt, auch von Ihrer Königlichen Hoheit der Erzherzogin befohlen, diese Wahrheit im Vorberichte des dritten Bandes drucken zu lassen, und das war all mein Lohn für diese Arbeit.

Schrecklich ist aber wirklich mein Schicksal, denn einunddreißig Jahre hindurch sollizitierte ich vergebens um mein Recht, weil die Monarchin von bösen oder eigennützigen Menschen hintergangen und gegen mich als einen Erzketzer eingenommen war. Im zweiunddreißigsten glückte es meiner Frau, sie des Gegenteils zu überzeugen; sie stand im Begriffe mir alles zu ersetzen, auch meine Kinder glücklich zu machen, und stirbt, ohne das mindeste vollzogen zu haben.

Glück! wie spielst du mit uns Menschen! Beinahe sollte ich die Prädestination glauben; doch nein, ich selbst fehlte in der Art bei Hofe Recht zu suchen. Ich wollte dieses erst dann als eine Gnade erkennen, wenn es mir wirklich widerführe. Und da ich meinen Irrtum erkannte, war es schon zu spät, um verjährte Rechte geltend zu machen. Gegenwärtig weiß ich erst aus trauriger Erfahrung, daß Monarchen lieber begnadigen als belohnen. Weil mein Herz mir aber nie sagen konnte, daß ich ein Uebelthäter sei, der Gnade bedarf, so habe ich diese auch nur durch meine Handlungen zu verdienen gesucht, und

das war eigentlich die Ursache, warum ich allezeit unglücklich blieb, auch weil ich nie Seitenwege suchte, meinen Feinden offenes Feld einräumte, um mir zu schaden und sich selbst im Besitze meiner Güter festzusetzen. Nun aber ist alles zu spät, ich bedarf Ruhe und will keine neuen Herkulesarbeiten unternehmen.

Für meine Kinder habe ich diese Lebensgeschichte in trockenen Wahrheiten geschrieben, die mir selbst unfehlbar noch neue Drangsale und Verfolgungen zuziehen können. Sie mögen dieselbe zu ihrem Nutzen bei Gelegenheit anwenden. Man hat sich gewaltsam aller meiner Schriften bemeistert, deshalb habe ich mich im öffentlichen Drucke gerechtfertigt, damit mir niemand im Grabe vorwerfen könne, daß ich Vaterpflichten versäumt habe. Genug, alle ehrlichen Leute, die dieses lesen, werden ihre Freunde sein, und ich habe ihnen solche Grundsätze eingeflößt, daß sie ebenso wie ich das Notdürftige verdienen, den Ueberfluß hingegen werden zu entbehren wissen. Dieses sei ihr Erbteil anstatt unsrer großen slavonischen Güter. Ich habe auch in diesen Blättern gründlich erwiesen, daß keiner von ihren Vorfahren ein Verräter weder in Oesterreich noch in Preußen war, für das übrige wird Gott und mein allgemeiner, guter erworbener Ruf sorgen.

Kaum war Maria Theresia tot, deren Asche ich deshalb verehre, weil sie wenigstens in ihren letzten Lebenstagen den Willen hatte, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; so verfertigte ich auf ihren Tod eine Trauerrede und eine Ode, wo die Sprache des Herzens den Beifall der Kenner erwarb, und meine Lebensgeschichte erweist, daß ich ihr auch unbelohnt und unterdrückt, mißhandelt, dennoch als ein ehrlicher Mann treu und mit echtem patriotischem Eifer gedient habe. Daß ich aber mit aller meiner Fähigkeit und bestem Willen in Unthätigkeit blieb und nie für sie thun konnte was ich wollte, dieses ist nicht meine Schuld; ein andrer an meiner Stelle hätte weniger gethan und würde vielleicht doch ein Minister oder kommandierender General geworden sein. Sie ruhe in Frieden, und mein Friede ruhet sicher ewig in meinem Herzen, und Nachruf diesseits, auch jenseits des Grabes.

Nun war ich kaum bei meiner Landwirtschaft, so zeigte mir das Glück auch hier seine Tücke, denn binnen zwei Jahren habe ich zweimal totalen Hagelschlag, ein Jahr Mißwachs und sieben Ueberschwemmungen, Schafunfall, auch alle möglichen Widerwärtigkeiten erlitten.

Die Herrschaft war ganz in Verfall geraten, ich mußte

gleich reinigen, das Schloß bewohnbar herstellen, drei Meierhöfe instandsetzen, neues Vieh, auch alles Wirtschaftsgeräte anschaffen. Hierdurch wurde ich arm, besonders da durch reichshofrätliche Prozedur meiner Frau Geld in Aachen und Köln verloren ging.

Die unglücklichen Bauern konnten nicht zahlen, ich sollte vorschießen und das ausständige contributionale wuchs samt dem poenali heran. Ich habe nebst meinen Söhnen eigenhändig mitgearbeitet, und meine gute Frau, die in der großen Welt zu leben gewohnt war, die sich ganz mir und ihrer Mutterpflicht aufopferte, behalf sich selbst nebst acht Kindern ohne Magd. Kurz gesagt, wir lebten arm und wirklich kümmerlich, so daß wir mit eignen Händen unser täglich Brot verdienen mußten, und hätte der Monarch, der alle Winkel seines Staates durchsucht, sein Auge auch ungefähr nach Zwerbach gewandt, er würde den Wohnsitz der Tugend, Arbeitsamkeit und Bürgerpflichten gesehen haben, und ich hätte gewiß nicht so bitter gelitten.

Da ich nun für mich nichts mehr von Hagelschlag noch Kuratoren abwarten wollte und in meinem Kopfe, in meiner Feder ein sichres Treibhaus für meine Bedürfnisse besitze, so entschloß ich mich im vorigen Jahre, meine sämtlichen Gedichte und Schriften in acht und meine Lebensgeschichte in zwei Teilen öffentlich herauszugeben.

Dieser Vorsatz ist binnen vierzehn Monaten ganz erfüllt worden. Meine Arbeit findet in ganz Deutschland Beifall, erwirbt mir auch zugleich Achtung, Ehre und Geld, und ich bin nunmehr fest entschlossen, meine übrigen Lebensjahre ganz unabhängig von Prozessen, Kuratelen und Gerichtsstellen, ohne Referenten, Agenten noch Befehlshabern zuzubringen, so zu leben als ob ich gar kein andres Eigentum auf Erden als meinen Kopf besäße, und allein durch meine Schriften Notdurft, aber auch zugleich Beifall zu verdienen.

Hierzu bedarf es weder Vaterland noch Titel, weder Protektion, Hofgnaden noch Herrschaft, kein eignes Haus, keinen bestimmten Wohnsitz, folglich auch keine Uniform, keinen Fideikommis-Kurator, und ich bin gegenwärtig ein freier Weltbürger, der keinem Fürsten auf Erden verpflichtet ist und seinen Kindern in gangbaren Schriften auch ein papiernes Erbgut hinterlassen will, welches niemand konfiszieren kann.

Den 22. August lief endlich die Nachricht ein, daß der große Friedrich diese Welt verlassen habe, und der gegenwärtig regierende Monarch, der größte unter allen Menschenfreunden,

welcher Augenzeuge meines Schicksals im Vaterlande war, schickte mir sogleich einen Kabinettspaß, um mit sichrem Geleite nach Berlin zu reisen. Alle alte Konfiskation ist gehoben und mein Bruder in Preußen hinterläßt sein ansehnliches Vermögen meinen Kindern.

Ich reise demnach nunmehr mit kaiserlicher Erlaubnis in mein Vaterland, von welchem ich seit zweiundvierzig Jahren verdrängt und verstoßen war. Ich reise dorthin nicht als ein begnadigter Uebelthäter, sondern als ein ehrlicher Mann, der seine Rechtschaffenheit öffentlich durch Handlungen, durch Beweise und Schriften erwiesen hat, um den Lohn des Gerechten einzuernten. Dort finde ich meine Freunde, meine Blutsverwandten, auch alle die mich im Unglück kannten, und umarme sie nicht als ein untreu gewesener Staatsbürger, sondern als ein Märtyrer echter Tugend, der seine verdienten Lorbeeren von allen Menschenkennern zu erwarten hat und dort einen großmütigen Regenten sicher findet.

Welche Wonne bei diesem neu belebten und seit vierzig Jahren mit Eifer bearbeiteten Auftritte meine Seele empfinde, wenn sie in die endlich durch Standhaftigkeit erwartete Zukunft blickt, dieses kann die Beredsamkeit einer mit dem lebhaftesten Gefühle gereizten Feder nicht ausdrücken.

Neue Epoche für meine Geschichte, neue Auftritte in meiner Rolle, die ich schon mit der letzten Trauerszene zu beschließen glaubte. Der Vorhang ist nunmehr für mich aufgezogen. Ich erscheine in aufgeheiterter Gestalt abermals auf der großen Weltbühne, und auf dieser soll und will ich jetzt erweisen, daß ich in Wirklichkeit das bin, was ich in meiner Lebensgeschichte von mir selbst geschrieben habe. Große Unternehmung für einen grauen Kopf, der Ruhe und Entfernung von Weltgeschäften bedarf, die ihn grau und müde im langwierigen Kampfe machten! Mein ganzer bereits unter dem Schirme echter Weltweisheit schlummernder Ehrgeiz erwacht aber gegenwärtig von neuem. Er durchwühlt die Eingeweide einer gefühlvollen Seele, und reizt mich noch die letzten Kräfte anzuspannen, um den Lohn, welchen bisher mein Herz allein fühlte, auch für die zu erringen, denen ich meinen Namen mit meinen Rechten, mit meinem Nachrufe hinterlasse; für die, denen ich ihr Hiersein verursachte, ohne ihre Bewilligung vorher zu fordern; für die, denen mein trauriges Vorbild unserer Welt als eine Hölle in tausend Schreckbildern schildern würde, falls sie allein rückwärts oder in das Gegenwärtige blicken wollten, und nicht von mir gelernt hätten in die Zukunft zu sehen und

den Lohn der Tugend vielleicht erst jenseits des Grabes zu erwarten — für meine acht Kinder (sag' ich) will ich noch leben, für sie den Weg zur Ehre durchbrechen, den mir meine Namenlasser bahnten, und den ich selbst so kummervoll als redlich und rühmlich betreten habe. — Gegenwärtig habe ich für mich den Weltschlamm mit geprüfter Kühnheit durchwatet, und schleudere den abgetrockneten Staub in die Augen der Niederträchtigen, die mich in ihren Mistpfützen ersticken wollten.

Stolz erscheine ich am Hafen des Siegers als ein erfahrener Schiffmann, der meinen noch mitrudernden Brüdern die gefährlichsten Klippen in unsrem Weltmeer anzeigen kann, an denen ich oft scheiterte, aber nie zu Grunde ging, weil ich schwimmen und eigenmächtige Rettung zu suchen gelernt habe.

Möglich ist es, aber wahrscheinlich nicht, daß ich von diesem Hafen noch einmal zurückgeworfen werde. Auch für diesen möglichen Fall bin ich vorbereitet. Schon lange hätte ich gegründete Ursachen, jeder aufgehenden Sonne zu fluchen und ihr mit Schrecken und Schauder entgegenzusehen. Für mich selbst ist der Tod wirkliche Wohlthat, weil ich ihn als den sichersten Führer von der Bewegung zur Ruhe erkenne; auch nach demselben keine schreckenden Träume mehr zu fürchten habe, die aus Erinnerungen des Vergangenen entspringen. Meine Kinder fühlen aber noch ihr Jugendglück, ihre Freude im Hiersein. Und vielleicht will ich dann willkürlich zu leben aufhören, wenn ich auch meine Vaterpflichten erfüllt habe.

Dann folgt vielleicht noch ein merkwürdiger Nachtrag zu dieser romanähnlichen Lebensgeschichte, wo ich die aus Bescheidenheit hin und wieder vermäntelten Stellen im wahren Lichte schildern darf.

Mein Gott! mein ewiger Richter, den ich mir denke, ließ mich Mensch werden, um durch bittere Erfahrung meiner Mitbürger Lehrer zu werden. Mein Nervengebäude war mit solchen Säften befeuchtet, welche starke Leidenschaft rege machen: stark wurde meine Seele, um große Gegenstände zu durchdenken, stark mein Gedächtnis durch unausgesetzte Anstrengung, stark mein Gliederbau, um große Bürden des grausamsten Schicksals standhaft zu ertragen.

Meine Leser, die durch redliche Aufdeckung meiner Geschichte meine Freunde werden, denen empfehle ich nicht mich, weil ich nichts mehr bedarf, sondern meine rechtschaffene Frau und guten Kinder. Mein ältester Sohn ist Leutnant bei Laszy toskanischem Kavallerieregiment und macht meinen Grundsätzen Ehre, der andre wird dem König von Preußen dienen und

verspricht eben das, der dritte ist noch ein Kind. Meine Töchter werden auch vernünftige Männer glücklich machen, weil Tugend und Zärtlichkeit in ihrer Erziehungsanlage eingeimpft sind. Und vielleicht denken noch vernünftige Monarchen an das zurück, was mir ohne mein Verschulden geschehen ist und meiner Asche gebührt. Mit diesem Trost verlaß ich die Welt ruhig.

Ich schließe hier meine Lebensgeschichte am Vorabend da ich nach Berlin abreise und von meiner rechtschaffenen Frau, von meinen Kindern Abschied nehme.

Gott gebe, daß ich für sie reise! Gott gebe, daß mir keine neuen Auftritte begegnen, wodurch ich noch einen dritten Teil zur Fortsetzung dieses Trauerspiels zu schreiben bewogen werden könnte. In bester Hoffnung und Aussicht in die Zukunft schließe ich diesen mit folgenden Zeilen:

Wenn der Pöbel schnarcht und tadelt!
G'nug, wenn uns die Tugend adelt,
Und das Herz kein Vorwurf nagt.
Wer nicht Seelengröße kennet,
Und die Schmeichler Helden nennet,
Der hat nie den Trenck beklagt:
Groß den kleinen Geist belachen,
Heißt sich groß bei Weisen machen.

Geschrieben im Schloß Zwerbach, den 18. Dezember 1786.

Trenck.

University of
Connecticut
Libraries

39153026815854